

7. Sekundärliteratur

Die evangelische Christenheit und die Juden in der Zeit der Herrschaft christlicher Lebensanschauungen unter den Völkern. Von der Reformation bis zur ...

Roi, Johannes F. A. de le

Karlsruhe [u.a.], 1884

III. Die Zeit des Vorherrschens innerer Beziehungen zu den Juden. Erste Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

III.

Die Zeit des Vorherrschens innerer Beziehungen zu den Juden.

Erste Hälfte des 18. Jahrhunderts.

I. Zur Charakteristik des Zeitraumes.

Klare und scharfe Grenzen können weder für den Anfang noch für das Ende dieses Zeitraumes angegeben werden. Denn der Pietismus, welcher die bedeutendste und folgenreichste Erscheinung in demselben bildet, ist durch solche nicht zu bestimmen. Spener, der eigentliche Vater des Pietismus wurde ja schon 1666 zum Senior des Geistlichen Ministeriums zu Frankfurt a. M. berufen, und starb bereits im Anfange des 18. Jahrhunderts, 1705. Eben desshalb könnte es auf den ersten Blick willkürlich erscheinen, den ersten Theil des 18. Jahrhunderts als besonderen Zeitabschnitt zu behandeln. Thatsächlich aber hat der Pietismus doch erst mit dem Auftreten der drei jungen Magister in Leipzig August Hermann Franke, Paul Anton und Johann Caspar Schade im Jahre 1686 und seit der Errichtung der Universität Halle 1691 seine tiefer gehende Einwirkung auf das allgemeine kirchliche und öffentliche Leben entfaltet. Von da ab erst hat er jenen Einfluss gewonnen, welcher ihn für das kirchliche, religiöse und auch für das bürgerliche Leben zunächst des evangelischen Volkes von so hoher Bedeutung werden liess.

Freilich aber hat er von Anfang an sein Gebiet nicht unbestritten eingenommen, und er war es nicht allein, welcher die evangelische Kirche und das evangelische Leben Deutschlands

bestimmte. Und ähnlich stand es dort, wo die Geistesverwandten des Pietismus auftraten. Neben dem letzteren und oft im heftigsten Kampfe wider ihn behauptete die alte Rechtgläubigkeit ihr Feld. Diejenige Richtung, welche besonders die gelehrten Beziehungen zu den Juden pflegte, sehen wir also nicht so schnell vom Schauplatze verschwinden, sondern bis in die dreissiger Jahre hinein noch recht eifrig auf den Plan treten.

Beide Richtungen beeinflussen denn auch einander in dem Werke, welches den Juden gilt; sie spornen sich gewissermaassen gegenseitig an, mit ihren Kräften und Mitteln an denselben zu arbeiten, ergänzen sich auch gegenseitig und greifen oft in einander über, so dass dieser Zeitraum das Bild einer recht lebhaften Thätigkeit auf unserem Gebiete zeigt.

An der Fülle literarischer Erzeugnisse übertrifft die orthodoxe Richtung noch die pietistische, aber doch tritt der innere Einfluss des Pietismus auch in jener vielfach zu Tage. Dem Pietismus war es im Unterschiede von der gelehrten Gläubigkeit vor allem und an erster Stelle um die Person der Juden selbst zu thun. Nicht das theologische Interesse oder der wissenschaftliche Eifer oder das religionswissenschaftliche Rechthabewollen hiessen ihn an die Juden herantreten und eine Arbeit an ihnen aufnehmen, wie dies bei der Orthodoxie oft an erster Stelle der Fall gewesen war, sondern das brennende Verlangen nach dem Heile ihrer Seelen. Das Herz hatte es hier zunächst mit den Juden zu thun und fühlte tief den Ernst der Frage ihres Seligwerdens.

Aus diesem Grunde war für den Pietismus und auch in gewissem Grade für seine Geistesverwandten das Zeugnis an die Juden eine innere Nothwendigkeit, und darum dachte er auch angelegentlich darüber nach, wie er den Gewissen und Herzen derselben das Evangelium nahe zu bringen vermöchte. Vor allem das Beste ihrer Person suchend, liess er es sich deshalb auch angelegen sein, die Juden in einer ihnen verständlichen Sprache anzureden und es ihnen fühlbar zu machen, dass es ihm einen tiefen Schmerz bereite, sie der seligmachenden Wahrheit den Rücken kehren zu sehen.

Eben daher wandelte sich im Pietismus und bei seinen Genossen auch die Sprache ganz auffällig, welche man den Juden gegenüber führte, und dieselbe gewann hier einen wärmeren, eindringlicheren und mehr die Herzen anfassenden Ton. Kurz, die

Stellung des Pietismus zu den Juden wurde eine wirkliche Missionsstellung. Und so war es auch nichts Zufälliges, dass aus der Mitte seiner Anhänger her eine eigentliche Judenmission erwuchs.

Heilsame und nachhaltige Anregungen, den Juden gegenüber eine dem Evangelium entsprechende Stellung zu gewinnen, hat aber der Pietismus auch auf weitere Kreise ausgeübt. Er hat in dieser Beziehung in der That viele sehr vortheilhaft beeinflusst, welche nicht zu seinen Anhängern gehörten und nicht in seinen Einseitigkeiten einhergingen.

Aber freilich über lebendige Anregungen einer grösseren Zahl einzelner evangelischer Personen brachte es auf unserem Felde auch der Pietismus nicht hinaus. Denn sein Subjektivismus raubte ihm wie auf anderen Gebieten, so auch hier die Fähigkeit eine allgemeinere Erhebung der Kirche und des evangelischen Volkes herbeizuführen.

In Holland befreundete sich der Coccejanimus mit dem deutschen Pietismus, in England aber entstand im Methodismus eine dem deutschen Pietismus verwandte Erscheinung. Allerdings nicht in der lebhaften Weise, wie es im deutschen Pietismus der Fall war, aber in der inneren Richtung ihm wenigstens ähnlich, beeinflussten jene religiösen Erscheinungen an ihrem Orte die Stellung vieler zu den Juden. Den Missionssinn und Missionseifer hat zumal der Methodismus in England wesentlich wecken helfen.

Den Abschluss dieses Zeitraumes führt das Auftreten eines in der rationalistischen Gestalt hervortretenden Humanismus herbei, welcher sowohl die Stellung der Christen zu den Juden als jene letzteren selbst in ganz neue Bahnen hineinzuleiten beginnt. Der Grenzpunkt ist aber auch hier nicht durch eine bestimmte Jahreszahl anzugeben; und es wird sich nur etwa rechtfertigen, wenn ungefähr die Mitte des 18. Jahrhunderts, welche auf jüdischer Seite die Gestalt von Moses Mendelsohn vor die Oeffentlichkeit führt, als das Ende der bisherigen und der Anfang der neueren Periode festgehalten wird.

2. Jüdische Zustände.

Die Wohnsitze der Juden waren in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Wesentlichen dieselben wie am Schlusse des 17.

Doch fingen sie nun auch in Nord-Amerika an sich zu Gemeinden zu sammeln, nachdem 600 portugiesische Juden, welche mit den Holländern nach Brasilien gegangen waren, dasselbe, seitdem die Portugiesen dieses Land verloren hatten, wieder verliessen. 1729 bildete sich in New-York (Neu-Amsterdam) eine jüdische Gemeinde, welche 1730 die erste Synagoge auf nordamerikanischem Boden erbaute. Sehr früh liessen sich auch Juden in Jamaika, Guyana und Curaçao nieder, in Surinam gelangten sie zu bedeutendem Wohlstande und hohem Ansehen.

Einzelne Verfolgungen der Juden kamen auch in diesem Zeitraume vor, aber ganz überwiegend in nicht evangelischen Ländern. Die allgemeine Stellung dagegen, welche die Juden inmitten der christlichen Völker einnahmen, blieb auch jetzt der Regel nach eine unwürdige; doch ist ein Fortschritt zum Besseren hier immerhin zu erkennen.

Ziemlich einstimmig aber geben die jüdischen Geschichtschreiber zu, dass die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zu Mendelsohn vielleicht eine der dunkelsten Perioden ihrer Geschichte bilde. Grätz z. B., welcher doch von keinem anderen in der Verherrlichung seines Stammes erreicht wird und dessen einziges Dogma die Vergötterung der Judenschaft ist, bekennt trotzdem (X, 323 ff.): „Die Rabbiner dieser Zeit waren im Allgemeinen keine Muster, die polnischen und die deutschen meistens Jammergestalten, die Köpfe erfüllt von unfruchtbarem Wissen, sonst unbeholfen und unwissend wie kleine Kinder. Die portugiesischen Rabbinen traten äusserlich würdig und imponirend auf, aber innerlich waren auch sie hohl; die italienischen hatten mehr Aehnlichkeit mit den deutschen, besaßen aber nicht deren Gelehrsamkeit.“

„So ohne des Weges kundige Führer, in Unwissenheit oder Wissensdünkel versunken, von Phantomen umschwärmt, taumelte die Gesammtjudenheit in allen Erdtheilen ohne Ausnahme von Thorheit zu Thorheit und liess sich von Betrügnern und Phantasten am Narrenseil leiten. Eine Albernheit mochte noch so augenfällig sein, sie fand Glauben, wenn sie nur mit scheinbarem religiösem Ernste geltend gemacht und in verrenkte Schriftverse oder talmudische Sprüche in gekünstelter Auslegung eingefügt oder mit kabbalistischen Floskeln belegt wurde. Der Höhepunkt des Mittelalters stellt sich in der jüdischen Geschichte zu der Zeit ein, wo es im westlichen Europa grösstentheils überwunden war. Für Krankheiten Amulette zu schreiben und sie damit zu

bannen, wurde von jedem Rabbiner verlangt und sie gaben sich auch dazu her, ja manche wollten als Geisterbeschwörer gelten.“

Und ebenso gesteht Grätz: „Im Anfange des 18. Jahrhunderts war sowohl der wissenschaftliche und künstlerische Sinn als das sittliche Gefühl den Juden abhanden gekommen oder mindestens abgestumpft. Zwar blieben die Grundtugenden des jüdischen Volkes in ihrer ganzen Kraft bestehen: Familienliebe und brüderliche Theilnahme unter einander; aber das Rechts- und Ehrgefühl war im Durchschnitt geschwächt. Gelderwerb war eine so gebieterische Nothwendigkeit, dass die Art und Weise des Gelderwerbes gleichgiltig war. Uebervorthen und Ueberlisten nicht bloss der feindlich gegenüberstehenden Bevölkerung, sondern auch der eigenen Volksgenossen galt meistens nicht als Schande, vielmehr als eine Art Heldenthat. Daraus entstand eine Anbetung des Mammons, nicht bloss Liebe zum Gelde, sondern auch Respekt vor ihm, mochte es aus noch so unlauteren Quellen geflossen sein. Die bis dahin noch so ziemlich behauptete demokratische Gleichheit unter den Juden, welche den Unterschied des Standes und der Kaste nicht anerkennen mochte, verlor sich bei dem rasenden Tanz um das goldene Kalb. Der Reiche galt auch als ehrenwerth, zu dem die minder Begüterten wie zu etwas Höherem hinaufblickten, und dem sie daher vieles nachsahen. Die Reichsten, nicht die Würdigsten kamen an die Spitze der Gemeinden und erhielten daher einen Freibrief für Willkür und Uebermuth.“

In der That, die Zustände der Juden waren sehr ernste. Das reformatorische Zeugniß hatten sie sowohl in seiner anfänglichen als in seiner späteren Gestalt von sich gewiesen, obgleich der Unterschied desselben von dem römischen ihnen scharf genug entgegengetreten war. Ja, sie waren in ihrem Widerstreben gegen das Christenthum nun noch weiter fortgeschritten, und das musste seine Folgen für ihr religiöses Leben haben. Denn freilich die innere Gewissensmahnung konnte nicht abgewiesen werden, ohne dass der religiöse Sinn selbst dadurch Schaden erlitt. Die Thatsache des religiösen Verfalls verbarg sich denn auch vor den Augen vieler Juden nicht, wie denn noch aus jüngster Zeit das oben erwähnte Zeugniß von Grätz sie einräumt; aber den eigentlichen Grund derselben wollten sie sich nicht eingestehen und es sich nicht selbst bekennen, dass eben ihre Religion sie immer weiter sinken lassen musste, und dass die

Selbstbefestigung ihrer Religion gegen das Christenthum ihr ganzes Verderben war. Trotz alles dessen, was sie an sich selbst erlebten, ragten sie nach wie vor in ihrer eigenen Ueberzeugung über die ganze Welt hinaus.

Indess währte der Messiasschwindel fort, obgleich doch wahrlich die Erfahrungen mit Sabbathai Zebi und der grossen Zahl derer, welche dann seine Lehre weiter verbreiteten, die Gemüther hätten ernüchtern sollen. Der Betrüger Chija Chajon fand in Amsterdam und von dort aus fast in der ganzen Judenschaft zahlreiche Anhänger. Mose Chajim Luzzato aus Padua beunruhigte weite Kreise durch seine kabbalistischen Lehren. Der bekannte Rabbi Jonathan Eibeschutz in Prag und hernach in Altona war ein Beförderer des Sabbathianismus. In von ihm ausgegebenen Amuleten wurde Sabbathai Zebi als Messias angerufen.

In der Mitte des Jahrhunderts aber erstand unter den türkischen und wallachischen Juden in Jacob Frank ein neuer Messias, der später auch im Polnischen Reiche viele Gläubige fand, bis er 1760 eingesperrt wurde und aus dem Gefängniss entlassen zurückgezogen in Offenbach lebte, wo er auch starb.

Bei diesen messianischen Bewegungen zeigte es sich aber, dass auch die in äusserlich günstigen Verhältnissen lebenden Juden, wie die hochgebildeten in Holland, Hamburg und England, sich eben so wenig durch ihr Judenthum befriedigt fühlten als diejenigen, welche eine gedrückte Stellung unter den Völkern einnahmen. In der That trat es jetzt ganz klar zu Tage, dass die Juden in ihrer Religion kein Genüge gefunden hatten.

Während die grosse Masse der Juden in der allersorgfältigsten Ausübung dessen, was ihr religiöses System ihnen vorschrieb, dahinlebte, fühlten die Gemüther je länger desto mehr eine unbeschreibliche Leere, welche um jeden Preis gefüllt sein wollte. Nur die völlige innere Ohnmacht, welche an dem Judenthum zu Tage getreten war, nachdem es die Freiheit gehabt hatte, ohne irgend Jemandes Dazwischentreten vor seinen Bekennern seinen ganzen Inhalt und sein ganzes Vermögen darzulegen, erklärt die Erscheinung, dass den Juden überall in Europa, Asien und Afrika jene Messiase und messianischen Propheten, die fast ein Jahrhundert lang unter ihnen auftreten durften, als Bringer der wahren frohen Botschaft galten. Das Verlangen nach etwas Besserem war ein so grosses und gewaltiges, dass es einen so

langen Zeitraum hindurch keine noch so traurige Erfahrung zu dämpfen vermochte. Eine förmliche Messiasraserei hatte sich der Juden bemächtigt, und nur nach und nach erwachte der grössere Theil derselben aus ihrem Rausche.

Der Talmudismus konnte sich auch nur deshalb noch halten, weil dieses ganze Messiastreiben offenbar eine Lüge war; und jener Mystik allein hatte er es zu danken, dass er noch nicht völlig zusammenbrach. Aber seine Zeit war freilich vorüber, und es kam nur darauf an, ob sich eine Macht finden liess, welche grösseres Vertrauen unter den Juden gewann und welche ihnen einen Ersatz für das alte pharisäisch-talmudische Wesen bot.

Mitten in diesem Treiben und während dasselbe noch in seiner Blüthe stand, erhob sich aus der evangelischen Kirche her der Zeuge, welcher die Juden einen anderen besseren Weg zu weisen versuchte: der deutsche Pietismus und die Mission desselben sammt den verwandten Erscheinungen auf anderen Gebieten der evangelischen Kirche.

Wie er dieses Werk aufgenommen, ob mit der rechten Kraft und den rechten Mitteln, ob er von der evangelischen Kirche hinreichend verstanden und von den evangelischen Völkern genügend unterstützt wurde, und wieder, ob und wie weit die Juden diesem Wegweiser zu folgen willens waren, wird nun die folgende Darstellung nachzuweisen die Aufgabe haben.

3. Deutschland.

a. Philipp Jacob Spener.

Philipp Jacob Spener, geboren 1635 zu Rappoldweiler im Elsass, hatte schon als Student auf der Universität Strassburg dem Hebräischen und Rabbinischen besonderen Fleiss zugewandt. Zur besseren Erlernung des Talmudischen bediente er sich der Hilfe eines Juden und ging 1659 eigens nach Basel, um hier eine weitere Förderung in diesen Studien durch Buxtorf zu erfahren. Auch Esdras Edzard in Hamburg hat er aufgesucht, und die Bemühungen dieses Mannes um die Bekehrung der Juden haben einen bleibenden Eindruck auf ihn hervorgebracht. Nicht bloss folgte er dem Rathe desselben für seine jüdischen und hebräischen Studien, sondern ihm erschien auch die Art und Weise des Verkehrs, den jener Hamburger Theologe mit den Juden

pfl egte, für alle Missionswirksamkeit an denselben als die besonders geeignete. Auf Edzards Vorbild hat er desshalb auch stets mit grossem Nachdruck hingewiesen.

Sein Amt in Frankfurt a. M. bot ihm alsdann manchen Anlass, mit Juden in nähere Verbindung zu treten; und hier zeigte es sich sogleich, dass es ihm in seinen talmudischen und rabbinischen Studien nicht um den Erwerb grösseren literarischen Wissens oder nur um wissenschaftliche Förderung zu thun gewesen war, und dass er bei diesen Studien eben so wenig an eine bloss wissenschaftliche Verwerthung derselben gedacht hatte, sondern dass diese Art der Beschäftigung dem geistlichen und äusseren Wohl der Juden hatte gelten sollen.

Eben desshalb genügte ihm auch das durchaus nicht, was in der evangelischen Kirche bisher für die Juden geschehen war, sondern er fühlte es tief, dass in diesem Stücke viel vernachlässigt worden wäre, und dass die Schuld der Christen ein grosses Hinderniss für die Ausbreitung des Christenthums unter den Juden sei. Nicht weniger aber stand es ihm fest, dass sich die Christenheit nunmehr in allen ihren Ständen aufmachen müsse, um das Versäumte nachzuholen.

Demgemäss erhob er seine Stimme und er that dies nachhaltig, in Frankfurt wie in Dresden und auch zuletzt noch in Berlin.

In Predigten von der Kanzel herab und in Schriften liess er sich gleichmässig über den Gegenstand vernehmen. So heisst es bereits 1675 in den *Piis desiderii* (Frankfurt) S. 56 und öfters „dass an der Aeusserlichkeit der Christen zuvörderst die Juden sich ärgern, so unter uns wohnen und werden in dem Unglauben gestärkt, ja den Namen des Herrn zu lästern bewogen, als die da nicht können glauben, es sei möglich, dass wir Christum für einen wahren Gott halten, dessen Geboten wir gar nicht folgen, oder es müsse unser Jesus ein böser Mensch gewesen sein, wo sie ihn und seine Lehre aus ihrem Leben urtheilen, also dass wir nicht können in Abrede sein, dass dieses der bisherigen Verstockung der Juden und Hinderniss dero Bekehrung eine grosse Ursache gewesen, das Aergerniss, so die armen Leute an uns nehmen“.

S. 116: „Insgemein gegen alle Ungläubigen oder Irrenden soll geschehen die Uebung herzlicher Liebe, dass wir ihnen zwar zu ihrem Unglauben oder Irrglauben oder dessen so Uebung als Fortpflanzung nichts zu willen werden, aber in anderen Dingen,

welche zum menschlichen Leben gehören, zeigen, dass wir sie für unsere Nächsten, ja auch aus Recht der allgemeinen Schöpfung und gegen alle sich erstreckenden göttlichen Liebe für unsere Brüder erkennen, und also auch mit solchen Herzen gegen sie gesinnet seien, wie wir den Befehl haben alle als uns selbst zu lieben. Und ist dieses ein so fleischlicher als an Bekehrung solcher Leute schädlicher Eifer, da man einigen Ungläubigen oder Irrenden seiner Religion wegen Schimpf oder Leid anthut, da doch der rechtmässige Hass der Religion die der Person schuldicke Liebe weder aufheben noch schwächen sollte“.

Umfassend aber legt er seine Wünsche und Forderungen hinsichtlich der Juden in den „Theologischen Bedenken“ nieder. So IV Art. 1, Sect. 18 pag. 87: „Christliche Bedenken wegen der Anstalt zur Bekehrung einiger Juden an Orten, da dieselben wohnen“. Hier stellt er 12 Punkte auf: 1. Die christliche Obrigkeit, unter deren Botmässigkeit Juden lebten, sei verpflichtet, alles zu versuchen, um sie zur Erkenntniss des Heils zu bringen. Das fordere von ihr die christliche Liebe, welche das geistliche Wohlsein des Nächsten suche. Sie sei aber auch das Werkzeug der Gnade Gottes an den unsterblichen Seelen ihrer Unterthanen. Darum sei sie verpflichtet danach zu trachten, dass die Ungläubigen zur Erkenntniss gelangen. Der Regent, welcher dies unterlässt, versündigt sich schwer und geniesst alle Vortheile von den Juden mit Sünde, so dass ihn die armen Seelen im Gerichte verklagen werden. Die Regenten sollten daran denken, dass der Herr ihnen die Juden nicht dazu in ihr Land gegeben habe, damit sie von ihnen zeitlichen Nutzen ziehen, sondern damit diese von ihnen geistlichen Nutzen schöpfen mögen. Ueberhaupt aber sind die Juden unter die Christen verstreut, damit sie denselben sowohl ein Exempel des göttlichen Gerichtes als eine Gelegenheit zur Uebung der Liebe werden.

2. Das Gute muss auch auf eine gute Weise vollbracht werden. Gewaltmittel stiften nur Unheil. Das Reich Christi ist nicht von dieser Welt, weltliche Gewalt hat also darin keinen Platz; daher nichts vorgenommen werden darf, was wider das Gewissen eines Juden ist. Die vom Herrn geheiligten Mittel sind anzuwenden, die Herrschaft über die Gewissen dagegen bleibt ihm allein zu überlassen.

3. Ein Nebenmittel aber ist Hinwegräumung von Hindernissen aus dem Wege. Man müsse die Juden zu einer anderen

Lebensart bringen und sich nicht vom Handeln und Schachern ernähren lassen. Durch die bisherige Beschäftigung werde ihr Gemüth mit zu vielen Sorgen erfüllt, so dass sie gar nicht recht an etwas Göttliches denken könnten, und es ohne Betrug bei ihrer Lebensweise nicht abgehe. Man bringe sie an noch unbebaute oder wenig bebaute Orte und halte sie dort zur Lebensart ihrer Väter d. h. zum Ackerbau und Viehzucht an. Dann würden sie auch für ihre Seele mehr sorgen können und das Gemeinwesen von ihnen mehr Nutzen haben. Damit das aber geschehen könne, müssten freilich nicht bloss Privatpersonen, sondern das Reich die Sachen in die Hand nehmen. Ferner sei eine genaue Aufsicht der Obrigkeit nöthig, damit die Juden selbst nicht Unrecht thun und ihnen solches nicht zugefügt werde. Denn es ärgere jene Leute schrecklich, wenn sie hören, wie den Christen durch ihre Lehre, Liebe und Gerechtigkeit so ernstlich befohlen sei, und wenn sie doch dieselben täglich das Gegentheil hiervon üben sehen. Sie meinen dann, dass es uns mit unserer Religion kein Ernst sei, und halten alles, was ihnen selbst geschieht, für Leiden, welche ihnen um ihrer wahren Gesetzestreue willen zugefügt werden. So würden sie in ihrem Wahn noch mehr befestigt und ihre Gemüther noch mehr verhärtet. Die Obrigkeit müsse daher, wo Juden wohnen, allem gottlosen Leben desto ernstlicher steuern.

Aber freilich sollten auch die Juden der christlichen Religion nicht zuwiderhandeln und den Sonntag nicht entheiligen dürfen; daher der Handel mit Christen ihnen am Sonntage, und den Christen der Dienst bei Juden an diesem Tage zu verbieten sei.

4. Das rechte eigentliche Hauptmittel, um die Bekehrung der Juden zu erreichen, seien aber das Gebet und das göttliche Wort. Das Gebet müssten die Einzelnen üben und sei für die Gemeinde in der Kirche zu verordnen. Wenn ernstlich gebetet werden würde, werde der Herr auch als Antwort den Weg zeigen, auf dem die Juden herbeigebracht werden möchten.

5. Sodann das göttliche Wort. Dasselbe ist vor allem zu lesen. Man bewege also die Juden das Neue Testament und andere christliche Bücher zu lesen. Aber freilich bestehe hier das Hinderniss, dass die wenigsten Juden deutsch lesen könnten und bereit seien, sich mit christlichen Büchern zu beschäftigen. Gespräche und Zuspruch seien von Nutzen, aber nicht viele ver-

ständen sich hierauf; denn es fehle an der Kenntniss des Jüdischen und an der rechten Sanftmuth den Juden gegenüber.

6. Das Meiste müssten die Prediger thun. Deshalb sollten in jeder Herrschaft ein oder einige Prediger angewiesen werden, sich mit dem einschlägigen Material bekannt zu machen, und seien die Juden zu verpflichten, dieselben anzuhören; wobei ihnen aber Einwürfe gegen dieselben erlaubt sein müssten. Zu gebieten sei es den Juden, das Jahr über gewisse Predigten zu besuchen; denn das bloss Anhören solcher Predigten streite nicht wider die Gerechtigkeit.

7. Die Juden sollten aber nicht gehalten sein, dem Namen Jesu äussere Ehrerbietung zu beweisen, auch nicht in Kirchen, welche Bilder enthielten, geführt werden, sondern lieber an einen anderen Ort.

8. Die Prediger sollten ihre Vorträge freundlich halten, ohne Bitterkeit und Heftigkeit, so dass man ihnen Liebe zu den Juden abmerke. Mit den Nachkommen der früheren Juden solle man überhaupt mehr Mitleid haben, als Zorn gegen sie hegen und auch ihrer Herzenshärte so gedenken, dass man dem die Erbarmung gegen sie abfühle. Um ihr Herz zu gewinnen, möge man ihnen auch die Herrlichkeit ihres früheren Zustandes beschreiben, und dass wir mit Römer Kap. II wüssten, Gott habe sein Volk nicht ganz verstossen. Wir wollten sie nicht stolz machen, sondern sie sollten nur sehen, dass wir sie nicht verachten noch ihnen feind sind, sondern Liebe gegen sie tragen.

9. Bei ihrer Belehrung sei mit dem Leichterem anzufangen und dann erst zum Schwereren vorzugehen. Es sei nicht sogleich mit der Lehre von der Dreieinigkeit zu beginnen, sondern etwa in der folgenden Ordnung. Mit der Heiligkeit der Lehre Christi sei der Anfang zu machen, und wie in jener alles enthalten sei, was nach dem Gesetze Mosis die wahre Heiligkeit ist, welche Gott als einem geistigen Wesen und dem Dienste desselben entspricht. Sodann, dass der Messias ein solcher habe sein müssen, wie die Christen von Christo lehren, und dass er nothwendig bereits gekommen sei. Ein Verführer kann der nicht gewesen sein, der eine so heilige Lehre gehabt hat, die alles, was das Gesetz Mosis enthält, vollkommen in sich fasst. Mit dem Vertrauen zum Neuen Testamente werde dann auch unschwer die Annahme der anderen Geheimnisse in demselben kommen. Und dabei sei darauf hinzuweisen, dass der Messias Gottes nach dem

Alten Testamente habe leiden, sterben, ein Versöhnopfer werden und einen neuen Bund mit allen Völkern aufrichten müssen.

10. Die Prediger müssten die hierher gehörige Literatur studiren. Die Beweise sind aus dem Alten Testamente zu entnehmen, Nebenzeugnisse aus Talmud, Targum, Rabbinen und Cabbala. Im Uebrigen sei jede Person besonders zu behandeln, und sei in dem allen von Edzard zu lernen.

11. Mit der Taufe dürfe man nicht eilen, sondern müsse man eine längere Probezeit inne halten, damit die Juden selbst sähen, wie heilig uns die Taufe sei, und damit auch andere Christen erkannten, dass es uns nicht um die Gewinung blosser Namenchristen zu thun sei. Die Getauften aber seien zu einem thätigen Christenthum, besonders zu fleissiger Arbeit anzuhalten, welche auch die Bedingung ihrer Aufnahme bilden müsse. Ihre jüdischen Unarten müsse man ihnen allmählig abgewöhnen. Die Beispiele unordentlicher Proselyten ärgerten ihre ungläubigen Brüder, gute Beispiele dagegen zeigten ihnen die Kraft des Christenthums. Am Schlimmsten sei die geringe Fürsorge für die Proselyten, und müsse denselben vor allem Arbeit verschafft werden.

12. Die Zahl der Bekehrten werde bis zur Stunde der Ernte freilich keine grosse sein. Trotzdem müsse man den Juden nachgehen, denn die Hoffnung sei für keinen aufzugeben, und für jeden Gewonnenen dem Herrn zu danken.

1702, also drei Jahre vor seinem Tode, kam Spener in Berlin noch einmal in ähnlicher Ausführlichkeit auf den Gegenstand in den „Unmaassgeblichen Gedanken, wie es mit den Juden ihrer Bekehrung wegen zu halten sei“, zurück (Letzte Theologische Bedenken Band I^c 1 S. 286 ff.). Er stellt hier 14 Punkte auf, in denen er das früher Gesagte vielfach wiederholt. Nachdem er von dem Zwecke des Wohnens der Juden unter den Christen gesprochen, fordert er für sie freie Reliöngionsübung; doch sei ihnen eine Lästerung und Verführung von Christen nicht zu gestatten. Wiewohl jetzt unter dem Zorne Gottes seien sie doch noch Blutsverwandte Christi und die Erfüllung der Verheissungen ihnen gewiss. Darauf wird die Pflicht der christlichen Obrigkeit gegen sie betont, die Nothwendigkeit einer Aenderung ihrer Lebensweise hervorgehoben, auf die Abstellung jeder üblen Behandlung der Juden unter dem Einschreiten der Obrigkeit und auf das Predigtzeugniss an sie gedrungen, und geistliche wie

äussere Versorgung für die Proselyten und Unterbringung derselben in Anstalten während ihres Unterrichtes verlangt.

Indem Spener dann betont, dass alle Gewalt gegen die Juden vermieden werden müsse, weil dieselbe nur, wie das Spanien und Portugal gezeigt hätten, Heuchler schaffe, verwirft er es jetzt auch von ihnen zu fordern, dass sie dem gewöhnlichen christlichen Gottesdienste beiwohnten, und hält es nun selbst nicht einmal für rathsam, von ihnen den Besuch besonderer Judenpredigten zu verlangen, weil sie das erfahrungsmässig nur desto hartnäckiger mache. Die Sache stiftet, so fügt er hinzu, mehr Schaden als Nutzen. Auch könnten die Katholiken gegen die Evangelischen den gleichen Zwang ausüben.

Die Prediger sollten dagegen in den Gemeinden für die Juden beten und jene zur Fürbitte für die Juden ermahnen. Besonders aber gälte es im Privatverkehr die religiöse Frage mit ihnen zu besprechen; mit Laien gingen überdem die Juden leichter auf derartige Gespräche ein als mit Geistlichen. Die Universitäten endlich müssten die orientalischen Studien ernster betreiben, damit die Theologen für ein Zeugniß an die Juden besser ausgerüstet würden.

Häufig erinnerte Spener überdies in seinen Predigten die Gemeinde an die Juden und an ihre Christenpflichten gegen dieselben. So bezeugte er in seiner Himmelfahrtspredigt vom Jahre 1677 in Frankfurt „über die Nothwendigkeit und Möglichkeit eines thätigen Christenthums“, seinen Zuhörern, dass die evangelische Christenheit es nicht verantworten könnte, wenn sie die Juden weiter so hingehen liesse, wie sie es bisher gethan habe. Noch im Jahre 1699 hielt er in der Nicolai-Kirche zu Berlin eine Predigt, „Dass unser Herr Jesus Christus der wahre Messias sei“, welche sich theils direkt an die Juden richtete, theils es den Christen an die Hand geben wollte, wie sie die Juden von der Messianität Jesu überzeugen sollten.

Eine Predigt am Sonntage der Zerstörung Jerusalems behandelte in herzbeweglicher Weise „Die Thränen Jesu über Jerusalem und die Schriftlehre von der zukünftigen Bekehrung der Juden“.

Da Spener eifrigst das Schriftstudium pflegte und zu einer lebendigen Erfassung der heiligen Schrift gelangte, wurde ihm auch die Endbekehrung der Juden zur Gewissheit; und er hat besonders dazu gewirkt, dass diese Hoffnung von vielen in der evangelischen Kirche getheilt wurde. Sehr häufig

kommt er denn auch sowohl in seinen Schriften als in seinen Predigten auf die Hoffnung Israels zu sprechen. In der Schrift „Behauptung der Hoffnung künftiger besserer Zeiten“ aus dem Jahre 1693 hat er das zumal recht nachdrücklich gethan. Hier und sonst oft kommt er mit Vorliebe auf Römer Kap. 11 und auf die Propheten des Alten Testaments zu sprechen. Aber er weist auch nach, dass die Endbekehrung des jüdischen Volkes die längste Zeit eine allgemeine Lehre der christlichen Kirche gewesen sei. Ihn selbst hatte besonders sein College Grambs zur Erkenntniss der Schriftmässigkeit derselben gebracht, und machte er es nun auch mit Ernst geltend, dass man die Juden unnöthig verstocke, wenn man ihnen raube, was ihnen die Schrift doch lasse. Die endliche Bekehrung Israels bildete sogar, wie er selbst sagt, einen täglichen Gegenstand seines Gebets; und denen, welche ihn beschuldigten, dass er unter die Chiliasten gegangen sei, stellte er gern die lange Reihe evangelischer Theologen entgegen, welche die Schrifthoffnung für das Volk Israel festgehalten hatten.

Nach allen Seiten hat also Spener das Verhältniss zwischen den Christen und Juden besprochen. Getrieben von ernster und aufrichtiger Liebe hat er seine Stimme erhoben, dass man die Juden aus ihrem geistlichen und bürgerlichen Elende gleichzeitig zu erretten suchen müsse, und dass den Getauften eine treue christliche Erziehung in aller Geduld zu Theil werden möge. Bloss humanistische oder modern politische Gedanken lagen ihm durchaus fern. An eine Beseitigung der Schranken zwischen Christen und Juden dachte er in keiner Weise; denn er hielt von dem christlichen Gemeinwesen ausserordentlich hoch. Gerade darum, weil er fest überzeugt war, dass auch der Staat ein christliches Gemeinwesen sein müsse, glaubte er an denselben sehr bedeutende Forderungen hinsichtlich der Fürsorge für das religiöse Wohl seiner Bürger stellen zu müssen, so dass er in dieser Beziehung sogar über das Maass hinausging.

Seine Vorschläge zielten aber alle darauf ab, dass die Juden selbst und das ganze Verhältniss ihrer christlichen Umgebung zu ihnen von innen heraus verändert werden möchte, und haben mit der modernen rein äusserlichen und mechanischen Veränderung der Stellung beider zu einander nichts zu thun. Spener hatte eine zu tiefe Kenntniss des Menschenlebens, als dass er jene modernen Heilmittel vorgeschlagen hätte, welche, nachdem sie

anfangs als unfehlbar wirkende Arznei angepriesen worden sind, immer mehr als vollständig unbrauchbar für die Heilung irgend eines Schadens erkannt werden. Ihm kam es nicht auf einen kurzen Schein an, sondern auf Wahrheit, und für diese wirkte er mit einem Herzen voll reicher aufrichtiger Menschenliebe.

Ueber den augenblicklichen Erfolg aller und der besten Bemühungen an den Juden täuschte sich Spener nicht. Er wusste, dass jetzt nur die Zeit „der Einigen“ sei; aber wie ihn hier seine Schriftkenntniss die rechte Nüchternheit bewahren liess, so führte ihn dieselbe auch zu einer lebendigen und unerschütterlichen Hoffnung für die Zukunft des jüdischen Volkes.

Einen allgemeinen Widerhall fanden freilich seine Worte und Bitten nicht, aber die Zahl derer war eine grosse, welchen seine Mahnungen zu Herzen gingen. Er selbst durfte es mit Freuden anerkennen, dass die Behandlung der Juden z. B. in Frankfurt a. M. in Folge seiner Zeugnisse daselbst eine bessere geworden sei; und auf weitere Früchte seiner Wirksamkeit werden wir noch später hinzuweisen haben. Aber die Juden auch fühlten es diesem Manne ab, dass er ein Herz für sie habe, und mancher Verständige unter ihnen hat es damals anerkannt, dass er ihr Gutes suche. Oefters begegnen wir z. B. hernach in den Berichten der Callenberg'schen Mission Juden, welche bekennen, die Schriften Speners gelesen zu haben; und aus Frankfurt besonders erhalten wir die Mittheilung, dass unter den dortigen Juden in Folge des Spener'schen Wirkens eine grosse Bewegung der Gemüther zu erkennen war. Spener selbst taufte dort unter anderen auch einen alten Juden, der noch auf seinem Sterbebette nach der Vereinigung mit Jesu verlangte.

Aber allerdings die Energie besass Spener nicht, um nun auch seinen Zeitgenossen das Beispiel zu geben, wie man entschlossen alle Hindernisse durchbricht und sich immer von Neuem direkt mit dem Zeugnisse an die Juden selbst wendet. Da ihm und der Frankfurter Geistlichkeit das Gesuch, Predigten vor den Juden selbst halten zu dürfen, von der Stadtbürgerschaft abge schlagen wurde, wagte er es nicht mehr, mit einer ähnlichen Bitte hervorzutreten. Die lautere Gesinnung und die warme Liebe des Herzens waren bei ihm nicht mit dem gleichen Maasse von Kraft, wo es galt auch den bürgerlichen Autoritäten entgegenzutreten, gepaart. Hätten sich in Spener ein Luthermuth und eine Lutherkraft mit dem ihn erfüllenden christlichen Edelsinn und

der ihn beseelenden Gemüthswärme verbunden, dann hätte er und hätten seine treuen Anhänger auch die Fundamente zu einer gesunden Neuordnung des Lebens der Juden zunächst in Deutschland gelegt, welche die Judenfrage im Allgemeinen günstiger gestaltet und ebenso auch eine reiche Missionsernte zur Folge gehabt hätte.

b. Literarische und anderweitige Bemühungen im
Zeitraume.

Eine lange Reihe von Schriftstellern, besonders von Theologen liess sich vor der christlichen Gemeinde oder vor den Juden mit Zeugnissen vernehmen, welche die Bekehrung der letzteren zum Zwecke hatten.

August Hermann Franke wies wiederholt in seinen Vorlesungen auf der Universität zu Halle die Studirenden und in seinen Predigten über alttestamentliche Texte die Gemeinden auf die Juden hin. Stephan Schultz traf 1747 auf seiner Missionsreise in Polen einen 78 Jahre alten Juden, der eine solche Predigt mit angehört hatte und der noch nach mehr als 40 Jahren lebhaft von dem damals empfangenen Eindrucke sprach. Das Halle'sche Waisenhaus wurde oft von Juden in Augenschein genommen und wurde für nicht wenige eine ihr Herz ergreifende Predigt. August Hermann Franke hat denn auch bei den Juden in hoher Verehrung gestanden und seine Schriften wurden von ihnen häufig gelesen. Wie weit er an der Begründung der Halle'schen Judenmission betheiligt ist, wird noch später zu erwähnen sein.

Aber auch so manche andere unter den Pietisten gewannen den Juden das Herz ab. Johann Caspar Schade*) wurde, während er sein Predigtamt in Berlin verwaltete, von den dortigen Juden als ein Heiliger angesehen. Der kleine Sohn eines Juden litt an einer unheimlichen Krankheit, für die nirgends Hilfe zu finden war. In seiner Noth dachte der Vater, dass sie ihm vielleicht Schade „dieser als Heiliger gerühmte Mann“, gewähren würde. So ging er zu dem christlichen Prediger und bat ihn über seinem kranken Kinde zu beten. Schade willigte ein, aber unter der Bedingung, dass er dies im Namen Christi thun dürfe. Der jüdische Vater gestand dies zu, und dem Knaben wurde

*) Sammlung für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit. Basel 1837.

geholfen. Bei Schade's Tode trauerten denn auch die Juden in Berlin um denselben aufrichtig und wehrten die wilden Haufen ab, welche das Begräbniss dieses wegen seines ungemeinen Ernstes von vielen gehassten Predigers stören wollten.

Ganz im Spener'schen Geiste forderte M. Chr. Th. Leutwein, Hohenlohe'scher Oberpfarrer in Waldenburg auf, „neue Griffe ins Herz der Juden zu thun“, wenn man ihnen zeigen wolle, worin sie ihr Heil suchen sollten, und es ihnen klar zu machen, dass sie das Gesetz nicht erfüllen könnten, während ihnen doch zugleich auch die sühnenden Opfer fehlten.

Sehr ernst straft M. Christian Götze, Pastor in Lockwitz bei Dresden in „Unerkannte Sünden der Welt“, Dresden 1699 (3. Aufl.) Band 1^c 104 und 3^c 15 die Christen wegen der Vernachlässigung des Zeugnisses an die Juden. Man halte den Hass gegen dieselben für etwas Erlaubtes, das Erbarmen gegen sie für gar nicht nöthig und verstocke sie auf diese Weise noch mehr. Für ihre Tugenden habe man kein Auge, an die Verheissungen des Alten Testaments für dieselben denke man nicht; wo in den Predigten der Juden gedacht werde, geschehe es zumeist in scheltender Weise. Desshalb solle man sich endlich daran erinnern, dass die Christen verpflichtet seien, die Juden zu locken. Jedermann könne an seinem Theile helfen, dass sie das Zeugnis von dem Heile in Christo empfangen. Götze weist denn auch den einzelnen Ständen der Christen besonders nach, in welcher Weise sie hier mitwirken könnten, und erklärt, er wolle fortfahren die Christen hieran zu erinnern, obwohl er bisher viel Spott für diese seine Bemühungen unter ihnen geerntet habe. Tröstlich aber sei es ihm, dass sich doch noch einmal Israel bekehren werde, und dass Pauli Bekehrung das Vorbild der endlichen Bekehrung seines Volkes sei.

Auch M. Christian Gerber äussert sich in ähnlicher Weise; er wiederholt in den Uerkannten Sünden der Welt die Klagen Wagenseils über die entsetzliche geistliche Vernachlässigung, in welcher die Christen die Juden dahingehen lassen, und fügt hinzu: „Es leben noch viele Tausende, denen es ihr ganzes Leben nicht einmal in die Gedanken gekommen ist, ein einziges Vaterunser für die armen Juden zu beten, da doch der Herr Jesus Christus noch am Kreuze für sie gebetet hat.“

Theodor Matthäus Beckmann, Bürgermeister zu Essen, liess 1707 eine „freundliche Einladung zu friedlichem, liebelichem

Gespräch und Untersuchung der Prophezeihungen des Alten Testaments von der den Juden bald bevorstehenden so leiblichen als geistlichen Erlösung“ ausgehen. Man solle mit ihren Rabbinen untersuchen, ob die Zeit ihrer Bekehrung und Erlösung in den Propheten zu finden sei, durch welche Mittel die Bekehrung geschehen solle, verschiedene schwere Fragen und Sprüche aus den Propheten mit jenen besprechen und die christliche Obrigkeit sammt allen Vorstehern der Christenheit geistlichen und weltlichen Standes an ihre Pflichten in diesem Stücke erinnern.

Ein J. L. v. B. trat mit einer Schrift „Ohnmaassgeblicher Vorschlag von Beförderung des Heils der Juden“ hervor, welche D. Jo. Georg Pritius, Senior der Geistlichkeit in Frankfurt a. M. mit einer Vorrede versah, 1718. Diese Schrift gehört zu den trefflichsten Zeugnissen, welche die Theilnahme des Pietismus für die Juden hervorrief. Pritius und der eigentliche Verfasser der Schrift sind gleicher Gesinnung. In seiner Vorrede legt Pritius ein warmes Zeugniß für die Gnadengedanken Gottes mit Israel ab, und dass die Juden noch einen Zugang zu Gott haben, der ihnen kraft seines Bundes grosse Schätze vorbehalten hat. Desshalb sei es denn auch die Pflicht der Christen, zu ihrer Bekehrung beizutragen.

In der Schrift selbst wird geradeswegs gefordert, dass sich das ganze evangelische Deutschland zu einem gemeinsamen Werke an den Juden aufraffe, und gemeinsame Einrichtungen getroffen würden, welche für das ganze Reich Geltung haben sollten. Dann werden die Ursachen theils des geistlichen theils des weltlichen Verderbens der Juden besprochen. Hierbei wird ebenso die Schuld der Juden als die der Christen hervorgehoben. Hinsichtlich der letzteren wird besonders geltend gemacht, dass man ein völlig ungerechtes Vorurtheil habe, als sei bei den Juden nichts auszurichten; eben daher habe man es auch unterlassen, Prediger unter sie zu senden und geeignete Schriften unter ihnen zu verbreiten.

Im zweiten Capitel werden die Beweggründe besprochen, welche uns antreiben sollen, den Juden Hilfe zu leisten. Dieselben sind: auf Gottes Seite, dessen Befehl für alle Menschen zu beten, jedem Nächsten Gutes zu thun und selbst die Feinde zu lieben, dazu Christi eigenes Beispiel, der mit allem Ernst die Bekehrung der Juden gesucht hat, und Gottes Verheissungen für die Bekehrung der Juden, wie sein Wohlgefallen an derselben. Auf

Seite der Christen: die Erbarmung, die Dankbarkeit u s. w. Auf Seite der Juden, dass sie Menschen sind, durch Christi Blut erkauft und unter uns leben.

Capitel 3 nennt die Werkzeuge, durch welche die Bekehrung der Juden gefördert werden soll. Es müssten bestimmte Prediger unter sie gesandt werden, welche allein dieses Amt auszuführen hätten. Geeignete Schriften seien für die Juden abzufassen, und zwar in jüdisch-deutscher, rabbinischer und hebräischer Sprache, welche den Universitäten zur Prüfung unterbreitet werden sollten. Christen sollten dieselben für einen geringen Preis beziehen können, die Juden sie aber umsonst erhalten.

Ein viertes Capitel bespricht die Aufbringung der Kosten für dieses Werk. Die Prediger sollten die Gemeinden zu Beiträgen auffordern. Die Obrigkeit solle die Proselyten gegen die Ihrigen in Schutz nehmen und die Gotteslästerungen der Juden in der Synagoge, sowie ihre Entweihung des christlichen Sonntages verbieten. Aber die Obrigkeit solle auch Mittel für dieses Werk aus den öffentlichen Einnahmen anweisen und eine allgemeine Kirchenkollekte für dasselbe genehmigen. Jüdische Kinder möge man auf christlichen Schulen in der christlichen Wahrheit unterrichten. Mit den Erwachsenen suche man Gespräche über religiöse Gegenstände anzuknüpfen und lasse sich die Versorgung der Proselyten angelegen sein.

Besonders wichtig sei die Errichtung einer Anstalt an einer Universität, an welcher Studirende für den Beruf des mündlichen und schriftlichen Zeugnisses unter den Juden vorbereitet werden müssten.

Mit der Warnung, dass wir uns nicht durch Trägheit selbst schädigen mögen, schliesst die Schrift: „Wer hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, von dem wird genommen werden, was er hat; davor sollen wir uns fürchten.“

Wie dieser Verfasser eine bloss literarische Einwirkung auf die Juden nicht als genügend erkannte, so auch Matth. Georg Schröder in einer lateinischen Abhandlung über die Verbreitung des Evangeliums, die 1717 in Leipzig erschien. Mit Recht weist derselbe darauf hin, dass der einseitige literarische Verkehr mit den Juden nicht zum rechten Ziele führen könne; seien doch auch die meisten der für die letzteren geschriebenen Bücher in einer ihnen nicht recht verständlichen Sprache abgefasst. Vom mündlichen Austausch der Gedanken sei Besseres zu erwarten.

Von jener weicheren Stimmung gegen die Juden, welche in den pietistischen Kreisen allgemein gefunden wird, ist weit entfernt M. Sigismund Hosmann, Consistorialrath und Stadtprediger zu Zelle. Derselbe, ein tüchtiger Kenner des Talmud und der Rabbinen, verkehrte viel mit Juden, empfing aber von ihnen sehr ungünstige Eindrücke und schrieb, als ein zum Tode verurtheilter Jude noch unmittelbar vor seiner Hinrichtung allen geistlichen Zuspruch unter Lästerungen abwies, eine Schrift „Das schwer zu bekehrende Judenherz“. 1701. Durch alle Jahrhunderte verfolgt er hier die Aeusserungen jüdischer Feindschaft gegen Christus und das Christenthum und ist von der Wahrheit auch der falschsten Beschuldigungen der Juden völlig überzeugt. Dennoch verzweifelt er an einer Möglichkeit ihrer endlichen Bekehrung nicht. Der verleugnende und durch den Blick Christi alsdann wieder bekehrte Petrus ist ihm das Bild des jüdischen Volkes; zugleich aber ist er überzeugt, dass nur durch die härtesten Mittel die Bekehrung desselben herbeigeführt werden könne.

Auf vielen Universitäten fuhr man noch immer fort, theils apologetisch, theils polemisch die talmudische und rabbinische Literatur zu behandeln. Dissertationen über Themata aus dem Bereiche derselben erfreuen sich grosser Beliebtheit. Leipzig, Jena, Wittenberg, Strassburg, Königsberg, Greifswald, Helmstädt, Frankfurt a. O. und Marburg, aber auch das neugegründete pietistische Halle wetteifern auf diesem Gebiete mit einander. Nur beispielsweise nennen wir derartige Universitätsschriften von W. Keller in Jena, Heubner, Ertel, Erdmann in Wittenberg, Bollhagen, Zoega in Leipzig, Losius in Halle, der später in seinem Wernigeroder Amt eine Schrift über die allmähliche Verderbniss der Juden erscheinen liess. Letzterer und der Hamburger Magister Jac. Owmann, Jo. Philipp Hartmann in Giessen, Adam Cnoll und Joh. Nicolaus Cnoll in Fürth, J. J. Cramer in Herborn und Anton von der Hardt übersetzten auch Stücke des Talmud. Raschi fand seine Bearbeiter an Joh. Fr. Breithaupt zu Gotha, Eskuche in Marburg und J. G. Abicht in Leipzig. Abicht und Joh. Fr. Winkler in Hamburg zogen auch Abarbanel und Maimonides in den Kreis ihrer Studien und gaben die hierher gehörigen Schriften von Prof. Scherzer neu heraus. Als Professor in Wittenberg vollzog Abicht 1730 die erste Judentaufe nach der Reformation in jener Stadt an einem gewissen Leib. Abarbanel wurde auch von den Helmstädter Professoren Schramm und

Sprecher bearbeitet, ebenso von Loscan in Frankfurt a. O., Weidler in Wittenberg, Mundin und Joh. Fr. Hirt in Jena, Kraut in Lüneburg, Jo. Heinr. Mai und J. Fr. Budeus in Giessen; Maimonides von Lenz und Camenz in Wittenberg, Ullmann in Strassburg, Walther in Königsberg, Witter, Sonnenschmidt und Jo. Fr. Hirt in Jena, Reineck und Bollhagen in Leipzig, Bashuysen in Hanau, J. H. Mai in Giessen, E. A. Frommann in Altorf, Chr. Schöttgen in Dresden. G. P. Geiger in Altorf schrieb über Hillel und Schamai, Ritmeier in Hanau, der auch Gemarische Studien veröffentlichte, über Jeschua Halevi. Struck in Halle lieferte lateinische Auszüge aus dem Schulchan Aruch, Jo. Andreas Nagel in Altorf verbreitete sich über Elias Levita und andere rabbinische Autoritäten, Nic. Köppen in Greifswald lieferte Stücke aus Salomo Ibn Melechs Scholien zum Alten Testamente, Pertsch in Jena einen Ueberblick über die jüdische Theologie nach dem Buche Ikarim des Jos. Albo.

Balthasar Ludwig Eskuche, Profosser und Prediger in Rinteln hatte bei einem Rabbi in Kassel rabbinische Literatur studirt und beschrieb dann die Gebräuche des jüdischen Purim-Festes. Nerretter nimmt in seinem Wunderwürdigen Juden- und Heidentempel, der eine Bearbeitung des englischen Werkes von Alex. Rossaeus ist (Nürnberg 1701), vielfach auf Talmud und Cabbala Rücksicht und will, dass aus denselben den Juden die Messianität Jesu bewiesen werde.

Der Sohn des älteren Carpzov, auch Johann Benedict genannt, zu Leipzig gab eine Vorlesung seines Vaters über Ruth, welche die Auslegung des Buches unter Zugrundelegung rabbinischer Commentare versuchte, heraus. Zuhörer und Professor erscheinen hier nach jüdischer Weise disputirend und auf diesem Wege den Inhalt des Buches in gemeinsamer Arbeit erhebend.

Die jüdische Geheimlehre des Sohar genoss die besondere Gunst des P. Nicolaus Lütkens in Billwerder bei Hamburg, und suchte derselbe wiederholt die Zeitgenossen dafür zu erwärmen, dass sie den Juden aus jenem ihrem Buche die Richtigkeit der gesammten christlichen Lehre darthun möchten. Um so entschiedener erklärte sich Paul Berger in Wittenberg in seinem Cabbalismus Judaico Christianus gegen die cabbalistischen Träume, die viel zu viel Eingang auch bei Christen gefunden hätten, 1707.

Grossen Fleiss hat von Jugend auf J. J. Cramer, Professor der Theologie in Herborn, auf die Erforschung der jüdischen Literatur verwandt und die Ergebnisse seiner Studien in dem Werke *Theologia Israelis* 1702 niedergelegt. Er geht hier liebend allen Spuren der Wahrheit in der jüdischen Lehre nach und sucht besonders durch die Lehre vom Goel im Alten Testamente die Gemüther der Juden zu Jesu zu ziehen. Derselbe Theolog hat überdem eine Uebersetzung bekannterer Stellen aus der Gemara geliefert.

Der Magister Christian Reineccius in Leipzig gab die Schrift des Proselyten Anton Margaritha „Der ganze jüdische Glaube“ und des Fr. Albr. Christiani „Der Juden Glaube und Aberglaube“, die er mit einer grösseren Einleitung versah, heraus und schrieb auch selbst eine lateinische Abhandlung über den Glauben der alten Juden an den dreieinigen Gott.

Ein klares Urtheil zeichnet die Schriften des Nürnberger Martin Rudolf Meelführer aus, von welchem Wagenseil recht Gutes erwartete. Diese Bücher stammen noch aus der Zeit desselben, wo er der evangelischen Kirche angehörte; später trat er zur römischen Kirche über. Meelführer gehört zu denjenigen Theologen, welche die jüdische Literatur am Eingehendsten studirt haben. 1692 gab er in Altorf zwei Abhandlungen über Jesus im Talmud heraus und hob in denselben ganz richtig hervor, dass die Mischnah nichts, die Gemara nur wenige Stellen über Jesum enthalte. Als Adjunkt der Philosophie in Wittenberg schrieb er einen *Consensus veterum Hebraeorum cum ecclesia Christiana* 1701. Wie Luther erklärt er hier, dass er zwar die jüdischen Irrlehren verwerfe, dass er aber aus Liebe zu den Personen derselben sein Zeugniss erhebe. In ihrer Literatur sei neben vielem Schlechten auch vieles Gute zu finden, und zwischen der Kirche und der Synagoge bestehe ein gewisser Zusammenhang; denn die Gottesdienstordnung ebenso wie die Verfassung derselben seien auf die christliche Kirche übertragen worden.

Auf den Rath Luthers nun wolle er die Juden aus ihrer eigenen Literatur zu überzeugen suchen. Dies sei aber auch wohl möglich, da die alte jüdische Theologie in vielen Stücken eine Uebereinstimmung mit der christlichen Lehre zeige. Für die Exegese sei insbesondere viel von Abarbanel zu lernen. Aber freilich die Augen der Juden sind gehalten, dass sie es nicht erkennen, wie ihre ältere Lehre in den Fusstapfen der christlichen

Anschauung einhergeht, und die spätere jüdische Theologie ist immer weiter von der Erkenntniss der Wahrheit abgewichen.

Ein ähnliches Gepräge trägt eine 1702 zu Altorf erschienene Schrift Rudolf Meelführers, welche in lateinischer Sprache über die Ursachen der Verirrung der Synagoge und die Hindernisse der Bekehrung der Juden handelt. Mit grosser Unparteilichkeit hebt er die Schuld auf beiden Seiten hervor.

Anerkennung verdient auch Johann Philipp Storr, Pastor zu Heilbronn. Derselbe hat es sich eben so sehr in vielfältigem Verkehr mit den Juden und Rabbinen angelegen sein lassen, persönlich ihre religiösen Ansichten kennen zu lernen, als er die rabbinische Literatur sorgfältig studirte. Wider das Chissuk Emunah liess er 1703 die Schrift „Evangelische Glaubenskraft“ erscheinen. 1721 folgte dann Anima Judaismi jugulata oder Völlig überzeugte Judenschaft, dass Jesus von Nazareth der wahre Messias und Gottmensch sei, aus heiliger Schrift und der Rabbinen eigenen Gegenzeugnissen dargethan. Der Schriftbeweis und der Beweis aus der eigenen Literatur der Juden wird hier ausführlich und nach drei Richtungen hin geführt. Es galt dem Verfasser, einmal zu zeigen, dass die beleidigte Gerechtigkeit Gottes einen Erlöser fordert, sodann wie dieser Erlöser beschaffen sein musste, und endlich, in welcher Zeit seine Ankunft zu erwarten war. Natürlich trägt seine Schrift das Gepräge der damaligen theologischen Wissenschaft, nimmt aber durch die Klarheit ihrer Beweisführung unter der gleichartigen Literatur jener Zeit einen hervorragenden Platz ein. Altes und Neues Testament werden umfangreich in ihr angezogen und die rabbinischen Zeugnisse geschickt benutzt.

Ausführlichen Unterhaltungen mit einem verurtheilten Juden verdankt das Religionsgespräch zwischen einem Juden Mardochai Ben Jacob und M. D. Springer, Professor am Elisabethan in Breslau seine Entstehung, 1705. Springer gehört zu denen, welche die Juden durch trockene gelehrte Beweisführung zu überzeugen suchen. Erfolg hat er damit nicht gehabt. Viel verständiger dagegen war es, dass er die Nachfolge des Thomas a Kempis für die Juden ins Hebräische übersetzte.

Jonas Conrad Schramm bemühte sich, aus dem Talmud das apostolische Glaubensbekenntniss zusammenzustellen, um so den Juden den Beweis der Wahrheit des christlichen Glaubens aus ihrem eigenen kanonischen Schriftthum herbeizubringen.

Ein besonderer Freund der talmudischen und rabbinischen Studien war der Rektor am Gymnasium in Zerbst, H. J. van Bashuysen. Er empfahl dieselben den Zeitgenossen dringend. Von ihm stammt ausser einer Reihe anderer Schriften und Commentare, in denen ein reicher apologetischer Gebrauch der rabbinischen Literatur im christlichen Interesse stattfindet, eine *Clavis Talmudica Maxima*, Hannover 1718, die zur Belehrung und Einsichtnahme in das Wesen der fraglichen Literatur mehrere jüdische Schriften enthält, deren Uebersetzung zum Theil von anderen Autoren stammt. Am Schlusse des Werkes spricht sich Bashuysen über den Talmud selbst aus und handelt dann von der Bekehrung der Juden. Diese und ihre Wiederherstellung als Volk in Canaan bildeten für ihn einen Gegenstand froher Hoffnung. Vom Talmud hält er zu hoch und überschätzt den Nutzen, den man aus demselben für die Erklärung des Neuen Testaments gewinnen könne. Herzlich bittet er die Christen, die Gedanken Gottes für die Juden festzuhalten und nicht falsche Beschuldigungen, wie die des Gebrauches von Christenblut, gegen sie zu erheben. Aber freilich dürfe man auch eine Ueberhebung der Juden nicht dulden, sondern müsse sie in Schranken halten. Zum Schlusse dringt er darauf, dass man ihnen Predigten halte und eine neue den Bedürfnissen entsprechende Literatur zu ihrer Uebersetzung von Christo schaffe.

J. Rusmeier erklärt die alte jüdische Lehre, welche ihre Reinheit noch bewahrt hat, als durchaus richtig. Ihm und den meisten anderen Theologen der früheren Zeit fehlt es an einem genügenden kritischen Urtheil, um den Unterschied ihrer eigenen fertigen Erkenntniss und des Werdenden, Schwebenden und Unklaren in den älteren jüdischen Lehren zu bemerken. Eifrige Fürsprache fand auch bei Professor J. G. Lakemacher in Helmstädt das talmudische Studium, das er in einer besonderen Schrift: *De studio rabbinico vertheidigte*, 1727.

Pastor Michael Heineccius in Halle dagegen, welcher die bei Gelegenheit der Taufe eines Juden Gerson Marcus aus Polen 1708 gehaltene Predigt über „Fall und Auferstehen vieler in Israel“ herausgegeben hat, hob nachdrücklich und mit Recht hervor, dass gerade der Talmud die Juden nicht zur Erkenntniss der Wahrheit kommen lasse. Er betont, dass durch den Talmud und dessen System das innere religiöse Leben der Juden allmählig ertödtet werde, dass eben daher auch das Gute, welches

etwa die früheren Juden vom Messias und dessen Person erkannt hätten, von ihren Nachkommen je länger desto weniger verstanden und vielmehr verdreht werde, dass sie durch den Rabbinismus immer weiter auf der Bahn des Widerspruchs gegen das Christenthum getrieben werden, und dass sie schliesslich überhaupt nicht mehr an einen Messias glauben würden. Die spätere Folgezeit hat diesen Behauptungen von Heineccius denn auch nur zu sehr Recht gegeben.

In ähnlicher Weise hob später 1751 M. Johann Gottlieb Biedermann in Freiberg hervor, dass die fortwährende Täuschung durch falsche Messias die Juden, wenn sie fortführen bei Jesu Christo vorüberzugehen, mit Nothwendigkeit zu völligem Verzweifeln an einem Messias überhaupt führen würde, und dass in der rabbinischen Literatur hierfür schon Anzeichen genug vorhanden seien. Werde ja doch der Glaube an den Messias von vornehmen Rabbinen nicht zu den Grundartikeln des jüdischen Bekenntnisses gerechnet.

Der Rektor Jo. Christophorus Müller zu Hoymb in Anhalt brachte 1702 einen Bericht über die lange Reihe der falschen Messiasse, welche bis dahin aufgestanden waren, und wollte zugleich die Juden bewegen, dass sie Jesum annehmen möchten, auf den alle von den Propheten für den rechten Messias aufgestellten Kennzeichen passten. Christ. Philipp von Santen in Greifswald wünschte aber den Juden darzuthun, dass ihre Vorfahren die Erhörung ihrer Gebete im Namen des Messias gesucht hätten, und sich daher die jetzigen Juden, wenn anders ihre Gebete erhört werden sollten, zu Christo bekehren müssten.

Der königliche Bibliothekar la Croze in Berlin erkannte, dass es besonders darauf ankomme, mit den Juden persönlichen Verkehr zu pflegen, wenn man auf sie einwirken wolle, und er folgte dieser seiner Erkenntniss. Von ihm liegt überdem eine Schrift vor, welche über seine Bemühungen, die Juden durch mündliches Zeugniss zu gewinnen, berichtet; sie führt den Titel: *Entretien sur divers sujets de l'histoire de littérature, de religion et de critique*, Cöln 1711. In der Form des Dialoges von Justinus Martyr mit Tryphon erzählt hier la Croze über ein Gespräch mit einem spanischen Juden Moses Aboab, dem zwar im Verkehr mit Christen manche Zweifel an der Richtigkeit seiner eigenen Religion aufgestiegen waren, der aber trotz der Lektüre des Neuen Testaments sich nicht entschliessen konnte ein Christ

zu werden. Endlich habe er darin Beruhigung gefunden, dass die Juden trotz aller Verfolgungen erhalten geblieben seien. Denn hieraus habe er einsehen gelernt, dass dieselben unter einem besonderen göttlichen Schutze stünden, und Gott also auf ihrer Seite sei. Zugleich sei ihm aber auch die Erkenntniss aufgegangen, dass sich die Juden vor den Christen mancher Vorzüge erfreuten, besonders einer ununterbrochenen Lehre, der Freiheit von allen Glaubensspaltungen und trefflicher Sitten. La Croze aber hält dem Juden entgegen, dass er und die Seinen sich mit ihrer Lehre durchaus vom Alten Testamente entfernt hätten. Dies trete besonders in dem Artikel vom Messias zu Tage. Die Erhaltung ihres Volkes aber sei ein Wunder der Gnade, die mit Israel Geduld trage, um es endlich zur rechten Erkenntniss zu bringen. Ähnlich beantwortet la Croze auch die anderen Einwürfe gegen das Christenthum der Reihe nach. Grosser Ernst waltet dabei in allen seinen Ausführungen.

Sehr heftig griff Jo. Fr. Weidler die Irrlehren der Juden in einer Universitätsdisputation, Wittenberg 1715, an. M. J. B. Niehenk gibt in einer 1717 zu Rostock erschienenen Predigt alle Hoffnung für die Juden auf. Der jüngere van der Hardt, Anton, in Helmstädt folgte dem Beispiele seines Vaters. In einer Dissertation *De sophismatibus Judaeorum in probandis suis constitutionibus contra Mosis et prophetarum mentem* 1728 wies er an einem Beispiele aus der jüdischen Rechtspflege nach, mit welchem Aufwande von Sophistik die Rabbinen das Gesetz und die Propheten nach ihrem Sinne zu verdrehen verstanden hätten, und wie es ihnen förmlich zur zweiten Natur geworden sei, ihre schlechte Sache hinter Stellen, die sie fälschlich der heiligen Schrift entlehnt hätten, zu verbergen. Eben derselbe lieferte auch mehrere Abhandlungen über Stücke aus der jüdischen Literatur, z. B. über die Pirke Aboth.

Der sonst treffliche Mag. Christian Moller, welcher das Neue Testament in jüdisch-deutschem Druck herausgab, forderte in einer Schrift: *Das in geistlicher Blindheit steckende Israel*, Frankfurt a. O. 1716, dass die Juden zum Ankauf seines Neuen Testamentes gezwungen würden, damit sie sich selbst durch das Lesen desselben von ihrer Blindheit überzeugen lernten. Der Prediger und Professor H. Uffelman in Lüneburg empfahl in seinem *Fasciculus casuum conscientiae* die Juden mit Gewalt zum Anhören christlicher Predigten und zu harter Arbeit anzu-

halten, überall aber, wo sie bisher nicht Aufnahme gefunden hätten, ihnen auch solche zu verweigern. Auch M. Joh. Sam. Adam verlangte in seinen Spar- und Nebenstunden, Dresden und Leipzig 1710, obwohl in milderem Geiste, dass man die Juden zum Anhören christlicher Predigten nöthigte.

Viel besser war der Vorschlag des Juristen Justus Hennig Böhmer, Halle 1705, dass man die Juden anhielte, Handwerke zu erlernen und auszuüben, die sie dann in eigenen Zünften betreiben sollten.

Der Helmstädter Professor Jonas Conrad Schramm schrieb lateinische Disputationen über die philosophischen Geheimnisse der alten Juden (1705), über die Reste des apostolischen Glaubensbekenntnisses im Talmud (1707) und gab Anleitungen zu Disputationen mit Juden heraus (1718). Die jüdische Lehre und Theologie stellte der Magdeburger Prediger J. F. Reimann in seinem „Versuch einer Einleitung in die Historie der Theologie und jüdischen Theologie insbesondere“, Leipzig 1717, dar. Franz Buddeus wies in seiner *Introductio ad historiam philosophiae Hebraeorum*, Halle 1720, darauf hin, dass die jüdische Weisheit nicht bei der Offenbarung verblieben sei, sondern eigene Wege sowohl in der talmudischen Ueberlieferung als in der Mystik eingeschlagen habe, und damit aus einem Irrthume in den anderen gerathen sei. Trotzdem habe sich die jüdische Mystik selbst unter den Christen viele Anhänger zu erwerben gewusst.

Joh. Georg Walch in Jena gab 1724 eine Geschichte der Theologie und Einleitung in die vornehmsten Religionsstreitigkeiten aus den Vorlesungen von J. Fr. Buddeus heraus. Buddeus zeigt hier, dass die Auffassung, welche die Juden und ihre Literatur von der Sünde hätten, ihnen einen Heiland überflüssig und daher auch unverständlich gemacht habe. Alle ihre einzelnen Lehren seien durch eine falsche Grundanschauung verdorben. Walch selbst fügt in Band 5 der Streitigkeiten ausserhalb der lutherischen Kirche, Jena 1734 hinzu, die Christen hätten damit, dass Juden unter ihnen wohnten, auch die Pflicht an ihrer Bekehrung zu arbeiten. Das Wie solcher Arbeit lehre am besten Callenberg in Halle. Die Missionare mögen den Juden die erste Anregung geben, dann aber die Prediger das von jenen begonnene Werk fortführen und die Getauften zu einem ordentlichen Leben anhalten.

Ueber die mystische Theologie der Juden verbreitete sich auch Mag. Seb. Jacob Jugendres 1728. P. Justus Martin Gläserer ermahnte die erst später unter den Juden aufgekommene Irrlehre von einem doppelten Messias zu bekämpfen, weil diese sie ganz besonders an der Erkenntniss Jesu Christi hindere. Hildesheim 1737. Später behandelte derselbe die Dreieinigkeitslehre in den cabbalistischen Schriften der Juden. Helmstädt 1741.

Die Hoffnung, durch ihre eigene mystische Literatur die Juden für das Evangelium zu gewinnen, hegten nur zu viele Theologen der früheren Zeit. G. Chr. Sommer in Gotha bemühte sich, in seinem Specimen theologiae Soharicae 1734 die ganze christliche Heilslehre aus dem Sohar zu entwickeln. Man nahm hier an, dass sich Altes und Neues Testament mit diesem mystischen und cabbalistischen Werke in vollster Uebereinstimmung befänden; denn man erkannte die vielfachen Widersprüche in demselben nicht und liess sich nicht dadurch warnen, dass thatsächlich die Lektüre des Sohar die jüdischen Gemüther stets fast nur verwirrt hatte.

Professor Johann Gottfried Tympe in Jena las daselbst über die Gemara des Talmud. Professor G. Waehner in Göttingen liess sich weitläufig über das Schriftthum und die Einrichtungen der Juden in Antiquitates Hebraeorum 1743 aus. Von Peter Zornius stammt 1743 eine lateinische Abhandlung über die Schmerzen des Messias d. h. über die Plagen, welche die Erscheinung des Messias über die Welt bringen wird. Jac. W. Blaufuss stellte die Lehre von der Seelenwanderung unter den Juden dar. Jena 1735 und 1744.

Eine hervorragende Stelle nimmt unter den gleichartigen Schriften jener Zeit die deutsch verfasste des D. Gottfried Olearius „Jesus der wahre Messias“, Leipzig 1714, ein. Sie ist in vortheilhafter Weise durch den Pietismus beeinflusst. Im zweiten Theil Cap. 2 wird das Aergerniss besprochen, welches die Juden an Jesu dem Ecksteine nehmen. Wiewohl Olearius es noch nicht genügend verstanden hat, die Juden in ihrer Art recht anzureden, so durchbricht er doch in seiner Beweisführung die gewöhnliche Schablone; und nachdem er die Juden ihre bedeutendsten Einwürfe gegen Jesum hat aussprechen lassen, antwortet er ihnen dann mit Zeugnissen des Neuen Testaments, welche er durch Aussprüche aus ihrer eigenen Literatur unterstützt.

Professor D. Paul Anton in Halle führt als Vorsitzender in einer Disputation mit Jac. Conrad Baldamus 1718 den Beweis, dass die Wahrheit der christlichen Religion gerade durch die jüdischen Verdrehungen recht klar ins Licht gestellt werde, und will den Juden selbst zu bedenken geben, dass sie mit ihren Entstellungen der christlichen Lehre nur ihr schlechtes Gewissen bekundeten da sie den Stachel derselben wohl fühlten. Alle christlichen Lehren, insbesondere die vom Messias, von seiner Geburt aus einer Jungfrau, seine Wunder, seine Auferstehung und die Existenz der Apostel würden gerade durch die lästerlichen Berichte, welche das talmudische Schriftthum über dies alles enthielte, von den Juden selbst bestätigt; während bei den alten Rabbinen auch vielfach direkte Beweise für die christliche Lehre zu finden seien. Diese und ähnliche Schriften sind übrigens auch ein deutlicher Beweis dafür, dass der Pietismus das talmudische Studium und dessen Verwerthung im Missionsinteresse durchaus nicht abgethan wissen wollte, sondern dass er nur gegen eine bloss gelehrte Betreibung desselben war.

Gewöhnlicher ist des Weimarer Conrektors Laurentius Reinhard „Ueberzeugender Beweis, dass Jesus von Nazareth der wahre Messias sei“, Altorf 1731. Doch erkennen wir auch hier, dass die Benutzung der jüdischen Literatur für einen jeden Theologen, welcher den Juden irgend welches Interesse schenkte, damals noch selbstverständlich war. Grössere Beachtung verdient die „Religionsprüfung“ des Stiftspredigers Christian August Hansen in Dresden 1724. Derselbe dringt darauf, dass man sich zu wirklicher Arbeit an den Juden aufraffe und dieselben nicht länger ihre eigenen Wege gehen lasse.

Durch eine Arbeit über die Messiaslehre des Alten Testaments wollte D. Franz Lütkens, 1724 Leipzig und Gardelegen, eine Anleitung geben, wie man die Juden zur Anerkennung Christi führen solle. Eine Reihe hervorragend tüchtiger Schriften lieferte Christian Schöttgen, früher in Stargard, dann an der Kreuzschule in Dresden. Zuerst erschien von ihm 1719 ein Curiöses Antiquitäten-Lexikon, Erklärung von Wörtern aus dem Jüdischen u. s. w. Leipzig. Sodann Jüdisches Zeugniß von der Wahrheit des allbereits gekommenen Messias, Stargard 1726, eine Uebersetzung des talmudischen Traktates Chelek. Ferner Jüdisches Zeugniß von den Leibern der Heiligen, die mit dem Messias auferstanden sind, 1736. Weiter gab er im Jahre 1742

eine Wochenschrift „Der Rabbiner“ heraus, welche den Zweck verfolgte, eine wirkliche Kenntniss der Juden unter den Christen zu verbreiten, damit man aufhören möge, nur ein völlig einseitiges Bild von denselben zu haben. Ihre Weisheit verdiene es bekannt zu werden, und solle eben desshalb der Christenheit einmal durch das Mittel einer solchen Zeitschrift entgegengebracht werden. Schöttgen stellte darum ausführlich in 32 Blättern die Lehre vom Messias nach den ältesten jüdischen Schriften dar, ebenso aber auch die Lehre vom heiligen Geiste und noch einige andere Punkte. Doch setzte er diese Wochenschrift nicht fort und liess vielmehr später, alles im „Rabbiner“ Enthaltene vervollständigend, ein grösseres und wichtiges Werk, das den Titel „Jesus der wahre Messias aus der alten und rein jüdischen Theologie darstellt“, Leipzig 1748 erscheinen; vorausgeschickt ist eine Geschichte der jüdischen Orthodoxie in der Vorrede.

In diesem Werke wird besonders die Messiaslehre der Targumim mit grossem Fleisse entwickelt und hierbei auf die Uebereinstimmung derselben mit der Lehre der christlichen Kirche vom Messias hingewiesen. Schöttgen sieht aber freilich diese Uebereinstimmung als eine zu vollkommene an, indem auch er, wie viele andere vor ihm, dort schon völlige Klarheit erblickt, wo in Wahrheit die Vorstellungen noch nicht zu irgend welcher fest abgeschlossenen Gestalt gekommen sind. Im Uebrigen gehört Schöttgen zu den bedeutendsten Kennern der gesammten jüdischen Literatur. Sein Urtheil ist überall ein sehr gemässigtes; im Talmud weiss er Gutes und Schlechtes wohl von einander zu unterscheiden und ebenso hat er für den allmählichen Rückgang in der Erkenntniss des Wahren und für die Ueberwucherung des Ungesunden in der jüdischen Literatur ein offenes Auge. Gründlicher ist jedesfalls die jüdische Messiaslehre von keinem früheren behandelt worden. 1750 kamen von ihm noch Predigten der alten jüdischen Kirche und Gedanken über das Lied „Ein Lämmlein geht“ heraus.

Recht unbedeutend dagegen ist *Causa dei et revelatae religionis* von Professor Joachim Lange in Halle 1727. Die Anweisungen, welche derselbe gibt, um die Messiaslehre mit den Juden recht zu treiben, sind nach allen Seiten mangelhafte.

Auf die Targumim wollte Professor Heinrich Michaelis in Halle die Juden besonders hingewiesen und aus denselben zumal die Lehre vom Worte Gottes, der Memra ihnen gegenüber verwerthet sehen. Eine Kette der Weissagungen und Vor-

bilder des Alten Testaments lieferte auch zum Gebrauche für die Juden Professor Oporin in Göttingen, 1746.

Professor Jo. Laurent. Mosheim in Helmstädt hat das Urtheil der Zeitgenossen über die jüdische Literatur in sehr verständiger Weise zu bilden übernommen. 1728 disputirte unter seinem Präsidium der junge A. von der Hardt über das Thema: *De Judaeorum statuto Scripturae sensum inflectendi*, über die Gewohnheit der Juden den Schriftsinn zu beugen. Seine Beispiele entnahm er den Pirke Aboth. Er zeigt hier, wie sich der eigentliche Sinn des Alten Testaments in den Vorstellungen der Juden im fortschreitenden Maasse verändert habe, und wie dies ihren Lehrern dadurch gelungen sei, dass sie den Namen des Moses für ihre Bestimmungen festgehalten hätten, so dass die Autorität desselben ihre Verdrehungen des alten Gesetzes habe decken müssen. Eben daher sollen auch christliche Schriftausleger den Sinn des Moses aus den jüdischen Commentaren nicht zu gewinnen suchen und überhaupt die jüdischen Schriften mit grosser Vorsicht gebrauchen. Nur wenn man ein Verständniss für die eigentliche Geistesrichtung der Juden gewonnen habe, werde man recht an das Werk gehen, sie zur Erkenntniss der Wahrheit zu führen.

Sam. Fr. Bucher warnte in seinen *Antiquitates biblicae*, Wittenberg 1729, noch besonders davor, die Worte Christi in den Evangelien aus dem Talmud herzuleiten, und dass man überhaupt nicht der Neigung nachgeben möge, die Evangelien gewissermaassen aus den Schriften der alten Rabbinen herzuleiten.

Prälat Fr. Opfergelt kam auch nach fleissigem Studium der jüdischen Literatur zu dem Ergebniss, welches er in der Schrift: „*Aufrichtige Nachricht von jüdischen Lehrern*“ niederlegte, Halle 1730, dass man ihre Erzeugnisse nicht überschätzen dürfe; besonders zum Verständniss der Bibel trügen sie ausserordentlich wenig bei. Gut sei es, wenn man, um bei den Juden selbst etwas auszurichten, ihre Werke studire; aber auch ohne dies könne man, wenn man es nur im rechten Geiste anfangen, an ihnen Gutes wirken. Das Beste sei es immer, sich an ihr Gewissen zu wenden, da Disputationen über Schriftstellen oft wenig ausrichteten, weil sie sich diese alle zu verdrehen gewöhnt hätten. Und hierbei möge man sie an die Bekenntnisse, welche sie selbst in ihren Gebeten über ihren verderbten Zustand auszusprechen und abzulegen pflegten, erinnern, um es ihnen von

da aus zu Gemüthe zu führen und nachzuweisen, wie wohl die christliche Lehre mit der des Alten Testaments übereinstimme.

H. Stuss wies in einer Schrift: *De consensu theologiae Judaicae et Pontificiae*, Gotha 1730, auf die Verwandtschaft der rabbinischen und römisch-katholischen Anschauungen hin und wünschte, dass man von diesem Punkte aus den Kampf gegen die Juden neu führen lerne. In ähnlicher Weise äusserte sich der Lübecker Prediger Nicol. Carsten in seinem *Parallelismus cum religione Judaica Vetere Testamento a vate Iesaia c. I delineata et Romanensi*, 1745.

Ph. H. Willemer, Pfarrer zu Gellnhausen, übersetzte 35 Gebete für jüdische Frauen aus dem Hebräischen und Jüdisch-Deutschen ins Hochdeutsche, 1734, mit Vorrede von D. J. Rambach, Leipzig und Schweidnitz, um zu zeigen, eine wie bunte Mischung von echt Biblischem und Verkehrtem hier zusammengehe, und so die Zustände unter den Juden zu kennzeichnen.

Man sieht, es hat die Zeit des Pietismus, wengleich der Eifer für die talmudischen und rabbinischen Studien in der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch ein recht lebendiger war, viele von denen, welche sich mit dieser Literatur beschäftigten, doch zu einem nüchternen Urtheil über den Werth derselben kommen lassen.

Den vollständigsten Ueberblick über die bisherige Verwerthung der talmudischen und rabbinischen Literatur von Seiten der evangelischen Theologen gab J. G. Meuschen, Consistorialrath und Prediger zu Coburg, in der Schrift: *Novum Testamentum ex Talmude et antiquitatibus Hebraeorum illustratum*, Leipzig 1731. Er hat hierselbst besonders Balth. Scheidius, J. A. Dantz und Jac. Rhenferd benutzt. Wer sich über die Ausdehnung und Richtung, in welcher jene Studien innerhalb der römischen wie der lutherischen und reformirten Kirche betrieben worden sind, in Kenntniss setzen will, erhält bei Meuschen die beste Auskunft.

Joh. Christoph Bodenschatz hinwiederum bietet in seiner „Kirchlichen Verfassung der heutigen Juden Deutschlands“ 4 Theile, Frankfurt und Leipzig 1748, unter allen Schriften bis zu seiner Zeit den brauchbarsten Ueberblick über die Geschichte der Juden, ihre gottesdienstliche und ihre religionsgemeindliche Verfassung, ihre Gebräuche und ihren Glauben. Der Verfasser hatte, um sein Werk zu schreiben, die jüdische Literatur sehr fleissig gelesen und auch mit den Juden vielen Umgang gehabt. „Der aufrichtige, deutsch redende Hebräer“, Frankfurt 1756, ist

dasselbe Werk, vom Buchhändler nur aus Speculationszwecken unter einem neuen Titel herausgegeben. Zur Kenntniss der Juden hat die Schrift von Bodenschatz viel beigetragen.

Durch regen Eifer für das Werk der Bekehrung der Juden zeichneten sich in dieser Zeit fast vor allen anderen die Fränkischen Lande aus, in welchen die Universität Altorf demselben noch fortwährend neue Nahrung gab.

Zu den hervorragendsten Israelfreunden im Anfange des 18. Jahrhunderts gehörte in diesen Gegenden D. Gustav Georg Zeltner.*) Derselbe war zuerst Professor in Altorf, seit 1730 Pastor in Poppenreuth und starb 1738; einen Ruf an die Universität Göttingen hatte er abgelehnt. Er ist einer von denjenigen Theologen, welche ihrer Zeit Esdras Edzard in Hamburg aufgesucht hatten, um durch ihn Anleitungen für die rabbinischen Studien zu erhalten und von ihm zu lernen, wie man mit den Juden verkehren müsse, um sie zur Erkenntniss Christi zu führen. Denn um eine blosser Mehrung seines Wissens ist es ihm allerdings nie zu thun gewesen. Desshalb pflegte er denn auch Verkehr mit Juden; und gerade aus der lebendigen, persönlichen Bekanntschaft, welche er mit denselben gemacht hatte, stammten auch die Vorschläge, die er hernach zu ihrem Besten that.

Als Docent in Altorf führte er viele Studirende in die rabbinische Literatur ein, wie dies eine Reihe von Dissertationen, die unter seinem Präsidium gehalten worden sind, beweisen. Aus derselben Zeit besitzen wir eine Abhandlung Zeltners über Birchath Haminim, das im jüdischen Gebetbuche enthaltene alte Gebet gegen die Ketzler. Dass es, wie vielfach angenommen wird, von Paulus in seiner pharisäischen Zeit verfasst worden sei, bestreitet er, gibt aber zu, dass es aus sehr früher Zeit stamme. Der eigentliche Zweck seiner Abhandlung aber war gewesen, die Obrigkeit zu veranlassen, dass dieses Gebet nicht weiter von den Juden öffentlich gebetet würde, weil es nur Hass gegen die Christen erzeuge.

1735 richtete er als Pastor in Poppenreuth einen lateinischen Brief an den Prediger S. H. Engerer in Schwabach: De praeceptis impedimentis et adjumentis conversionis Judaeorum, Frankfurt und Leipzig. Hier will er also die Hindernisse und Beförderungsmittel für die Bekehrung der Juden nennen. Aber mit welchem Ernst behandelt er nun die Sache! Seine Ausführungen

*) Saat, Johanni 1867 S. 43 ff.

sind die folgenden: Die Juden schaffen wenig Nutzen unter den Christen; um so mehr sollten die Christen sich fragen, warum jene eigentlich in ihrer Mitte lebten? Gott hat sie unter den Christen wohnen heissen, damit dieselben an ihrem Heile arbeiten, das sie ja selbst zuerst aus den Händen der Juden empfangen haben. Freilich ihre Bekehrung ist schwer. Schon Moses hat ihre Verstockung vorausgesagt. Diese wurzelt aber vor allem in ihrer ungemainen Selbstüberschätzung, welche sie ihr Volk und ihre Vorfahren als alle anderen Menschen weit überragend ansehen lassen. Auf die übrigen Völker sehen sie tief herab, dieselben sind in ihren Augen nur Götzendiener. Wenn daher ein Jude zum Uebertritt neigt, sucht man ihn entweder durch irdische Vortheile zurückzuhalten, oder ihn, falls er sich nicht zurückhalten lässt, ins Elend zu stürzen. Das schreckt viele Juden ab, Christen zu werden.

Ueberdem leben die Juden meist in der grössten Unkenntniss des Christenthums. Sie sprechen nicht die Sprachen der christlichen Völker und lesen desshalb auch ihre Schriften nicht. Dazu wird ihre eigene heilige Schrift von ihnen vernachlässigt, oder alles in derselben nur auf eine äussere Glückseligkeit der Juden gedeutet. Die rabbinischen Auslegungen lassen sie nicht zu einem Verständnisse der Schrift kommen. Viele Juden werden auch durch den Einfluss ihrer Frauen vom Besseren zurückgehalten.

Aber auch die Christen tragen viele Schuld daran, dass sich so wenige Juden zum Evangelio bekehren wollen. Das Leben vieler Christen und besonders in der katholischen Kirche schreckt sie ab. Ueberdem kennt man in der christlichen Welt für gewöhnlich das Judenthum nicht. Man hält die Jugend auf den Universitäten nicht an, sich in der Disputation mit den Juden zu üben, die Hochschulen haben zu wenig antijüdische Vorlesungen. Zeller fordert nämlich nicht bloss Vorlesungen über jüdische Literatur, welche ja damals ziemlich häufig waren, sondern auch Anleitungen für eine spätere Missionsthätigkeit der Theologen unter den Juden ihrer Umgebung.

Neben diesem Mangel beklagt er es, dass man aber auch überhaupt die Juden gar zu sehr vernachlässige. Man lässt sie im Schacher verkommen und befördert dadurch, dass man sie nicht zum Handwerk anhält, die Trägheit unter ihnen, welche besonders das weibliche Geschlecht der Juden herunterbringt. Uebermässige Freiheit soll man ihnen desshalb noch nicht einräumen, denn die-

selbe schadet ihnen nur. Auch soll man sie nicht schreiben lassen, was sie wollen, sondern auf diesem Gebiete ihnen gleichfalls Schranken ziehen, um so sorgfältiger aber alle Misshandlung, Gewalt und Ungerechtigkeit ihnen gegenüber vermeiden und z. B. die falsche Blutanklage endlich fallen lassen.

Den Predigern und insbesondere auch den Hofpredigern liegt es ob, die Obrigkeit und die Christen an ihre heiligen Pflichten gegen die Juden zu erinnern. Leider betet man für sie nur selten öffentlich, und dies muss nun vor allem allgemein geschehen. Schon 1718, fügt Zeller ferner hinzu, habe er in Altorf gefordert, dass wandernde Theologen (theologi circuitores) ausgesandt würden, um in ähnlicher Weise, wie es nun durch Callenberg ins Werk gesetzt worden sei, mit den Juden zu sprechen. Für dieses Werk sollte man daher Collecten in den Kirchen veranstalten, und auch die Kirchkassen sollten für dasselbe beisteuern.

Ferner soll man Schriften unter den Juden verbreiten und diese in jüdisch-deutscher Sprache abfassen. Die Kinder der Juden soll man auch in den Wissenschaften, aber in eigenen jüdischen Schulen unterrichten.

Zum Anhören von Predigten soll man Juden nicht zwingen, wohl aber soll man Zusammenkünfte unter öffentlicher Aufsicht veranstalten, um hierbei die religiösen Fragen mit ihnen zu verhandeln. Auf die christlich klingenden Zeugnisse in ihren eigenen Schriften geben sie selbst nicht viel, da dieselben überall auch mit ganz anders lautenden durchsetzt und vermischt sind. Nur nebenbei darf man auf dieselben zurückkommen, in der Hauptsache muss man sich auf die Schrift berufen. Cabbala und Sohar sollen ganz bei Seite gelassen werden.

Von den Capiteln des Glaubens dürfen im Gespräche nicht die entlegeneren in den Vordergrund gestellt werden, insbesondere nicht die endliche allgemeine Judenbekehrung, aber auch nicht die Wunder Christi, sondern die Person desselben, und dass in ihm derjenige erschienen ist, von welchem die Weissagungen gehandelt haben. Alles andere folgt hieraus von selbst. Für die Disputation gibt es übrigens keine allgemeinen Regeln. Die Schriften der bekehrten Juden sind mit Vorsicht zu gebrauchen.

Die Proselyten soll man nicht handeln lassen, sondern sie an ein Handwerk zu gewöhnen suchen, und man taufe Keinen, der nicht versprochen hat, einen gewissen Lebensberuf zu ergreifen. Studiren mag man einige Begabte lassen, sei aber hier sehr vor-

sichtig in der Auswahl. Ehe sich die Proselyten in einem bestimmten Lebensberufe ihr Brot erwerben können, erhalte man sie zunächst in Ansalten, welche sie für die Zukunft vorzubereiten hätten.

Zellers Stimme wurde damals von vielen beachtet und in seiner eigenen Heimath hatte er grossen Einfluss. Hier gehörten die beiden Brüder Adam Andreas Cnoll und Johann Nicolaus Cnoll in Fürth zu den grössten Kennern des Talmudischen. Seit 1710 etwa besprachen dieselben die gesammte neuere Literatur dieser Art fortlaufend in den damaligen gelehrten Zeitschriften und haben grosse Stücke der Gemara theils lateinisch mit Anmerkungen von Raschi, theils deutsch übersetzt. Beide verkehrten sehr viel mit Rabbinen und jüdischen Studenten. Doch traten sie lebhaft gegen die grosse richterliche Gewalt der Rabbinen über die Ihrigen auf, weil sie beständig sahen, dass viele Juden aus Furcht vor denselben es gar nicht einmal wagten, ein christliches Zeugniss auch nur anzuhören.

Diakonus Engerer in derselben Gegend, nämlich in Schwabach, der selbst mehrere Juden getauft hat, richtete 1732 „Eine bewegliche und liebevolle Ansprache an die sämmtliche Judenschaft mit einer Antwort auf Einwürfe und Aergernisse“. Hier sucht er alle Punkte auf, die Juden und Christen mit einander gemein haben und führt ihnen dann zu Gemüthe, wie Christus so völlig den Anforderungen des Alten Testaments entspreche. Nachdem er hierauf die gewöhnlichen Einwürfe gegen das Christenthum widerlegt hat, hält er den Juden vor, wie trostlos ihre heutige Religion sei und weist sie nun auf den wahren Trost hin den er sie aufs herzlichste sich anzueignen bittet.

Engerer gehörte zu den treuesten Missionsfreunden jener Zeit. Er stand mit Zeltner und Callenberg in lebhafter Verbindung, verkehrte mit Juden und Proselyten viel und hat letztere treulich unterstützt. Er gab auch die von Christfels verfassten Gespräche im Reiche der Todten über die Bibel und den Talmud heraus und bewies bei dieser Gelegenheit zugleich, dass er mit der rabbinischen Literatur wohl bekannt war.

In Schwabach wirkte auch der französische evangelische Prediger Barratier, der seinen Sohn, J. P. Barratier, von früh auf nicht bloss im Griechischen und Hebräischen, sondern auch im Rabbinischen unterrichtete. Der übrigens sehr jung (1740) an der Schwindsucht verstorbene Sohn übersetzte des Bejamin von Tudela Reisen aus dem Hebräischen ins Französische, ver-

besserte die lateinische Uebersetzung von Lempereur, mannigfache Irrthümer von Basnage und die Irrthümer anderer über jüdische Sachen. An dem jüdischen Reisenden Benjamin von Tudela selbst übte er und mit Recht eine sehr scharfe Kritik. Das Interesse an B. v. Tudelas Schrift aber war bei Barratier ein Missionsinteresse. Jener hatte beweisen wollen, dass die Juden noch nicht das Scepter verloren hätten, sondern noch an vielen Orten herrschten. Dies widerlegte nun der jüngere Barratier, um ihnen den falschen Trost, welchen ihr Glaubensgenosse vielen von ihnen dargeboten hatte, zu nehmen.

Der Universität Altorf wird man jedesfalls das Verdienst zusprechen müssen, dass sie Jahrzehnte hindurch ununterbrochen eine Stätte war, an der die Judenfrage mit wirklichem Ernste behandelt worden ist.

Das Interesse an den Juden erlosch auch nach Zeltners Tode nicht sogleich. Johann Andreas Michael Nagel z. B. liess seit 1740 hierselbst mehrere in das jüdische Fach einschlagende Schriften erscheinen.

Aus dem Hohenlohischen stammt Joh. Chr. Wibel. Schon auf dem Gymnasium war er von seinen Lehrern für das Studium des Hebräischen lebhaft angeregt worden. Später als Pfarrer zu Wilhelmsdorf trat er in regen Verkehr mit dem trefflichen Proselyten Kammerrath Christfels, welcher bei vielen Christen ein Interesse an der Mission wachgerufen hatte. Von Wibel stammt auch eine vortreffliche Schrift: „Ueber die Pflicht evangelischer Lehrer für das Heil der Juden zu sorgen“ 1742. In seinen Forderungen und Vorschlägen stimmt er vollständig mit Zeltner überein. Achtsamkeit der Christen auf sich selbst, damit sie den Juden kein Aergerniss geben, fleissige Fürbitte, Vertheilung guter Schriften, Einführung einer freiwilligen Steuer für Proselyten, mündlichen Verkehr mit Juden und Unterstützung des Callenberg'schen Instituts fordert der Verfasser, der übrigens auch in der rabbinischen Literatur recht zu Hause ist, in eben so dringender als herzlicher Weise. Später hat derselbe auch eine ganze Reihe von Schriften, die jüdische Literatur betreffend, geschrieben. Als Consistorialrath zu Onolzbach hat er in gleicher Art gewirkt und auch auf Rabe, den Uebersetzer der Mischnah, Einfluss geübt. Die rabbinischen Studien fanden denn auch in diesen Gegenden noch dann eine Pflegstätte, als sonst das Interesse an

denselben überall erkaltete. Hierüber klagen bereits bitter die beiden Meintel.

Johann Georg Meintel war Rektor in Schwabach; dessen Sohn, Conrad Stephan, lieferte schon mit 13 Jahren eine lateinische Uebersetzung des Psalmencommentars von H. J. van Bas-huysen bis zum 41. Psalm, während der Vater die übrigen übersetzte 1744.

Mündlicher Verkehr und Gespräche mit Juden veranlassten zuerst Professor Kolshorn in Frankfurt a. O. die Schrift: „Gründliche Vernunft- und Schrifterklärung über das tiefere Geheimniß der Schrift und die Erlösung aus Altem und Neuem Testamente“ zu verfassen, Frankfurt und Leipzig 1745. Kolshorn hatte schon früher eine Schrift: „Von der Erlösung von der Sünde“ den Juden gewidmet und hörte nun von den Aeltesten der Berliner Judenschaft, dass man nicht verstünde, was Erlösung von der Sünde heisse, so dass man ihn bitte, hierüber zu schreiben. Ein anderer Jude hatte ihn aufgefordert zu beweisen, dass Jeschuah im Alten Testamente mit Jesus zu übersetzen sei, da dieses Wort doch nur Hilfe und Heil bedeute. Diesen Aufforderungen habe er nachkommen müssen.

Kolshorn behandelt dann seinen Gegenstand in der recht ungeschickten Form einer langen Predigt, welche den Beweis für die geistige Natur der Erlösung und der Person des Erlösers aus dem Alten Testamente zu führen sucht, und fordert dann die Juden auf, in der Schrift zu forschen, so würden sie dies alles bestätigt finden und Jesum als ihren Erlöser ergreifen lernen.

Dass sich ein Jurist, denn das war Kolshorn, in dieser Weise um die Juden bemühte und dass er so ernstlich biblische Studien trieb, verdient alle Anerkennung, aber der von ihm übernommenen Aufgabe war er nicht recht gewachsen.

An der Leipziger Universität ermunterte Professor Kissling die Studirenden, ihre Sorge den Juden zuzuwenden. Zwei unter ihm gehaltene Dissertationen von J. C. T. Steinmüller 1746 und G. Becker 1748 legen hiervon ein schönes Zeugniß ab. Die erste *De Judaeis ad zelotypiam salutarem provocatis* hebt hervor, dass man die Hoffnung für die Juden nicht aufgeben dürfe, denn sie hätten und benützten auch das Alte Testament. Die Erfüllung so vieler Weissagungen müsse ihnen endlich die Augen öffnen, ebenso aber das Elend ihrer Verbannung; und in der Gegenwart würden sie nun auch durch Christen direkt auf-

gefordert, zum Heile zu kommen. Eben deshalb dürfe man sie auch ohne Bedenken unter Christen wohnen lassen. Damit sich aber die Juden recht zum Heile gereizt fühlen möchten, müssten nun auch die Christen ihnen mit christlichem Wandel vorangehen, ihnen Barmherzigkeit und freundlichen Sinn zeigen und mit dem ernststen Streben, unter sich selbst einiger zu werden, es sich angelegen sein lassen, für das Heil der Juden treuer zu beten.

Die andere Abhandlung *De Judaeo extorri veritatis contra semetipsum teste* nennt unter Zugrundelegung von 5 Mos. 28, 64. 65 die Juden nach allen Beziehungen das merkwürdigste Volk der Erde und verweist auf die wörtliche Erfüllung dessen, was jene Schriftstellen von ihnen verkündigt haben. Der Christen Sache sei es nun aber, die Juden von ihrem Irrthum zu überführen und sie anzuleiten, dass sie darüber nachdächten, aus welchem Grunde Gott sie so hart und so lange strafe, und wie er sie dadurch reizen wolle, das Heil in Christo anzunehmen.

In ähnlichem Sinne schrieb D. Nic. Nonnen zu Bremen 1748: *De tentata hactenus frustra a Judaeis status cultusque sui restitutione*. Vergeblich hätten es die Juden bisher versucht, ihre Selbständigkeit wieder zu erwerben, alle falschen Messiasse insbesondere hätten sie am wenigsten zum Ziele geführt. Die Rückkehr nach Canaan sei ihnen nicht gelungen, aber ebenso wenig hätten sie bisher irgendwo festen Fuss fassen können. Gott habe ihnen einmal mit der Vertreibung aus ihrem Lande Canaan zeigen wollen, dass sie sich selbst das Gericht aufgeladen hätten, anderseits aber auch, dass die alttestamentliche Ordnung, welche an dieses Land gebunden sei, ein Ende haben solle. Die Christen dagegen sollten bedenken, dass die Juden unter sie geführt worden wären, damit diese durch sie für ihre Bekehrung zubereitet würden. Die Weissagung aber lasse ihre Bekehrung als sicher erhoffen, und mit derselben Hand in Hand gehend ihre Rückkehr, die dann eine Zeit voll geistlicher und leiblicher Wohlthaten herbeiführen werde.

Die Zukunft Israels beschäftigte überhaupt, seitdem sich Spener so warm zu der Hoffnung, welche die heilige Schrift für das jüdische Volk ausspricht, bekannt hatte, die Gemüther vieler. Zumal in den pietistischen Kreisen hielt man an derselben ganz allgemein fest. 1702 trat Professor von Krakewitz in Greifswald für dieselbe ein. Besonders eingehend behandelte dieselbe der Mecklenburgische Prediger Joh. Fr. Thilen in: „Die

Hoffnung Israels oder die zukünftige Bekehrung der Juden“, Prenzlau 1718. Anastasius Freilinghausen gab die über den gleichen Gegenstand von ihm gehaltene Predigt über Jes. 60, 1–7 heraus, und ebenso liess sich über dieses Thema ausführlicher J. J. Rambach aus in der Schriftmässigen Erläuterung der Theologie des Vorgenannten.

Calvör stellte in seiner deutschen Schrift: Gloria Christi, Leipzig 1710, besonders die Stellen aus Havemanns Wegeleuchte und aus Scriver über diesen Punkt zusammen.

Joachim Lange in seiner Aufrichtigen Nachricht, im apostolischen Licht und Recht und im Antibarbarus, ferner Johann Heinr. Mai in Giessen 1716 in einer Schrift: De mysterio conversionis Judaeorum adhuc sperandae, Arnold: De conversione Judaeorum nach Römer Cap. 11, Jo. Christoph. Wolf in seinen Curae philologicae et criticae zu Römer 11 und Meelführer sprachen sich gleichfalls in zustimmendem Sinne aus.

J. W. Petersen verlor in seinem Mystischen Joseph, Frankfurt a. M. 1717, alle Nüchternheit bei seiner Beschreibung der Zukunft Israels. An der allgemeinen Hoffnung hielten auch fast alle anderen fest, die sich über den Gegenstand vernehmen liessen; so Matth. Rothe in Herford in „Hoffnung Israels zu seiner Bekehrung über Römer 11, 25“, Leipzig 1713. Heinr. Jac. van Bashuysen in einer Predigt über Sacharjah 13, 3. M. Christian Gerber, der Verfasser der Unerkannten Sünden der Welt, Anton Christian Römeling 1710 in seiner Zerstörung Babels von Mitternacht, der Greifswalder Michael Christ. Russmeier und Jo. Christ. Schulenburg.

Widerspruch erhob besonders Christian Reineccius in seiner Vorrede zu dem Buche von Friedr. Alb. Christiani über den Glauben und Aberglauben der Juden, Leipzig 1705, Brandanus Heinrich Gebhard in Greifswald, E. G. Gölitz in Rudolstadt 1707 und J. E. Schubert: Schriftmässige Gedanken von der allgemeinen Judenbekehrung und dem tausendjährigen Reiche, Jena 1742, und in einer späteren Schrift, die er 1763 als Professor in Helmstädt erscheinen liess, „Gedanken von der Prädestination der Juden“.

Die Stadt Danzig wurde 1748 durch einen Streit ihrer Geistlichen über die zukünftige allgemeine Bekehrung der Juden so aufgeregt, dass der Rath einschritt und die ganze Controverse bei strenger Strafe verbot.

Jedesfalls aber hat die ganze frühere evangelische Zeit weit überwiegend an der Hoffnung einer endlichen Bekehrung des jüdischen Volkes festgehalten.

Im baptistischen Sinne hatte sich zu Anfang des Jahrhunderts Ernst Christoph Hochmann von Hohenau an die Juden des westlichen Deutschlands gewandt. Sein Brief an die Juden vom Jahre 1699, geschrieben aus dem Arrest auf Schloss Detmold zum Druck gegeben auf Verordnung des Grafen zu Lippe, neu aufgelegt 1709, ermahnte die Juden, sich zu bekehren, weil demnächst ihr König und Messias wieder erscheinen werde. Hochmann von Hohenau ist hernach auch unter den Juden umhergegangen und hat ihnen so ernst ins Gewissen geredet, dass es vielen derselben durch das Herz ging.

Der nahende Rationalismus dagegen macht sich schon in „der einzig wahren Religion“ des Herrn von Loen, Leipzig 1750, bemerkbar. Hier wird auch den Juden gegenüber lediglich die Religion einer humanistisch gedachten Liebe gepredigt, gegen den Glauben ist derselbe völlig gleichgiltig. von Loen ist aber vielfach mit Juden in Verbindung getreten und hat manche Verwirrung unter ihnen gestiftet. Wenn die später zu berichtende Verbindung zwischen polnischen Juden und den deutsch-evangelischen Kreisen keine besseren Früchte brachte, so hat dies zum Theil auch darin seinen Grund, dass Loen und sein Anhang jene Juden in ihre sektirerischen Netze zu ziehen suchten.

An der Erkenntniss, dass es einer besonderen Missionsliteratur bedürfe, um wirklichen Eingang bei den Juden zu finden, fehlte es auch in diesem Zeitraume nicht. Was auf diesem Gebiete die Callenberg'sche Mission geleistet hat, wird später erwähnt werden müssen. Hervorzuheben ist hier sonst die jüdisch-deutsche Uebersetzung des Neuen Testaments von Mag. Christian Moller, Pastor in Sandau. Derselbe liess dasselbe ganz in diesem Dialekte zu Frankfurt a. O. 1700 erscheinen. Vorangeschickt ist eine Anweisung über das Lesen des Jüdisch-deutschen. Die Juden aber kauften die grösste Zahl dieser Testamente auf und verbrannten sie, weil sie fürchteten, dass in diesem Gewande das Neue Testament in ihre Mitte dringen und viele zum Abfall verführen könnte. Die Uebersetzung selbst kann übrigens als eine gelungene nicht bezeichnet werden.

Superintendent Caspar Calvör verfasste einen ausführlichen Katechismus für die Juden, Leipzig 1718, welcher den Titel

Gloria Christi oder Herrlichkeit Christi trug. Hier wird in anerkennungswerther Weise den Juden das Christenthum nahe gebracht. Sehr ausführlich und tüchtig ist die Lehre vom Messias behandelt, kürzer werden die anderen Lehren besprochen, alles in der Form von Frage und Antwort. Die Glaubenslehre wird „aus der heiligen Schrift, Targumim, Talmud, Rabbinen und gesunden Vernunftgründen“ entwickelt.

Dieser Katechismus enthält zuerst eine Einleitung über die Schicksale und das Religionswesen der Juden seit Christo, sodann drei Bücher über den Messias, die Dreieinigkeit, das Neue Testament und ganz kurz über die christliche Lehre im Allgemeinen. Hierauf folgt der eigentliche Judenkatechismus, welcher noch einmal über den Messias und die Pflicht der Menschen gegen ihn handelt. Dem deutschen Texte steht immer die jüdisch-deutsche Uebersetzung gegenüber. Hierzu tritt im Anhang „Das Lob des Namens Jesu Christi aus Moses, den Propheten und Psalmen zusammengestellt“, und endlich wird eine Anleitung gegeben, wie das Jüdisch-deutsche zu lesen sei.

Diese Schrift hat viel Gutes unter den Juden gewirkt und ist später von der Callenberg'schen Mission theils im Ganzen, theils in einzelnen Abschnitten unter denselben verbreitet worden. Die Veranlassung das Buch zu schreiben fand Calvör in der Bitte eines Juden um die Taufe. Hernach hat er selbst noch oft nach diesem Buche Juden unterrichtet, wie unter anderen den nachmaligen dänischen Etatsrath von Clausberg.

Jo. Heinr. Seufert, Prediger in der Nähe von Durlach gab eine Probe eines Judenkatechismus in deutscher Sprache, Durlach 1709 heraus und arbeitete später als Adjunkt in Pforzheim denselben vollständig aus. Doch wurde diese spätere Arbeit nicht gedruckt, während der Proselyt Philipp Nicolaus Leberecht den „Grundriss“ ins Jüdisch-deutsche übersetzte, Dresden 1719. Auf der einen Seite deutsch und auf der andern jüdisch-deutsch mit jüdischen Lettern liess ebenso Dan. Ernst Jablonsky in Berlin 1708 einen Kleinen Judenkatechismus für einfältige Anfänger erscheinen. Auch dieser Katechismus ist in Frage und Antwort abgefasst und enthält die Lehre vom Messias nach Moses und den Propheten, darauf die Lehre des Messias nach dem apostolischen Glaubensbekenntniss, welches durch Sprüche des Alten und Neuen Testaments in seiner Richtigkeit bewiesen wird, womit sich die Sakramentslehre verbindet. Hierauf folgt die Lehre vom

rechten Leben nach den zehn Geboten und die Lehre vom Gebet nach dem Vaterunser. Vorangeschickt ist dem Ganzen ein köstliches Gebet für die Juden. Jablonsky legte übrigens auch eine hebräische Druckerei in Berlin an.

J. J. Quandt gab Judenpredigten in Königsberg heraus. 1710. Professor Johann Daniel Kluge übersetzte zwei Kirchenlieder und den ersten Theil der Augsburg'schen Konfession ins Hebräische. Die Verbreitung der Schrift *Praeco Salutis* oder Verkündiger des Heils von Heinrich Horche 1705 liess sich die Callenberg'sche Mission angelegen sein, und dieselbe war ein recht brauchbares Missionszeugniss.

Man wurde sich in diesem Jahrhunderte aber überhaupt dessen ernstlicher bewusst, dass man die Sprache der Juden selbst erwählen müsse, wenn die Bemühungen um ihre Bekehrung auch wirklichen Erfolg haben sollten. Denn die lateinisch abgefassten Schriften, welche diesen Zweck verfolgten, konnten nur die Gelehrtesten unter den Juden erreichen; und selbst die mit deutschen Lettern gedruckten und in hochdeutscher Sprache geschriebenen Bücher waren, da die grösste Zahl der damaligen Juden in Deutschland und im ganzen europäischen Osten das Jüdisch-deutsche sprach, für eine allgemeine Verbreitung unter denselben nicht geeignet.

Den Erfolg hatten aber wenigstens alle diese auf die Juden gerichteten literarischen Bemühungen, dass sie immer wieder an die Nothwendigkeit, die den Christen gegen die Juden obliegende Pflicht zu erfüllen, erinnerten und dass sie auch ein Bewusstsein von der Pflicht, die hier bestand, wach erhielten. Es ist in dieser Beziehung von der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts dasselbe zu sagen, was bei der früheren Periode über den gleichen Punkt hervorgehoben worden war. Aber die unaufhörlich wiederholte Mahnung so vieler Schriften, die Juden nicht zu vergessen, hat auch thatsächlich einen lautereren Wiederhall als im vorigen Jahrhundert innerhalb der evangelischen Christenheit gefunden.

Ueberdem stand jene Literatur auch in dieser Zeit durchaus auf der Höhe der damaligen wissenschaftlichen Erkenntniss und erzwang sich schon hierdurch die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen. Die besten Kräfte unter den deutschen Theologen hatten wieder auf diesem Felde gearbeitet, und die deutschen Universitäten waren von Neuem die eigentlichen Pflegestätten und Beförderer dieser Literatur gewesen. Die Nachricht des

Nicolaus Ernst Friedrich Zobel zu Altorf von der Geschichte der deutschen und von einigen anderen Universitäten erwähnt noch im Jahre 1750, wo nun schon der Umschwung der Dinge eintritt, in dem Verzeichniss der Vorlesungen ein Colleg von Dr. Schubert in Helmstädt über die Controverse mit den Juden, von D. von der Hardt über die Lehrsätze des Evangeliums aus dem Alten Testamente und von D. Paul Theodor Carpov in Rostock über Anleitung zur jüdisch-deutschen Sprache.

Aber freilich das gelehrte Gepräge, welches auch jetzt nur zu oft noch diese Schriften trugen, schädigte ihre Wirksamkeit unter Juden und Christen. In die christliche Gemeinde konnten sie deshalb nicht im erwünschten Maasse eindringen, wenn gleich die Literatur des Pietismus in diesem Stücke es vielfach besser verstanden hat, sich einen weiteren Eingang zu verschaffen. Der pietistische Theil dieser Literatur war nicht bloss für die Gelehrten geschrieben, sondern auch für den gemeinen Mann zumeist verständlich, und zumal die Predigten pietistischer Geistlichen trugen die Angelegenheit in weitere Kreise hinein.

Der Eifer, für die Juden etwas zu thun, war denn in der That auch ein sichtlich wachsender. Selbst auf den Gymnasien wurden jetzt die älteren Schüler öfters veranlasst, Reden zu halten, welche das Heil der Juden behandelten. Ad. Bernhard, Rektor zu Hannover stellte in seiner Schulmoral 1725 den Satz auf: „Hüte dich, dass du den Juden kein Aergerniss und Gelegenheit zum Lästern des Namens Jesu gebest“ und berief sich hierbei auf Spener und Wolfgang Franz. Ueberhaupt erkannte man besonders in pietistischen Kreisen, dass, wenn die Stellung der evangelischen Christen zu den Juden eine andere werden sollte, man mit der Jugend anfangen müsste. Vielfach wurde daher auf Schulen für ihr Heil gebetet, und besonders häufig ein Gebet des Senior Münden in Frankfurt a. M. auf den Gymnasien gebraucht.*)

Die Geistlichkeit von Frankfurt a. M. und von manchen anderen Städten legte, den Anregungen Speners folgend, rühmlichen Eifer für ein missionirendes Wirken unter den Juden an den Tag. Dem Einflusse, welchen der Pietismus am preussischen Königshofe ausübte, ist auch jener Erlass des Königs Friedrich I. vom Jahre 1703, das Gebet Oleno betreffend,

*) Dibre Emeth 1879 S. 89 ff.

zuzuschreiben.*) Eine Stelle in jenem Gebete, welche von den Völkern sagt: „Sie bücken sich vor eitelen und unwürdigen Dingen und beten Götter an: lelo Joschia, die nicht helfen können“, hatte man allgemein auf Jesum bezogen und eben dies veranlasste die Untersagung jenes Gebets durch den preussischen König. Der Erlass desselben aber zeigt, welch ein lebendiger und hoher Missionssinn Friedrich I. von Preussen erfüllte, und wie ernst er von der Pflicht der Obrigkeit, der Geistlichkeit, des ganzen Christenvolkes und der Kirche gegen die Juden hielt.

Der Eingang des Erlasses lautet: „Wir Friedrich von Gottes Gnaden u. s. w. geben hiermit allen und jeden Prälaten, Grafen und Herren u. s. w. wie auch ins gemein allen unseren Unterthanen, Gläubigen und Ungläubigen, über welche der allerhöchste Gott Uns in Unserem Königreich nach seinem allerhöchsten Rath und Willen gesetzt, nebst Entbietung Unseres gnädigen Grusses zu vernehmen: dass Uns gebühre, Lob, Preis und Ehre und Dank zu geben dem, der Uns Königreich, Macht und Stärke, Ehre und Herrlichkeit verliehen hat, und dass mit Uns alle, die auf Erden seine Statthalter und seines Reiches Amtleute sind, nebst Verherrlichung des grossen Namen Gottes, auch diesen Hauptzweck haben müssen: dass sie nicht allein die zeitliche Wohlfahrt der ihnen anvertrauten Unterthanen befördern, sondern weil dieselben nicht allein für diese Welt geschaffen, und in den sterblichen Leibern eine unsterbliche Seele tragen, auch dafür nöthig zu sorgen haben, dass, wo sie nicht alle zu Gott bekehrt, wenigstens ihr Gericht ihnen einstens doch nicht schwerer werde.

Wenn dann in solcher Erwägung Wir mit erbarmenden Augen das arme Judenvolk, so Uns Gott in Unserem Lande unterwürfig gemacht, ansehen, so wünschen Wir wohl herzlich, dass dieses Volk, welches Gott ehemals so herzlich geliebt und vor allen Völkern zu seinem Eigenthum erwählt hatte, endlich von seiner Blindheit möchte befreit werden und mit uns zu einer Gemeinschaft in dem Glauben an den uns aus ihnen selbst geborenen Messias und Heiland der Welt gebracht werde.

Weil aber das grosse Werk der Bekehrung zu dem geistlichen Reiche Christi gehört, und Unsere weltliche Macht keinen Platz darinnen findet, Wir auch die Gewissen der Menschen dem Herrn aller Herren einig überlassen, so müssen Wir Zeit und

*) J. B. Dibre Emeth 1876 S. 142 ff.

Stunde abwarten, welche der barmherzige Gott sie zu erleuchten seinem allein gnädigen Willen vorbehalten hat, sie indessen mit Geduld ertragen und Mittel zu ihrer Bekehrung mit aller Liebe und Sanftmuth anwenden lassen. Wie Wir denn heute insonderheit die Geistlichkeit und Seelsorger ermahnt haben wollen, so oft sie Gelegenheit dazu ersehen, sich zu bemühen, wie sie dieses ungläubige Volk mit Sanftmuth gründlich überzeugen und dem Messias unserem Herrn zuführen mögen, und alle und jede, so den Namen Christi unter uns bekennen, ernstlich anweisen, ihnen Aergerniss nicht zu geben und keinen Stein des Anstosses ihnen in den Weg zu legen; dagegen Wir aber auch der Bosheit, da sie sich wider Jesum Christum, unsern Herrn und Heiland und sein Reich erheben wollen, zu wehren und ihr mächtiglich zu steuern, Uns höchst verpflichtet zu sein erachten.“

Hierauf handelt der Erlass weitläufig über das jüdische Gebet Olenu und die in demselben verübte Lästerung gegen Christum und bestimmt, was zur Unterdrückung desselben geschehen soll. Danach heist es: „Wir versehen Uns aber allergnädigst, dass die Juden diesem Unserem Gebot, welches Wir in allergnädigster Erwägung, dass sie ehemals Gottes geliebtes Volk gewesen, und dass sie nach dem Fleische die Befreundeten unseres Heilandes seien, mit Mitleid, Liebe und Erbarmung gegen sie verknüpft haben, sonsten es aber die Ehre unseres Gottes es von Uns unumgänglich erfordert, so viel mehr allerunterthänigsten Gehorsam erzeugen werden, weil ihnen darin nicht das Geringste wider ihre Religion, Ceremonien, Aufsätze und Gebräuche angemuthet wird.“

• Wie wohlthätig der Pietismus die Gemüther von Hoch und Niedrig gegen die Juden beeinflusst hat, zeigt dieser Erlass besonders deutlich. Die ganze Stimmung gegen die Juden wurde überall, wo der Pietismus Eingang fand, eine viel freundlichere, weichere und dem Geiste des Evangeliums entsprechendere. Dem Pietismus ist es im besonderen Maasse zu danken, dass ein neues Verhältniss derselben zu ihrer Umgebung in Deutschland Platz greifen konnte. Wenn der Pietismus nur geistesmächtig genug gewesen wäre, seine positiven christlichen Gedanken auch in das allgemeine Leben direkt einzuführen, und wenn er Muth und Kraft genug besessen hätte, der Gestaltung des öffentlichen Lebens die Bahnen zu weisen, dann hätte auch in seiner weiteren Entwicklung dasselbe das christliche Gepräge viel leichter erhalten. Aber darin zeigte sich nun seine besondere

Schwäche, dass er es nicht wagte, anders als auf einzelne Personen oder höchstens auf kleine Kreise bestimmend und gestaltend einzuwirken, und dass seine Gedankenwelt auch in vieler Beziehung eine zu dürftige war, als dass dieselbe das allgemeine Leben bleibend umzuwandeln vermocht hätte.

c. Johann Heinrich Callenberg.

J. H. Callenberg, Bericht mit 16 Fortsetzungen seines Berichtes von dem Versuche, das arme jüdische Volk zur Erkenntniss der christlichen Wahrheit anzuleiten. Relation u. s. w. 30 Stück. Christliche Bereisung der Judenörter, 4 Stück. Fortwährende Bemühung um das Heil des jüdischen Volkes überhaupt, 4 Stück, von 1728—1759.

F. K. G. Hirsching, Historisch literarisches Handbuch, Band 1. Joh. Jacob Moser, Beiträge zu dem Lexikon der jetzt lebenden lutherischen und reformirten Theologen in Deutschland. Züllichau 1740 S. 119 ff. Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises Theil 2, 44 ff., 600. Die Acta historiae ecclesiae nostri temporis aus Weimar in dem betreffenden Zeitraume wiederholt. J. C. Jöcher, Gelehrten-Lexikon, Nachträge und Fortsetzungen. Mittheilungen aus Joh. Heinr. Callenbergs Briefen von Dr. Franz Theodor Adler. Halle, Waisenhaus 1868. Saat auf Hoffnung, Callenberg 1869 S. 242 ff.

Johann Heinrich Callenberg hat die erste eigentliche Judenmission innerhalb der evangelischen Kirche ins Leben gerufen. Eben darum ist er für die Geschichte der Judenmission und der Kirche im Allgemeinen von besonderer Wichtigkeit. Die Art aber, wie die Mission in dem Callenberg'schen Unternehmen zu Tage tritt, zeigt zugleich die Stellung an, welche die Judenmission — und die Sache steht auch nicht wesentlich anders mit der Heidenmission — im kirchlich evangelischen Leben einnimmt und charakterisirt das kirchengeschichtliche Verhältniss der evangelischen Kirche und Christenheit zu dieser Mission.

In Callenbergs Zeit ist kirchengeschichtlich der Prozess des Verhältnisses der evangelischen Kirche zu ihrer Missionsaufgabe zur Entscheidung gekommen; und von dieser Entscheidung ist die evangelische Kirche im Ganzen und Grossen bis heute noch nicht abgegangen, wengleich eben dieses bisherige und geschichtlich vorliegende Verhältniss nicht als ein endgiltiges betrachtet werden soll.

Callenbergs Unternehmen bedeutet aber, dass nicht die evangelische Kirche als solche, sondern nur einzelne ihrer Glieder die Pflicht fühlten und sich bereit zeigten, ein wirkliches und eigentliches Missionswerk an den Juden aufzunehmen. Hatte also die frühere Zeit der evangelischen Kirche kein organisirtes Missionswerk aufzuweisen, während weithin innerhalb derselben viele vereinzelte Missionsbemühungen zu Tage traten, so wird jetzt diesem Mangel freilich abgeholfen, aber nicht in der Weise, dass sich die evangelische Kirche selbst als Gesamtheit oder in ihren einzelnen Kirchen dazu aufschwänge, die ihr obliegende Pflicht zu erfüllen.

Eine Frucht des in der evangelischen Kirche lebhafter erwachten Missionssinnes ist mithin das Callenberg'sche Werk wohl; aber derselbe ist eben nicht so stark gewesen, dass er auch zu einem kirchlichen Handeln im eigentlichen Sinne geführt hätte, und dass die Mission eine Kirchen- oder Gemeindegewandlung geworden wäre. Eben dies gab denn auch der ganzen Judenmissionsthätigkeit ihr bestimmtes und durchgreifendes Gepräge.

Dem neuen Unternehmen ist aber ebenso durch die Persönlichkeit ihres Stifters in vieler Beziehung sein eigenthümlicher Stempel aufgedrückt worden, und deshalb muss dieselbe noch besonders ins Auge gefasst werden.

Callenberg ist in dem Gothaischen Dorfe Molsleben am 12. Januar 1694 als Sohn eines Bauern geboren. In den von Dr. Adler benützten Briefen desselben aus den Jahren 1715 bis 1721, welche die Bibliothek des Halle'schen Waisenhauses handschriftlich besitzt, schreibt Callenberg selbst, dass er „von geringen, doch ehrlichen Eltern in aller Scham und Zucht aufgezogen sei, und dass sich dieselben mit saurem Schweiss und Arbeit das Stückchen Brot erwarben, davon sie sich in ihrem Alter nothdürftig unterhalten konnten“.

Nach dem Tode seines Vaters, bei dessen Ableben dieser Sohn noch in jüngeren Jahren stand, kam Callenberg besonders durch die Vermittelung seines Ortspastors, dem der junge Mensch unter den Altersgenossen im Dorfe aufgefallen sein muss, auf das Gymnasium in Gotha, dessen Rektor Vockerodt, ein trefflicher, feingebildeter und frommer Mann, sich seiner aufs Lieblichste annahm. Derselbe war ein in jener Zeit sehr geschätzter Schulmann, und seine Programme wurden weithin gelesen. Callenberg hat ihm stets die dankbarste und kindlichste Verehrung

bewahrt. Vockerodt gehörte zu den warmen Anhängern des Spener-Franke'schen Pietismus und hat dafür viele Anfechtungen erleiden müssen. „Das Denken, Wirken und Streben Callenbergs aber erhielt durch den Rektor Vockerodt die bleibende Richtung.“

Der 21jährige junge Mann kam 1715 auf die Universität Halle und schloss sich hier mit grossem Eifer August Hermann Franke an. In den Franke'schen Stiftungen wohnend, lernte er den damals gleichfalls im Waisenhaus lebenden Gelehrten Salomon Negri kennen. Derselbe, aus Damaskus stammend, war früher Dolmetscher an der hohen Pforte in Constantinopel gewesen, hierauf Bibliothekar in Frankreich und später Professor des Arabischen in Rom. Professor Heinrich Wilhelm Ludolf lernte diesen Mann auf seinen Reisen kennen, und es gelang ihm, denselben zu bestimmen, dass er sich nach Halle wandte. Dort machte A. H. Franke auf ihn einen grossen Eindruck, so dass er auch das Anerbieten desselben annahm, in Halle die orientalischen Sprachen zu lehren.

Salomon Negri nun wurde für Callenbergs inneres Leben von Wichtigkeit. Der Glaube war für letzteren nicht ein anererbtes Gut, das er sich stets ohne Anfechtung bewahrt hätte, sondern er wurde in seiner Studienzeit von so gewaltigen Zweifeln heimgesucht, dass er zu Zeiten allen Boden unter den Füßen verlieren wollte. Gerade da eilte ihm Salomon Negri zu Hilfe. Derselbe hatte einen ähnlichen inneren Gang wie Callenberg genommen und mit den bedeutendsten Freigeistern in Frankreich und Italien verkehrt. Aber gerade der Umgang mit denselben hatte ihm die ganze Schwäche des Unglaubens gezeigt und Negri war hierdurch geheilt worden. Um so mehr war er der geeignete Mann, Callenberg in der Zeit seines inneren Schwankens zur Seite zu stehen, und letzterer hat ihm dies sein ganzes weiteres Leben hindurch dankend anerkannt.

Zur eigentlichen inneren Ruhe aber scheint der Studiosus erst durch A. H. Franke gekommen zu sein, dessen Predigten insbesondere eine entscheidende Bedeutung für ihn gewannen. Nachdem er jedoch innere Klarheit erlangt hatte, erfüllte ihn von nun an nur noch ein Wunsch, dem Reiche Christi mit allen seinen Kräften zu dienen.

Jetzt gewann der Gedanke an die Mission, der ihn schon früher beschäftigt hatte, in ihm eine festere Gestalt, und zwar dachte er in Folge seiner Verbindung mit Salomon Negri anfangs

an ein Werk unter den Muhammedanern. Eben zu diesem Zwecke erlernte er auch von jenem Gelehrten das Arabische.

Callenbergs Missionsgedanken waren aber nicht oberflächlicher Art, sondern in seiner Seele tiefer begründet. Selbst in der Zeit, wo er doch am Meisten von Zweifeln gequält war, hatte ihn die Mission beschäftigt; denn er neigte dazu, innere Unruhe durch verdoppelte Thätigkeit zu überwinden. Aber er bekennt auch, dass er sich in jener Zeit gewissermaassen die innere Ruhe als einen Lohn für treue Arbeit habe erringen wollen. Von diesem Sinne wurde er durch A. H. Franke frei, aber seine Hände legte er darum jetzt doch nicht in den Schooss, sondern tiefere Gedanken führten ihn nun wieder zur Mission.

Irgend welche Ueberschwänglichkeit hatte mit Callenbergs Missionsplänen und Missionsgedanken nichts zu thun. Von jeder Ueberschwänglichkeit war sein Christenthum überhaupt völlig frei. Eher tritt in der Zeit, wo er nun Herr seiner Kämpfe geworden ist, bei ihm eine gewisse Aengstlichkeit, nur ja nichts selbst zu machen, zu Tage. Sein Glaubensleben zeigt nirgends eine heroische Gestalt, sondern wird durch jene Vorsicht charakterisirt, welche an den Pietisten dieser Zeit so oft zu finden ist, und durch eine übergrosse Sorge, nur ja alles zu vermeiden, was irgendwie nach Schein aussehen könnte. Hat er doch seinen Sendboten nicht einmal den Namen „Missionare“ und seinem Werke nicht den Namen „Mission“ geben wollen, und zwar allein aus dem Grunde, weil er der merkwürdigen Ueberzeugung war, dass sie diesen Namen zu führen kein Recht hätten. Er nannte seine Glaubensboten „Reisende Mitarbeiter“.

Callenberg trat aber jetzt an die Missionssache heran, weil er sich zu derselben durch die Umstände gedrängt sah und ihm sein Gewissen es verbot, das abzuweisen, was ihm ohne sein Zuthun zunächst in die Hände kam. Innerlich genöthigt, nahm er das Werk auf, welches hernach seinen Namen trug.

Aber freilich er selbst hatte es in seinem eigenen Leben recht mächtig erfahren, dass es keinen anderen Frieden als in Christo gibt, und zugleich hatte er ein tiefes Gefühl für die Noth aller derer, welche dieses Friedens noch entbehren. Dieses Gefühl blieb jedoch nicht eine blosser Empfindung sondern trieb ihn an, von dem Gott, welcher ihm selbst zu dem wahren Frieden geholfen hatte, ein Zeugniss des Dankes vor allen, die ihm noch ferne waren, abzulegen. Desshalb war es auch kein Wunder, dass

ihm das Heil der Nichtchristen aufs Herz fiel, und dass, als sich ihm die Gelegenheit an denselben etwas zu thun, von selbst aufdrängte, er auch die Verpflichtung hierzu lebhaft empfand. Die höchsten Beweggründe leiteten ihn zur Mission, und weil dieselben bis an sein Lebensende eine Macht über ihn blieben, war auch seine Missionsthätigkeit nicht von kurzer Dauer, sondern beständiger Art. Er hat das einmal begonnene Werk nicht wieder fallen lassen, sondern, so viel auf ihn ankam, war es sein Entschluss, die ihm übertragene Arbeit, so lange ihn die göttliche Führung auf dieselbe hinwies, auch auszurichten.

Es waren aber der Orient und die Muhammedaner, denen er seine erste Aufmerksamkeit zuwandte. Im Jahre 1716 dachte er ernstlich daran, sich selbst in muhammedanische Gebiete zu begeben und dort das Evangelium zu verkündigen, und er suchte auch andere für den gleichen Plan zu gewinnen. Berichte aus jenen Gegenden, die ungemein günstig lauteten, fachten seinen Eifer doppelt an. Dem Professor A. H. Franke theilte er dann brieflich mit, was ihn bewegte, und derselbe rieth ihm, um für alles Zukünftige recht vorbereitet zu sein, Salomon Negri um Unterricht im Arabischen, Persischen und Türkischen zu bitten. Dies geschah auch, und später setzte dann Callenberg denselben Unterricht bei einem jungen Gelehrten aus Antiochia mit Namen Dadichi fort. Nach 5 Monaten aber bereits hatte er es im Arabischen soweit gebracht, dass er nicht allein den Koran auslegen, sondern auch ein ohne Punkte gedrucktes Neues Testament lesen konnte; ja er begann sogar bereits eine Uebersetzung des Luther'schen Katechismus ins Arabische, die er später vollendet hat.

Die Berufung mehrerer seiner Freunde nach Russland veranlasste ihn dann, besonders auf die Muhammedaner dieses Reichs sein Augenmerk zu richten und an die Beschaffung einer Literatur zu denken, welche unter den dortigen Anhängern des Islam zu verbreiten wäre.

Während Gedanken, Pläne und Arbeiten solcher Art ihn beschäftigten, war er inzwischen dessen gewiss geworden, dass er Theolog werden müsse, nachdem er sich bisher als Studenten der Philosophie bezeichnet hatte. Er wandte sich also jetzt dem anderen Studium zu und gewann wie durch seine bemerkenswerthen Fähigkeiten so durch seinen frommen Eifer bald Einfluss in weiteren studentischen Kreisen. Er richtete einen Thüringer

Convent ein, welcher sich die Pflege des geistlichen Lebens seiner Mitglieder zur Aufgabe machte, und fand hier eine Stätte fruchtbarer Wirksamkeit, die ihn auch selbst sehr befriedigte.

Callenbergs wissenschaftliche Tüchtigkeit und sein reger Eifer für alle Angelegenheiten des Reiches Gottes erweckten dann in A. H. Franke den Wunsch, ihn der Universität Halle zu erhalten. Dieser trug deshalb selbst dem Könige Friedrich Wilhelm I. die Bitte vor, dass er Callenberg zum ausserordentlichen Professor der Philosophie an der Universität Halle ernennen möge. Das geschah denn auch im Jahre 1727; im Jahre 1735 wurde er ordentlicher Professor der Philosophie und 1739 ordentlicher Professor der Theologie an derselben Universität.

Als Docent breitete er sich über eine Reihe von Fächern aus. Das Moser'sche Lexikon theilt z. B. 1740 mit: „Er liest über die Historie der Gelehrsamkeit überhaupt und jeder Disciplin insbesondere, über die neuere jüdische Literatur, über das Arabische, da nach vorangeschickter Erklärung der grammatischen Lehren ein Stück des Koran erläutert wird, über das Syrische, über die Rechte der Christen unter den Muhammedanern, über die Metaphysik, sonderlich deren Anwendung in der Theologie, über das Rabbinische, das Jüdisch-deutsche und hält ascetische Stunden.“

Von 1735 ab las er ein Collegium „Wie man Juden zur Bekehrung behilflich sein könne“, welches z. B. im Jahre 1745 von über 100 Studenten besucht war.

Bei den Rationalisten fand er freilich keine Gnade. Semmler ging so weit, ihm Kenntniss des Griechischen und Hebräischen abzuspochen. Ganz anders lautet das Urtheil des Curators der Halle'schen Universität von Ludwig aus dem Jahre 1730, welcher von Callenberg schreibt, „dass er mit besonderer Wissenschaft in den orientalischen Sprachen, absonderlich in den Schriften der Rabbinen und talmudischen Lehrer, wie nicht minder im Arabischen und was zum Verständniss des Alkoran gehört, ausgerüstet ist“. Und ebenso rühmt der Rostocker Professor A. Th. Hartmann, welcher doch durchaus nicht die theologische Richtung Callenbergs theilte, in seinem Leben von Olaf Gerhard Tychsen, dass Callenberg für sein nachmaliges Amt vorzüglich literarisch vorgebildet gewesen sei.

Doch war er allerdings kein durch Selbständigkeit ausgezeichnete theologischer Docent und als theologischer wie überhaupt als Schriftsteller nicht von Bedeutung. Es erschienen

von ihm, abgesehen von den für das Missionswerk verfassten Schriften, Abhandlungen über arabische und griechische Sprache, Studien philosophischen Inhalts und über Kirchengeschichte, aber dieselben sind ohne besonderen Werth. Die gelehrte Literatur und die Wissenschaft hat durch Callenberg keine bemerkenswerthe Förderung erfahren.

Viel reichere Frucht dagegen brachten die im Missionsinteresse verfassten oder herausgegebenen Bücher Callenbergs; wie denn überhaupt die Bedeutung dieses Mannes durchaus nicht auf dem wissenschaftlichen, sondern auf dem Missionsgebiete liegt.

Für das Missionswerk unter den Muhammedanern, an das er ja zuerst herantrat, hat er theils selbst Schriften verfasst, theils Uebersetzungen Anderer geliefert, theils Schriften, die bereits vorhanden waren, in neuen Auflagen erscheinen lassen und dann für ihre Verbreitung in muhammedanischen Gebieten Sorge getragen.

Er veröffentlichte manche Abhandlungen theils polemischen theils apologetischen Inhalts über den Koran, um damit dem Christenthum die Bahn unter den Muhammedanern zu brechen. Ausserdem übersetzte er selbst oder gab nach vorhandenen Uebersetzungen heraus A. H. Frankes Ersten Unterricht in der christlichen Lehre und die Lehre des Apostel Paulus über die Rechtfertigung durch den Glauben, Hugo Grotius Von der Verführung der Muhammedaner, für die unter den letzteren lebenden Christen geschrieben, Freylinghausen Ordnung des Heils ins Arabische übersetzt, ebenso einen Auszug aus der Geschichte des Alten und des Neuen Testaments, Buch 1—4 der Nachfolge Christi von Thomas a Kempis und mehrere Gespräche, ebenso das Gespräch Christi mit der Samariterin und die Geschichte der Auferweckung des Lazarus; das Evangelium Matthäi, Apostelgeschichte, Römer- und Hebräer-Brief, einen Theil der Bergpredigt, die Auferstehungsgeschichte nach Lukas und das hohepriesterliche Gebet aus dem Evangelium Johannis arabisch; Stücke aus dem Evangelium des Lukas und Johannes persisch; die Bergpredigt nach Matthäus und Stücke aus den Briefen Petri und Johannis türkisch. Dies alles neben der umfangreichen Judenmissionsliteratur, von welcher später die Rede sein muss.

Was seine persönlichen Verhältnisse betrifft, so verheirathete er sich 1733 mit Beata Amalie, ältesten Tochter des Geheimraths

und Professors der Jurisprudenz Gasser zu Halle. Aus dieser Ehe hatte er einen Sohn, welcher Theolog wurde und später St. Schultz in der Leitung des Institutum Judaicum unterstützte, dessen weitere Schicksale aber zu ermitteln nicht gelungen ist. Callenberg starb in einem Alter von 66 Jahren am 16. Juli 1760. Wenige Minuten vor seinem Tode wiederholte er, wie das Leichenprogramm sagt, laut die Worte des Liedes „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn“: „Es lebt kein Mann, der aussprechen kann die Glorie und den ewigen Lohn, den euch der Herr wird schenken.“

Callenberg ragt, wie schon vorher bemerkt, unter den deutschen Gelehrten keineswegs hervor, als Professor war er nicht besonders anregend, und ebensowenig darf man ihn einen in den Erzeugnissen seiner Feder glücklichen Schriftsteller nennen. In allen diesen Beziehungen wird sein Name nicht weiter genannt. Er war aber einer der frömmsten Docenten, die je eine deutsche Universität besessen hat, war sich stets dessen bewusst, dass er für die Verwaltung der ihm von Gott verliehenen Gaben werde Rechenschaft geben müssen, und für das Heil der Seelen anderer unablässig bemüht. Seine Frömmigkeit und sein Wirken trugen die Gestalt des deutschen Pietismus, dessen Kind Callenberg im vollen Sinne war, und dessen Vorzüge sowohl als dessen Schwächen an ihm klar ausgeprägt zu Tage treten. Aber durch seinen Pietismus ist er das geworden, was er geworden ist, und hat er es gelernt, unermüdlich mit seinem Pfunde zu wuchern, so dass er im Arbeitseifer von wenigen Zeitgenossen übertroffen worden ist. Und durch seinen Pietismus hat er das geleistet, was ihm eine bleibende Bedeutung in der Geschichte der evangelischen Kirche und der Kirche überhaupt verleiht. Er ist durch seinen Pietismus in Wahrheit der Vater der evangelischen Judenmission geworden. Denn durch ihn ist jenes Institutum Judaicum ins Leben gerufen worden, das der eigentlichen Judenmission in der evangelischen Kirche die Bahn gebrochen hat, die seitdem auch nicht mehr aus dem Kreise der christlichen Thätigkeiten verschwunden ist, sondern immer grössere und wachsende Maasse angenommen hat, um es gerade in der Gegenwart mit dem allgemeinen Erwachen der Judenfrage geltend zu machen, dass sie noch höhere Ansprüche zu erheben hat.

Das Beispiel des Institutum Judaicum bestimmt aber auch noch heute die evangelische Judenmissionsthätigkeit und zieht in

derselben mehr denn je praktisch die Aufmerksamkeit auf sich. Die Einwirkungen Callenbergs machen sich daher noch immer spürbar und sind nicht abgeschlossene. Die Folgezeit wird dies viel deutlicher erkennen und wird das Gedächtniss dieses Mannes daher in ihrer Mitte noch lebendiger werden lassen.

d. Die Vorgeschichte des Institutum Judaicum.

Callenbergs Bericht, das arme jüdische Volk zur Erkenntniss der christlichen Wahrheit anzuleiten, mit Fortsetzungen, Stück 1 S. 1 ff., Stück 10 S. 89 ff. Stephan Schultz, Kurze Nachricht von einer zum Heil der Juden u. s. w. errichteten Anstalt. Aufl. 2 1769. M. Joh. Müller, Sendschreiben. Dibre Emeth 1881 S. 33 ff.

Professor Callenberg hat als Gymnasiast in Gotha den Unterricht des dortigen frommen Predigers Mag. Joh. Müller genossen. Letzterer hatte 1719 seinem früheren Lehrer, dem Professor Mai in Giessen einen Aufsatz übersandt, in welchem er den Juden das christliche Zeugniss nahe zu bringen suchte, und den er zum Zwecke der leichteren Verbreitung unter jenen in jüdisch lautenden Wendungen und deutsch-jüdischer Schrift herauszugeben gedachte. Für diese Schrift fand sich jedoch kein Verleger.

Besseren Erfolg hatte ein „Entwurf, wie mit Juden freundlich umzugehen und von wahrer Herzensbekehrung zu reden sein möchte, in einem Gespräche dargestellt“. Diese mit einer Vorrede von Mai versehene Schrift erschien 1716 in Giessen. Das eben gefeierte Chanuka-Fest gibt hier einem Christen Gottlob Anlass, einem Juden Jonathan vorzuhalten, dass ihnen doch die Opfer fehlten. Wie sollten sie also Hilfe und Versöhnung finden? Busse und eine Erlösung von Sünden seien nöthig, aber die gewöhnlichen Sühnemittel und selbst der Tod reichten nicht zu, um ihnen die Erlösung zu schaffen. Die Propheten des Alten Testaments dagegen hätten einen rechten Sündenträger nachgewiesen, besonders Jesai C. 53 schildere ihn, und auch der Talmud habe hier den Versöhner Israels erkannt.

Nach dieser Vorbereitung wird dann auf den Jesus des Neuen Testaments hingewiesen, und mit der Messiaslehre derselben werden auch die übrigen christlichen Lehren, besonders die von der Dreieinigkeit gerechtfertigt. Das Gesetz habe seine Bedeutung gehabt und dürfe freilich nicht von Menschen abgeändert werden, wohl aber könne es Gott zu seiner Erfüllung bringen.

Das hätten auch viele Rabbinen gelehrt und die Uebereinstimmung einiger derselben mit der christlichen Anschauung bildet den Schluss der Ausführungen dieses Buches.

Von Müller war auch Callenberg auf die Juden hingewiesen worden und hatte sich seitdem stets ein herzliches Interesse für dieselben bewahrt. Als Student der Theologie in Halle hatte er z. B. im Jahre 1720 ein von ihm selbst hernachmals mitgetheiltes ausführliches Gespräch mit einem jüdischen Rabbi gehabt, das in der 2. Fortsetzung S. 189 ff. enthalten ist.

In Halle hörte dann Callenberg, dass Müller sich noch weiter mit dem Gedanken trage, Schriften in jüdisch-deutscher Sprache und mit jüdischen Lettern gedruckt erscheinen zu lassen; da die umfangreiche Literatur, welche bisher den Juden das Christenthum predigen wollte, zu einem sehr grossen Theile ihren Zweck nicht habe erfüllen können, weil sie in einer für die meisten Juden unverständlichen Sprache, Schreib- und Druckweise erschienen sei. Müller hatte insbesondere Jahre lang ein Buch im Manuscript liegen, welches im jüdisch-deutschen Gewande an das Tageslicht treten und den Titel „Licht am Abend“ führen sollte. Es wollte sich aber für das Schriftchen kein Verleger finden lassen. Als dies Callenberg zu Ohren kam, erwachte in ihm der Wunsch, das Manuscript der Müller'schen Arbeit zu erlangen, damit dasselbe nicht etwa verloren ginge. Callenberg schrieb desshalb an Müller und sprach ihm die Bitte aus, ihm sein Manuscript anzuvertrauen, so wolle er sich dann um den Druck desselben bemühen. 1723 schickte ihm Müller in der That auch das Erbetene und ermächtigte ihn brieflich, mit demselben ganz nach seinem Gutdünken zu verfahren.

Callenberg gab sich nun Mühe einen Verleger zu finden, aber es wollte ihm damit nicht glücken. Da ersuchte er den Verfasser ein Memorial aufzusetzen, in welchem er Beiträge erbitten sollte, damit der Druck seiner Arbeit ermöglicht würde. Unter dem 23. Januar 1725 erhielt Callenberg das gewünschte Schreiben, das hier um der Folgen willen, die es für die Mission haben sollte, seine Stelle finden möge. Denn „das Licht am Abend“, um dessen Druck es sich in diesem Briefe handelt, hat den eigentlichen Anstoss für die Errichtung des Institutum Judaicum gegeben.

„Allen, die Christum, den Preis Israels, lieb haben und in seinem Namen zu Gott flehen für die Kinder Israel, dass sie

selig werden, Gnade, Heil und Segen von Gott dem Vater und dem Herrn Jesu Christo.

Es hat der berühmte Altorfsche Professor, Herr D. Wagen-seil, in seinem schönen Traktat „Die Hoffnung der Erlösung Israels“ zur Bekehrung der Juden sehr nützlich erachtet, wenn man kleine glimpfliche Büchlein schriebe und mit deutsch-hebräischen Buchstaben drucken liesse, um dadurch auf eine angenehme Art, als hätte man etwas für, den Juden ihr Elend fürzustellen und zugleich durch starke Beweisgründe, denn die Worte der Weisen sind Spiesse und Nägel, Prediger Salomonis 12, 1, die Wahrheit der christlichen Religion zu beweisen.

Ferner hat der um die christliche Kirche hochverdiente Theolog, der selige D. Spener, in verschiedenen Schriften wohl erinnert, dass, wenn wir bekenneten, gleichwie die Weissagungen von Christi Geburt, Leben, Wundern, Tod und Auferstehung nach dem Buchstaben erfüllt worden, also soll auch noch vieles, was herrlich von Israel lautet, gleichfalls so klar und offenbar erfüllt werden, als die Worte lauten, die Juden sodann aber viel weniger wider unsere christliche Religion einzuwenden finden, als da man unserseits so vieles in einem geistlichen oder allegorischen Verstand erfüllt zu sein vorgibt, während doch die vorgegebene Erfüllung bei weitem nicht der Herrlichkeit der Worte gleichkommt.

Ferner habe in Betrachtung genommen, wie der heilige Apostel, Römer 10, 3, dies als einen Hauptirrthum der Juden anführt, dass sie die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, nicht erkennen, hingegen ihre eigene Gerechtigkeit aufzurichten trachten. Habe also nöthig erachtet, ehe man von dem erschienenen Messias mit ihnen handle, vorher von rechter Busse und dem tröstlichen Amte des ihren Vätern verheissenen Messias aus Mose und den Propheten, sonderlich aus Jesaja 53 gründlichen und kräftigen Unterricht zu ertheilen, sodann weiter zu anderen Punkten zu schreiten.

In Erwägung dieses alles habe ich vor etlichen Jahren einen kleinen Traktat unter dem Titel „Licht am Abend“ mit jüdisch-deutscher Schrift den Juden zum Besten aufgesetzt und eine geraume Zeit bei mir liegen gehabt. Wenn dann sich jetzt eine Gelegenheit zeigt, denselben an das Licht zu bringen, so habe ich auf Anrathen christlicher Freunde, meine hochzuverehrenden Herren, deren Herzenswunsch ist, dass die Kinder Israel sich

bekehren, den Herrn ihren Gott und ihren König David, den wahren Messias, der ihre und der ganzen Welt Sünde allbereit getragen, in den nun immer näher herannahenden letzten Tagen suchen möchten (Hosea 3, 5), dienstlich ersuchen wollen, zum Verlag, der etwa 20 Thaler erfordern möchte, nach ihrer Bequemlichkeit etwas beizutragen und Vorzeigern einzuhändigen.

Den Herrn unsern Gott, den einigen rechten Gott Abrahams, Isaaks und Israels mit mir herzlich anrufend, dass er selbst seinen Segen kräftiglich geben und den Zweck auf ihm gefällige Weise, wozu durch dieses Werklein nur ein geringer Versuch, in gelasenenem Vertrauen auf seine göttliche Kraft, Weisheit und Treue dargelegt wird, zu seiner Zeit befördern wolle. Was also auf den Geist gesäet wird, das wird gewiss eine freudenvolle Gnadenerte in dieser und der zukünftigen Welt nach sich ziehen.“

Callenberg übergab dieses Schreiben zuerst A. H. Franke, der nicht bloss sofort einen Beitrag zur Herausgabe des Traktates spendete, sondern auch unter das Müller'sche Memorial die Bemerkung setzte: „Nachdem ich solches gelesen, contribuiren mit Freuden zu solchem Vorhaben 2 Thaler und ersuche auch andere christlich gesinnte Gemüther, denen dieses zu Gesichte kommt, nach Belieben einen Beitrag zu thun. Wie es zur Ehre Gottes und zum Heil des armen Judenvolkes in der Wahrheit gemeint ist, auch dies des werthen Herrn Autors besonders von Gott empfangenes Talent ist, so wird es auch Gott nicht ungesegnet lassen. Ach dass, gleich wie Joseph von seinen Brüdern endlich erkannt ist, so auch du, Herr Jesu, von deinen Blutsfreunden, den Juden, endlich bald möchtest erkannt werden.“

Nach dieser Empfehlung von A. H. Franke erfolgten Gaben von mehreren Seiten, unter anderen von Prof. D. Joh. Heinrich Michaelis. Die für den Druck erforderliche Summe wurde jedoch durch die erste Sammlung noch nicht zusammengebracht. Im September 1726 zeigte Müller dies den Freunden, welche sich für seine Schrift interessirt hatten, an, und nun kam nicht bloss die geforderte Summe, sondern auch noch etwas mehr ein, so dass die nächste finanzielle Schwierigkeit erledigt schien.

Jetzt trat aber eine neue Schwierigkeit ein. Der Buchdrucker hielt sein anfangs gegebenes Versprechen nicht, sondern stellte höhere Forderungen, und man musste deshalb von ihm absehen. Da rieth der fromme, gelehrte und mit Callenberg herzlich befreundete Proselyt Im. Frommann, damals Student der Medizin

in Halle, welcher das Manuscript gelesen hatte, Callenberg, sich selbst jüdische Lettern anzuschaffen und dann den Traktat zu drucken. Callenberg wollte zunächst auf diesen Vorschlag nicht eingehen und versprach einem Drucker, wenn derselbe sich die Lettern verschaffen wollte, ihm nicht bloss eine grosse Anzahl von Exemplaren des Schriftchens abzunehmen, sondern auch künftig noch anderes bei ihm drucken zu lassen. Aehnlich lautete sein Anerbieten einem anderen gegenüber, aber in beiden Fällen glückte es ihm nicht. Diese kleinen Umstände waren jedoch nicht ein blosser Zufall, sondern wurden für die Weiterentwicklung des Callenberg'schen Werkes von grosser Bedeutung.

Frommann drang jetzt, da es Callenberg mit den Buchdruckern nicht glückte, desto entschiedener in den Freund, die erforderlichen Lettern selbst anzuschaffen. Letzterer ersuchte den anderen darauf, ihm einen Kostenanschlag aufzusetzen. Frommann that dies, Callenberg bemerkte aber in diesem Anschlage keine Setzergebühre notirt. Hierüber befragt antwortete Frommann, er wolle selbst das Setzen lernen und so die Setzerkosten ersparen helfen. Andere Einwendungen beseitigte Frommann ebenfalls, und so wurden nun die Lettern bestellt.

Darüber war der Herbst 1727 herangekommen. Ehe aber Callenberg zum Druck schritt, hatte er eine Reise nach Gotha zu machen, auf die er Frommann mitnahm. Er selbst hatte einige Tage in der Nachbarschaft von Gotha zu thun und sandte deshalb den Freund zu Müller, um ihm die Nachricht zu bringen, dass der Druck bevorstände. Frommann traf den greisen Geistlichen noch gesund an, und als derselbe hörte, dass jetzt das Licht am Abend gedruckt werden solle, brach er bewegt in die Worte aus: „Nun will ich mit Freuden sterben, nachdem ich das gehört habe.“

Unmittelbar nach Frommanns Weggang wurde Müller krank und bettlägerig. Auf die Nachricht hiervon eilte Callenberg zu ihm, fand ihn aber schon in den letzten Zügen. Wenige Stunden nach Callenbergs Weggange starb Müller in seinem 80. Lebensjahre.

Nach der Rückkehr schritt nun Callenberg zum Druck, wobei Frommann in der That die Arbeit eines Setzers verrichtete. Im März 1728 wurde das Büchlein fertig und erschien in einer Auflage von 1000 Exemplaren in 8^o, 6¹/₂ Bogen stark.

Die näheren Umstände, unter welchen es zum Drucke dieses Traktates kam, verdienen aber darum besonderer und ausführlicher

Erwähnung, weil dieselben in mehrfacher Beziehung bemerkenswerthe sind. Sie liefern besonders klar den Beweis, dass Callenberg nicht von schwärmerischen Gefühlen getrieben seine Hand zu einem Werke an den Juden bot, sondern dass er von den Verhältnissen förmlich gezwungen wurde, immer weiter vorwärts zu gehen. Sie sind aber auch darum so beachtenswerthe, weil scheinbare Kleinigkeiten den Anstoss dazu geben mussten, dass hier nicht bloss ein einzelner Traktat ans Licht trat, sondern dass gewisse Grundlagen zu einem Werke gelegt wurden, welches hernach eine im Anfange nicht geahnte Bedeutung gewonnen hat. Die Errichtung einer eigenen Druckerei, zu welcher Callenberg genöthigt wurde, ist für die Folge von grosser Wichtigkeit geworden.

Das Licht am Abend selbst aber hat nicht bloss eine merkwürdige Entstehungsgeschichte, sondern hat alsdann auch im Missionswerke eine besondere Stelle erlangt.

Diese Schrift trägt in ihrer ganzen Anlage einen eigenthümlichen Charakter. Um ihr leichteren Eingang bei den Juden zu verschaffen, hatte Müller gebeten, es nicht zu veröffentlichen, dass ein Christ ihr Verfasser sei, sondern sie namenlos erscheinen zu lassen. Frommann aber setzte Müllers Namen in hebräischer Uebersetzung „Jochanan Kimchi“ auf ihren Titel und erinnerte damit an den berühmten Rabbi Kimchi.

Für die Behandlung des Themas ist die Gesprächsform gewählt und in den Ausführungen alles vermieden, was dem Juden von seinem Standpunkte aus fern lag. Müller tritt durchaus auf den Boden der jüdischen Anschauungen und beruft sich nicht auf das Neue Testament, noch beweist er etwas von christlichen Voraussetzungen aus, sondern er stützt sich überall auf das Alte Testament an erster Stelle und nebenbei auf rabbinische Autoritäten.

Das Gespräch geht von der Behauptung vieler christlichen Priester aus, dass es für das gefangene Israel keine Erlösung mehr gebe, da dieselbe bereits durch den Messias zur Zeit des zweiten Tempels geschehen sei. Um so mehr wolle die Frage nach der Erlösung der Juden untersucht sein.

Es wird nun zunächst festgestellt, dass der Erlösung Israels nach den Propheten zuerst eine ernste Busse desselben vorangehen müsse, und dieselbe eine Frucht grosser Angst und Trübsal die über Israel kommen würde, sein werde. Hierfür werden die Zeugnisse des Alten Testaments und von Rabbinen angeführt.

Hänge aber die Erlösung von wahrer Busse ab, so müsse diese Busse auch recht verstanden werden. Wahre Busse sei eine solche, die von ganzem Herzen und ganzer Seele geschehe. Die Busse des Jom Kippur oder Versöhntages, welche in nichts anderem als in einigen leiblichen Kasteiungen bestehe, reiche daher nicht aus und vermöge nicht die Sünden eines ganzen Jahres zu tilgen. Tilgung der Sünde könne vielmehr allein durch den Messias geschehen. Jesaia 53 zeige dies.

Alle Auslegungen dieses Kapitels, welche in demselben etwas anderes als die Leiden des Messias für die Sünder haben erblicken wollen, werden dann als falsche dargethan. Die alten Rabbinen freilich hätten in diesem Kapitel nur die leiblich erlittenen Plagen des Messias erblickt.

Auf die Person dieses Messias wird alsdann des Näheren eingegangen. In ihm habe sich nach der jüdischen Lehre die genaueste Verbindung der göttlichen Natur, für welche der Verfasser die unter den Juden bekannten Namen Schechina und Memra gebraucht, mit einem menschlichen Leibe und einer menschlichen Seele vollzogen, so dass er in Wahrheit „Herr, der unsere Gerechtigkeit ist“, heissen kann. Die göttliche Natur dieses Messias führt dann weiter zu näherem Eingehen auf das göttliche Wesen überhaupt, und werden hierbei jüdische Zeugnisse, welche von einer Dreiheit in der Einheit des göttlichen Wesens reden, angeführt.

Um aber an diesem Messias Theil zu haben, bedürfe man der inneren Reinigung durch reines Wasser, und um ihm bleibend anzugehören, müsse man alsdann auch sein Leben in dankbarer Liebe gegen ihn führen.

Nachdem der Verfasser so den ganzen Heilsweg beschrieben hat, geht er darauf ein, dass viele Christen den Juden die Erlösung nicht gönnen. Doch ihr Evangelium sei daran nicht Schuld, denn dieses lehre das Gegentheil. Auf dieses Evangelium möge aber diesmal nur eben hingewiesen und von ihm nicht besonders geredet werden, fügt der Verfasser hinzu und weist so leise auf dasselbe hin, nachdem er den Inhalt des Alten Testaments und eines Theiles der rabbinischen Literatur als mit dem Evangelium übereinstimmend dargestellt und so wie von selbst die Brücke zu Jesu und zum Christenthum geschlagen hat.

Dieses Buch nun fand eine ausserordentliche Verbreitung unter den Juden. Es wurde nicht bloss durch die Callenberg'-

schen Missionare und durch viele Christen unter ihnen umsonst vertheilt, sondern vielfach auch von den Juden gekauft und anfangs sogar in ganzen Partieen. 1736 musste es Callenberg in hochdeutscher Uebersetzung erscheinen lassen, 1731 hatte bereits die Society for promoting Christian Knowledge eine englische Uebersetzung des Traktates veranstaltet; der holländische Prediger W. H. Geestmann übertrug es 1735 ins Holländische und liess es in Nimwegen drucken, damit es unter den portugiesischen Juden verbreitet würde. 1732 erschien eine italienische Uebersetzung durch Conrektor Ludwig Vockerodt in Brandenburg, 1748 eine französische durch Professor Ruchat in Lausanne. Die Londoner Missionsgesellschaft hat es dann in diesem Jahrhundert neu aufgelegt und verbreitet es auch heute noch in jüdisch-deutscher, jüdisch-polnischer, hebräischer und englischer Uebersetzung. Es wird aber auch in der Gegenwart noch mit Nutzen besonders in den Kreisen der östlichen Juden gebraucht.

Ganz besonders sichtlich war der Eindruck, den diese Schrift auf die Juden jener Tage machte; sie gehörte Jahrzehnte hindurch zu den unter den Juden gelesensten und gefürchtetsten Büchern; und die Callenberg'schen Berichte wissen eine ganze Reihe von Bekehrungen, welche das Licht am Abend herbeigeführt hat, zu melden. Unter anderen wird ein in Königsberg studirender Proselyt erwähnt, den das Licht am Abend zur Erkenntniss Christi gebracht habe.

Müller hat dem Professor Callenberg noch eine andere Schrift im Manuscript hinterlassen, welche sein Freund alsdann unter dem Titel „Sendschreiben an die europäische Judenschaft“ in jüdisch-deutscher Sprache 1729 herausgab, und die von der Vergebung der Sünden handelt. Das Büchlein ist unter dem Namen „Das kleine Sendschreiben“ in der Mission bekannt geworden und erlebte auch eine hochdeutsche und eine englische Uebersetzung. Hier wird zunächst die Beschuldigung, dass die Juden Christenblut gebrauchten, widerlegt und dann auf ihre wirkliche Schuld eingegangen. Die Mittel, welche die Juden wählen, von ihrer Schuld frei zu werden, werden ihnen als nichtige nachgewiesen; Vergebung der Sünden könne allein durch den Messias und nur durch eine wahre Bekehrung zu demselben erfolgen; worauf dann auf die Person und das Werk desselben weiter eingegangen wird.

Von demselben Verfasser verbreitete die Halle'sche Mission auch das sogenannte „Grössere Sendschreiben“, welches ein Auszug aus dem Licht am Abend ist und 1732 in jüdisch-deutscher Sprache herauskam. Dasselbe fand besonderen Eingang in jüdischen Kreisen, 1746 erschien es in vierter Auflage und wurde in Amsterdam von dortigen Juden selbst 1734 in das Holländische übersetzt; irrtümlich sah man Callenberg für den Verfasser des Büchleins an.

e. Die Anfänge des Institutum Judaicum.

Callenberg, Andere Fortsetzung des Berichtes S. 117 ff.
Callenberg, Neue summarische Nachricht.

Professor Callenberg fühlte sich gedrungen, einen öffentlichen Bericht über seine Bemühungen, die auf den Druck des Lichtes am Abend gerichtet waren, abzustatten und den Gebern für die empfangenen Beiträge zu danken. Er that dies unter dem 3. April 1728 und betrachtete hernach selbst diesen Tag als den eigentlichen Anfang des Institutum Judaicum. In diesem Berichte erklärte er nämlich zugleich, dass er seine Thätigkeit für die Beförderung christlicher Erkenntniss unter den Juden mit der Herausgabe des einen Buches nicht für abgeschlossen halten dürfe, da er durch die Umstände den Fingerzeig erhalten habe, auf diesem Gebiete weiter vorwärts zu gehen.

Er hatte sich ja genöthigt gesehen, für den Druck des Licht am Abend eigene jüdische Lettern anzuschaffen; und da so nun eine jüdische Druckerei vorhanden war, erkannte er, dass „eine Gelegenheit vorhanden sei, dem jüdischen Volke mit einem Mehreren zu dienen“. Sein Bericht sollte auch hierauf hinweisen und Christen dazu ermuntern, dass sie ihm für weitere literarische Wirksamkeit unter den Juden in der eingeschlagenen Richtung Handreichung thäten. Gleichzeitig bat er, dass man ihm auch für eine weitere Verbreitung evangelischer Schriften unter den Muhammedanern behilflich sein wolle und ihm Unterstützungen zukommen lassen möge, damit er eine arabische Druckerei anzulegen im Stande wäre.

Dieser Bericht nun fand nicht bloss eine gute Aufnahme, sondern hatte auch zur Folge, dass Callenberg von den verschiedensten Orten her die Aufforderung erhielt, nach den oben genannten beiden Seiten hin das begonnene Werk fortzusetzen. Gleichzeitig liefen verhältnissmässig ansehnliche Spenden bei ihm

ein. Im Oktober 1728 wurden ihm an einem Tage aus Holland 58 Thaler übersandt. In denselben Tagen erhielt er aber auch 73 Thaler von G. A. Franke, dem Sohne des A. H. Franke, welche demselben für Callenberg übergeben worden waren, zugestellt, und gleichzeitig ermunterte ihn derselbe, indem er ihn auf das Beispiel seines Vaters A. H. Franke hinwies, „mit dieser schönen Summe etwas Rechtes anzufangen“. Diese Mahnung fiel auf einen guten Boden. Callenberg erinnerte sich jetzt an einen Wunsch des württembergischen Prälaten D. Hochstetter, von dem er einmal in einer Vorlesung A. H. Frankes gehört hatte, und der ihm hernach bei der Herausgabe der Franke'schen Leichenpredigten aufs Neue ins Gedächtniss zurückgerufen worden war (S. 978).

Jener württembergische Theologe hatte nämlich gegen den ihn besuchenden A. H. Franke geäußert, dass ihm ein Wunsch, den er gehegt, durch Halle in Erfüllung gegangen sei, während ein anderer, den er gleichfalls in seinem Herzen hege, noch der Erfüllung harre. Auf Frankes Frage, was das für ein Wunsch sei, antwortete Hochstetter: „Die Sache, die erlangt sei, wäre diese, dass von der evangelischen Kirche der grosse Makel abgewischt sei, welchen ihr die Papisten allezeit vorgeworfen, warum die Evangelischen nicht ausgingen, die Bekehrung der Heiden zu suchen. Wären sie die wahre Kirche, so würden sie an das Wort denken: gehet hin in alle Welt u. s. w. Diesen Vorwurf hat Gott durch Ihre Mission hinweggenommen, da von Ihrem Orte Leute unter die Heiden gegangen sind“. Als ihn dann aber Franke bat, ihm auch die Sache zu nennen, die er noch wünsche, antwortete Hochstetter: „Unserer evangelischen Kirche wäre es ein grosser Vorwurf, dass, wenn Ungläubige wie Juden u. s. w. zu uns kämen, Niemand wäre, der sich ihrer recht annehme, so dass sie kaum fänden, dass sie mit Fleiss in der evangelischen Wahrheit unterrichtet würden. Und wäre endlich dies noch geschehen, so gebe man ihnen einen Bettelbrief in die Hände und schicke sie damit fort. Weil sie dabei nun aber Jedermanns Vorwurf wären, schrecke dies die Menschen gewaltig ab und verursache, dass sie sich nicht zu uns thäten, da sonst kein Zweifel wäre, dass noch gar viele von den Juden zu dem Glauben an Christum und von den Irrgläubigen zu der Erkenntniss der reinen evangelischen Wahrheit gebracht werden könnten, wenn wir uns in der Liebe gegen sie besser erwiesen, sie auf-

nähmen und ihnen den Weg zeigten, welchen sie wandeln sollten. Dies wünschte ich noch erfüllt zu sehen.“

Später erzählte Franke den Studirenden in Halle, dass er diese frommen Wünsche nicht in seinem Herzen allein verwahren, sondern auch ihnen dieselben habe mittheilen wollen. Denn es gebe eine Zeit, da man fromme Wünsche so, wie es Spener gethan habe, ausspreche und eine andere, da Gott die Wege und Mittel zeige, sie zu erfüllen. Solche Wünsche müsse man aber, wenn man deren Erfüllung nicht sogleich erlebe, desshalb nicht für unausführbar halten, sondern sie den Nachkommen übergeben, damit sie von ihnen ins Werk gesetzt würden.

Als Callenberg damals A. H. Franke diese Worte aussprechen hörte, so theilt er bei Gelegenheit des Empfanges jenes Geldes mit, hätten sie ihm zwar einen tiefen Eindruck gemacht, er habe aber nicht geglaubt, dass Jemand den Anfang damit machen würde, sie der Erfüllung entgegenzuführen. Jetzt aber, als er die ansehnliche Liebesgabe aus den Händen des Sohnes von A. H. Franke in den Händen hielt, sei ihm das Wort des Vaters wieder aufs Herz gefallen und er habe beschlossen, diese Gabe dafür zu verwenden, dass mit einem auf das Heil der Juden gerichteten Werke ein ernstlicher Anfang gemacht werde.

Von jetzt ab liess es denn auch Callenberg keine Ruhe mehr, sondern er fühlte sich innerlichst gedrängt, weiter zu gehen. Er hatte schon vorher Sorge darum getragen, dass auch das Licht am Abend möglichst verbreitet würde und besonders in die Hände der Juden käme. Zu diesem Zwecke hatte er einen alten bedürftigen Franzosen angestellt, dass er das Büchlein als Colporteur herumtrage und anbiete, und so im Verlaufe eines Vierteljahres allein 216 Exemplare desselben an Juden verkauft; abgesehen von der Zahl derer, die an Juden verschenkt oder an Christen abgesetzt worden waren. Ebenso hatte Callenberg seinen Freund Frommann beauftragt, das Evangelium des Lucas und die Apostelgeschichte ins Jüdisch-deutsche zu übersetzen.

Nun aber erbot sich auch ein christlicher Freund in Halle, der in der Jugend das Buchdrucken erlernt hatte, alles, was in dem Institutum Judaicum erscheinen würde, für dasselbe umsonst zu setzen. Callenbergs Muth wuchs darüber und er dachte jetzt daran, nicht allein den Juden, welche das Jüdisch-deutsche sprachen, sondern den Juden überall das Evangelium zugänglich

zu machen. Dazu war es aber nöthig, dass die hebräische Sprache erwählt wurde, weil diese allein den Juden der verschiedenen Länder gemeinsam und überall verständlich war.

Callenberg trug sich jetzt also mit dem Plane einer hebräischen Uebersetzung des Evangeliums Lucä, da er die Hutter'sche Uebersetzung mit Recht nicht für zureichend hielt, und bot es dann Frommann an, eine solche Uebersetzung des Evangeliums und der Apostelgeschichte des Lucas anzufertigen. In demselben Jahre wurden auch noch rabbinische Lettern angeschafft, und erschien Müllers erstes Sendschreiben in jüdisch-deutscher Sprache.

Unter den Studenten der Universität Halle blieben diese Bemühungen Callenbergs nicht unbemerkt. Bald nach der Veröffentlichung des Licht am Abend that sich eine Anzahl derselben zusammen, um das Jüdisch-deutsche zu erlernen und sich darauf vorzubereiten, dass sie in ihrem zukünftigen Amte auch den Juden dienlich werden könnten. Callenberg aber wollte die sich hier bietende Gelegenheit, das Werk in weitere Kreise zu tragen und die künftigen Diener der Kirche bei Zeiten in dasselbe hineinzuziehen, nicht unbenutzt lassen, sondern griff mit Freuden zu und bot den Studierenden die Hand, zunächst auf eine leichte Weise der Sache näher zu treten. Er las also, obwohl Professor der Philosophie, denselben im Jahre 1729 zum ersten Male ein auf die Mission bezügliches Colleg, und zwar über das Licht am Abend und über das Jüdisch-deutsche.

Im Juli desselben Jahres aber bat ihn dann der Student der Theologie A. Manitius nicht bloss um erneuerten Unterricht im Jüdisch-deutschen, sondern auch um Errichtung eines Seminars, in welchem Studenten Anleitung und Vorbereitung für eine Arbeit an den Juden erhalten möchten. Für ein Unternehmen solcher Art aber hatte der vorsichtige Callenberg noch nicht den rechten Muth; denn es gehörte nun einmal zu den Schranken des Mannes, dass er weiter aussehende und weiter greifende Pläne erst sehr allmählig und nur unter dem Drange der Verhältnisse fassen lernte. Doch erklärte er sich jetzt bereit, den Studenten ein Colleg in wöchentlich einer Stunde zu lesen, welches ihnen die erwünschte Anleitung geben sollte. Diese Vorlesung trat denn auch sogleich ins Leben, und Callenberg las hier über das rabbinische Schriftthum, über die Zustände unter den Juden, und wie man christlicherseits dieselben für die Wahrheit des Evangeliums zu gewinnen suchen solle.

Die Einnahmen des Jahres 1728 beliefen sich bereits auf fast 300 Thaler; sie wuchsen dann aber, und bald flossen ihm Beiträge aus ganz Deutschland, Russland, Dänemark, England, Oesterreich und Italien zu. Die ihm dargebotenen Mittel unbenutzt liegen zu lassen, gestattete Callenberg sein zartes Gewissen nicht. Denn er war in seltenem Maasse von dem Gefühle durchdrungen, dass er für die Verwaltung der ihm von Gott und für sein Reich übergebenen Mittel werde Rechenschaft geben müssen. Im März 1730 berichtet er denn auch, dass bereits eine Druckerei mit hebräischen, deutschen, jüdisch-deutschen und arabischen Lettern vorhanden sei. Bei der Druckerei seien 3 bekehrte Juden beschäftigt, nämlich Frommann, damals noch Student der Medizin, der Schriften in hebräischer, rabbinischer und jüdisch-deutscher Sprache ausarbeite, ein anderer, der zu copiren habe, und ein dritter, welchen das Institutum ganz erhalte, indem er die Stelle des Setzers in der Druckerei einnehme.

Herausgekommen seien bis dahin, also im Laufe von zwei Jahren, in jüdisch-deutscher Sprache das Licht am Abend, ein Brief an die Judenschaft und die Bergpredigt; im Drucke befänden sich das Evangelium und die Apostelgeschichte des Lucas; in arabischer Sprache Luthers Katechismus, ein Stück der Bergpredigt, der Anfang der christlichen Lehre von A. H. Franke und des Apostel Paulus Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, von Freilinghausen endlich die Ordnung des Heils.

Callenberg aber erkannte jetzt auch bereits, dass er auf die Herstellung einer Missionsliteratur Bedacht zu nehmen habe, die nach einem ganz bestimmten Plan erwachsen müsse. Vor allem käme es darauf an, das Neue Testament theils mit kürzeren, theils mit ausführlicheren Erklärungen und Anmerkungen herauszugeben, in den letzteren die Einwürfe der Juden zu widerlegen und die Uebereinstimmung beider Testamente darzuthun, Stellen aus dem Alten Testamente, welche vom Messias handeln, den Juden gründlich zu erklären und ihnen ausführlich zu beweisen, dass auch das Neue Testament Gottes Wort sei, Schriften herauszugeben, welche die christliche Lehre im Zusammenhange darlegen und dieselbe durch das Alte Testament zu stützen, aber auch andere erscheinen zu lassen, welche die Widerlegung der jüdischen Irrthümer und Vorurtheile zum Zwecke hätten; ferner eine kurzgefasste Kirchengeschichte zu liefern, welche den jüdischen Verunstaltungen und Verdrehungen der christlichen

Kirchengeschichte entgegenzutreten hätte, und eine Schrift darzubieten, die sich mit den verschiedenen Kirchen der Gegenwart beschäftige und dieselben an der Lehre des Neuen Testaments prüfe, damit den Juden einerseits der Anstoss der Spaltung der christlichen Kirche aus dem Wege geräumt würde, und damit dieselben andererseits wüssten, an welche der vorhandenen Kirchen sie sich anschliessen sollten.

So klar erkannte Callenberg bald die Bedürfnisse, die eine ihrer Aufgabe entsprechenden Missionsliteratur zu befriedigen habe; und an diesem Punkte trat es sogleich zu Tage, dass er in hohem Grade dazu berufen war, auf diesem Gebiete unter seinen Zeitgenossen die Führung zu übernehmen.

Ein Ueberschlag über die ihm zufließenden Gelder sagte ihm aber auch, dass er sich auf die literarische Thätigkeit nicht zu beschränken habe, sondern dass ihm die Mittel für eine darüber hinaus zu entfaltende Thätigkeit geboten wären. Sofort war er deshalb entschlossen, noch an einer anderen Stelle einzusetzen, die eben so laut und dringend die Hilfe der Christen, denen das Wohl der Juden am Herzen lag, erforderte. Den elenden Zustand vieler Proselyten hatte schon A. H. Franke das vornehmste Hinderniss, dass sich die Juden nicht zu Christo bekehren wollten, genannt. Dieses Wort seines Lehrers und die eigene Erfahrung Callenbergs führten denselben zu der Erkenntniss, dass es hier dringend nöthig sei, die bessernde Hand anzulegen.

Unter dem 8. August 1729 liess er denn auch bereits eine „Nachricht, betreffend einige Fürsorge für diejenigen Juden, welche die christliche Religion angenommen haben“, ausgehen. Hier bezeugt er nun den Christen die traurige Lage vieler Proselyten, welche die Juden abschrecken müsse, das Christenthum anzunehmen. Viele dieser Proselyten hätten während ihrer Zubereitung zur Taufe keine gründliche Erkenntniss von dem rechtschaffenen Wesen in Christo erlangt, und die meisten seien dann auch um die Erlangung einer besseren Erkenntniss unbekümmert, sondern wanderten nur als Bettler von Ort zu Ort und kämen hierbei oft völlig um allen christlichen Sinn.

Die ihm Ende des vergangenen Jahres übergebene grössere Summe habe aber in ihm den Vorsatz wach gerufen, was er an seinem Theile dazu beitragen könne, zu thun, damit dem Elend der herumwandernden Proselyten ein Ende gemacht werde. Die Beiträge der Freunde des Institutum hätten ihn in den Stand

gesetzt, 200 Thaler als ein Kapital, das jährlich 12 Thaler Zinsen abwürfe, zurückzulegen. So klein diese Summe sei, habe er sich doch vorgenommen, von derselben wenigstens den besten Gebrauch zu machen. Er habe also daran gedacht, da die Zahl der durch Halle wandernden Proselyten eine sehr bedeutende sei, ihrer grossen Unwissenheit und Herzensverkehrtheit doch ein wenig abzuhelfen. Ein alter frommer Candidat (Leichner) habe sich erboten, ihm hierin ohne jeden Entgelt behilflich zu sein. So wolle er nun jeden durchreisenden Proselyten zunächst drei Tage in Halle behalten, demselben für jeden Tag drei Groschen geben und ihn durch den betreffenden Candidaten täglich zwei Stunden unterrichten lassen; selbst aber wolle er am letzten Tage, so viel es seine Geschäfte erlaubten, mit jedem dieser Wanderer, ehe er nun Halle wieder verlasse, noch einmal sprechen. Käme mehr Geld ein, dann solle die Zeit, die ein solcher durchreisender Proselyt in Halle zurückgehalten und aufgenommen würde, um ihm Unterricht und Pflege angedeihen zu lassen, auf eine oder zwei bis vier Wochen ausgedehnt werden, damit so für das geistliche Wohl der armen Leute gesorgt werden könne; zugleich aber wolle er Erkundigungen einziehen, wo sie sich bleibend ihr Brot erwerben könnten, damit ihrem unsteten Leben ein Ziel gesetzt werde. Der Setzer des Institutum war auf diese Weise z. B. zu einem festen Brote gebracht worden. Alle Arbeit, die das Institutum zu verrichten hatte, liess Callenberg überhaupt, so weit es irgend anging, durch Proselyten geschehen. Im Jahre 1730 aber konnte bereits die Aufenthaltszeit für die Durchwandernden auf acht Tage festgesetzt werden.

Den in Halle wohnhaften Proselyten hielt Callenberg seit 1730 an jedem Sonntag Abend zwischen 6 und 7 Uhr eine Erbauungsstunde, der auch andere Christen beiwohnten; und den Unterstützungsbedürftigen unter diesen Proselyten wurde nach Möglichkeit unter die Arme gegriffen, insbesondere aber die Theilnahme der Christen für sie angesprochen.

Ernste Sorge widmete Callenberg den sich zur Taufe meldenden Juden. Er suchte sich durch Erkundigungen, die auch selbst bei Juden in vorsichtiger Weise eingezogen wurden, über den Charakter derselben Gewissheit zu verschaffen, und wandte sich, wenn die Nachrichten günstig lauteten, an das Stadtministerium in Halle oder an andere Orte, die sich stets willig zeigten, von

Callenberg empfohlene Katechumenen aufzunehmen und für ihren Unterhalt während des Unterrichts Sorge zu tragen.

Zur Förderung seines Unternehmens erhielt Callenberg auch schon früh von sehr verschiedenen Seiten her Bücher zugeschickt, die für das Institutum von Interesse sein mussten, und bildeten dieselben dann den ersten Grundstock der nachmaligen und nicht ganz unbedeutenden Bibliothek der Missionsanstalt.

f. Zur Charakterisirung der Mission des Institutum.

Callenberg, Neue Summarische Nachricht S. 19 ff. Stephan Schultz, Kurze Nachricht von einer zum Heile der Juden und Muhammedaner errichteten Anstalt.

Am 9. Oktober 1730 kam ein Magister Johann Georg Widmann zu Professor Callenberg in Halle. Er theilte demselben mit, dass er seit Mitte des Jahres 1728 Reisen unter den Juden Ungarns und Polens gemacht habe, um dieselben zur Erkenntniss Christi zu führen, und dass er von ihnen vielfach sehr wohl aufgenommen worden sei. In Wien habe er dann eine Anzahl der von dem Professor herausgegebenen Schriften durch Freunde des Callenberg'schen Unternehmens erhalten und sei von ihnen aufgefordert worden, diese unter den Juden zu verbreiten. Das habe er auch und mit gutem Erfolge gethan. Mehrere angesehene Evangelische in Wien hätten ihm dann aber gerathen, nach Halle zu gehen, um sein Werk in Verbindung mit Callenberg fortzusetzen. Dem Rathe sei er gefolgt und er wolle nun den Professor bitten, ihm eine Anzahl seiner Bücher zu übergeben, damit er dieselben auf seinen weiteren Reisen unter den Juden verbreiten könne. Callenberg war dieser Vorschlag ganz genehm, doch wollte er zuvor Widmann näher kennen lernen. Er forderte ihn desshalb auf, sich einige Zeit in Halle aufzuhalten, und Widmann ging gern darauf ein. Professor Callenberg bat indess den Studiosus Johann Andreas Manitius, dem er besonderes Vertrauen schenkte, sich mit Widmann bekannt zu machen, und ihm zu sagen, welchen Eindruck er von demselben erhalten habe. Manitius wurde durch den Ernst Widmanns für denselben sehr eingenommen, und die Erzählungen des Magisters von seinen Reisen unter den Juden erweckten in dem Studenten den lebhaften Wunsch, vereint mit Widmann und in der von diesem geschilderten Weise die Juden gleichfalls aufzusuchen.

Widmann

Nachdem aber die beiden Theologen über eine gemeinsame Missionsreise mit einander eins geworden waren, setzten sie Callenberg hiervon in Kenntniss, und derselbe sprach ihnen seine Bereitwilligkeit aus, sie bei ihrem Unternehmen zu unterstützen, und „so lange sie solche Reisen in christlicher Ordnung und auf eine Studenten der Theologie anständige Art verrichteten, ihnen den nothdürftigen Unterhalt zu reichen“. Mit diesem Versprechen händigte er ihnen zunächst eine kleine Summe Geldes für die von ihnen selbst zunächst ins Auge gefasste Reise und 600 Exemplare der von ihm herausgegebenen Bücher zur Vertheilung unter den Juden ein.

Am 16. November 1730 begannen also Widmann und Manitius die erste Missionsreise, welche in Verbindung mit dem Institutum Judaicum geschah.

Von da ab hat aber das Missionswerk des Institutum seine feste und bleibende Gestalt gewonnen. Zwei noch nicht im Amte stehende Theologen hatten sich Callenberg zu Missionsreisen unter den Juden zur Verfügung gestellt. Gerade derartige Personen aber waren schon von Wagenseil und anderen Freunden der Juden für die Ausübung eines eigentlichen Missionswerkes unter denselben als die geeignetesten Persönlichkeiten angesehen worden. Und da sich jetzt ungesucht die Gelegenheit bot, den theoretisch erörterten Plan in die Wirklichkeit überzusetzen, wollte auch Callenberg dieselbe nicht unbenutzt vorübergehen lassen, wiewohl er mit Bedenken und sehr vorsichtig an das Werk herantrat.

Nach vielen Beziehungen mussten aber auch in der That Theologen, welche ihre Universitätsstudien beendet hatten, für ein Missionswerk unter den damaligen Juden als die Persönlichkeiten erscheinen, welche am meisten dazu geeignet seien, für einige Zeit ihre Kräfte der Judenmission zu widmen. Callenberg dachte niemals an lebenslang anzustellende und pensionsberechtigte Missionare, wie er ja auch den Namen Missionare und Mission in seinem Werke geflissentlich vermied. Schon die ihm zur Verfügung stehenden Mittel liessen ihn im Anfange nicht daran denken, Männer anzustellen, welche die Mission zu ihrem bleibenden Lebensberufe erwählten, sich verheiratheten und nun bis an ihr Ende hätten versorgt werden müssen. Nie und auch nicht, als die reichlicher zufließenden Beiträge, an eine Erweiterung des begonnenen Werkes zu einem Missionsunternehmen in solcher Gestalt zu denken die Veranlassung hätten geben können, ist

Callenberg hierzu fortgeschritten; vielleicht schon deshalb nicht, weil er weiter ausgehende Pläne überhaupt niemals gern fasste. Sondern sein Plan blieb immer derselbe: es sollten sich Candidaten, ehe sie das Pfarramt übernahmen, für einige Jahre dem Institutum für die Arbeit unter den Juden zur Verfügung stellen. Stets gar zu ängstlich besorgt, nicht eigenwillige Wege zu gehen, wollte Callenberg in dem Einlaufen oder Ausbleiben der Geldmittel die Weisung erblicken, ob er das angefangene Werk fortführen oder einstellen solle. Auch deshalb eben wollte er es stets nur mit Persönlichkeiten zu thun haben, die ihm keine zu grossen Verbindlichkeiten auferlegten, und immer in der Lage sein, das Verhältniss mit ihnen leicht zu lösen.

Freilich sind alle diese Einzelheiten aber auch für Callenberg charakteristisch und zeigen, dass er an der pietistischen Aengstlichkeit in zu hohem Maasse litt. Hätte er sich von denselben ermannen können, dann würde er sich nicht immer von den Verhältnissen haben schieben und zwingen lassen, vorwärts zu gehen, sondern er würde in den zum Fortschreiten einladenden Verhältnissen einen Wink Gottes erkannt haben, frischer, fröhlicher, umfangreicher und in viel grösserem Geiste das Missionswerk aufzunehmen. Jene erste Judenmission hätte alsdann ganz andere Maasse angenommen und wäre nicht in allzu bescheidenen Verhältnissen geblieben, wie es thatsächlich der Fall war. Sie hat ihre Kraft nicht entfalten können, weil ihr Callenberg dies nicht recht gestattete, und doch waren die innere Anlage und die inneren Bedingungen für ein grösseres Werk damals wohl vorhanden.

Der Pietismus des Gründers der ersten evangelischen Judenmission war, wie früher gesagt, die Triebkraft gewesen, aus welcher dieses Werk erwuchs, aber er wurde auch die hemmende Schranke desselben. Denn nicht zum wenigsten freilich lag es an dem historischen Pietismus, dass diese Pflanze nicht zu einem wahrhaft starken Lebensbaum heranwuchs, sondern dass sie, wengleich gesund, doch zart blieb. Die Persönlichkeit Callenbergs verkündigte es gewissermaassen von vornherein, was dieses Missionsunternehmen leisten und was es nicht leisten werde.

Freilich die Verwendung junger Theologen war, wenn man die Geschichte des Institutum überblickt, kein Fehler. Mangelte es einigen derselben zuerst noch an gereifterer christlicher Erfahrung, so belebte sie anderseits doch ein frischer Muth; sie

waren ungetheilt bei der Arbeit, von der Sorge für Weib und Kind unbeschwert, fühlten als junge Männer nicht so schwer wie Aeltere die Entbehrungen, welche ihnen auferlegt waren, liessen sich an den bescheidensten äusseren Verhältnissen genügen und wuchsen oft sehr schnell in ihr Amt hinein. Wenn sie dann in den Pfarrdienst traten, brachten sie in denselben eine grössere Erfahrung als die meisten ihrer Amtsgenossen mit, und nicht wenige von ihnen haben sich in ihren späteren Stellungen im besonderen Maasse bewährt.

Ueber ihre Thätigkeit und Erlebnisse mussten die Missionare Tagebücher führen, die Anfangs nebst allem, was sonst bei dem Institutum vorfiel, Callenbergs Berichte in ihrer vollen Ausführlichkeit mittheilen, später aber in verkürzter Gestalt wiedergeben. Es erschienen so ein Bericht mit 16 Fortsetzungen, Relation von einer weiteren Bemühung u. s. w. 30 Stück, Christliche Bereisung der Judenörter 4 Stück, und Fortwährende Bemühung um das Heil des jüdischen Volkes 9 Stück, das alles den Zeitraum von 1728—1758 umfassend. Sind diese Berichte ungemein weit-schweifig und bringen sie, wie es in der Natur der Sache liegt, eine Häufung von Gesprächen und Vorgängen, die einander sehr ähnlich sind, so dass sie den Leser oft ermüden, so gewähren sie anderseits doch auch den vollen Einblick in die Art der Missionare, in ihr Thun und Treiben und in die Zustände der Juden, mit denen es die damaligen Glaubensboten zu thun hatten.

Aus diesen Berichten erkennen wir denn auch, mit welcher Energie, Umsicht und Tüchtigkeit die ersten und verschiedene der späteren Missionare an ihr Werk gegangen sind, und wie gesund die Grundsätze waren, nach denen diese erste Mission verfuhr.

Zunächst waren die Abgesandten des Institutum den grössten Theil des Jahres über auf Reisen, und verhältnissmässig kurz zugemessen waren die Ruhezeiten, welche sie in Halle zubrachten, um sich leiblich und geistig zu stärken, in ihren Studien sich zu vervollkommen und Callenberg zur Hand zu gehen.

Der eigentliche Schwerpunkt der Wirksamkeit des Institutum fiel in die Missionsreisen. Mit Taufen hatten es die Missionare, die gar nicht einmal die Ordination empfangen hatten, in keinem Falle zu thun. Juden, welche durch sie angeregt zum Christenthum übertreten wollten, wiesen sie in evangelischen Ländern an die Geistlichen des Ortes oder der Umgegend, und in den katho-

lischen gaben sie ihnen den Rath, sich in evangelische Gebiete zu begeben. Von selbst kamen manche dieser Taufbewerber nach Halle, aber nur einige behielt man dort zum Unterricht, der dann auch wohl von den Missionaren, wenn sie gerade daselbst anwesend waren, ertheilt wurde. Aber die ganze Thätigkeit, welche mit der Aufnahme von Juden in die christliche Kirche zusammenhing, wies das Institutum grundsätzlich der Kirche zu und griff hier nur im Nothfalle und nur ergänzend ein.

Freilich aber galt es in der damaligen Zeit noch als selbstverständlich, dass dieser Theil der Arbeit der eigentlichen Kirche zufiele, und die missionirende Thätigkeit konnte daher auch mit jeder anderen unvermengt bleiben.

Im weitesten Umfange aber sollten die Missionsreisen unternommen werden. Nachdem einmal die Reisen in das Programm Callenbergs aufgenommen waren, brachten die Erfahrungen derselben die Missionare und Callenberg mit ihnen ziemlich schnell zu dem Entschlusse, nun auch die Juden weithin aufzusuchen. Wenige Jahre reichten für beide hin, um in ihnen den Wunsch zu erwecken, dass, so weit es irgend anginge, die Juden mit dem Evangelium aufgesucht und es ihnen womöglich allerwärts zum Bewusstsein gebracht werden möchte, dass die christliche Kirche auf die Juden überall Anspruch erhebe und dass sie für alle das Evangelium als die Kraft, welche sie selig machen kann, erkenne. In diesem Stücke trat die Aengstlichkeit Callenbergs durchaus zurück, und erfüllte ihn vielmehr das christliche Bewusstsein mit seiner ganzen erhabenen Grösse; wie denn überhaupt in dem Manne hohe und bedeutende Züge neben mancher Beschränktheit zu Tage treten und kühne, grosse Gedanken mit einer gewissen Geistesenge kämpfen.

Der Plan, welcher hernach auch in der That zum Theil ausgeführt worden ist, war also, dass die Juden nicht bloss in ganz Europa, sondern auch ausserhalb desselben aufgesucht werden, und dabei die Missionare sich womöglich in immer neue Gegenden wenden sollten. Callenberg schreibt Fortsetzung 10, 181 in einer „Richtschnur der Reisenden bei dem Instituto“ unter dem 13. November 1732, also 4 Jahre nach Errichtung der Anstalt: „Es erfordert die Billigkeit, dass man, wie denn bereits in der Neuen summarischen Nachricht (August 1732) gemeldet worden war, dass das Institutum auf die gesammte in der ganzen Welt zerstreute Judenschaft gehe, diese Billigkeit,

die man allen schuldig ist, auch allen erzeige. Die Orte aber, in welchen Gott die Gemüther zu einer Aufmerksamkeit zu erregen scheint, kommen auch in besonderen Betracht. Desgleichen sind solche Orte, dahin wir von anderen christlichen und verständigen Männern gleichsam gewiesen worden, in mehr Erwägung zu ziehen. Orte, wohin die Reisenden wieder zu kommen von den Juden selbst veranlasst werden, sind vor anderen zu besuchen. Ich verstehe aber unter solcher Veranlassung dieses, wenn sie das Wort begierig und mit Vergnügen anhören, wenn sie mehr von unsern Büchern verlangen und wenn sie ausdrücklich um die Wiederkunft bitten. Auch die Orte, da sich Proselyten aufhalten, sind öfters zu besuchen. Wo an einem Orte ein wider das ungläubige Judenthum dienendes Zeugniß der Wahrheit aufzusuchen ist, dahin wird man auch von Gott gleichsam gerufen; wie auch an Orte, wo Rabbiner und Juden besondere Einsichten haben.“

Gewöhnlich begaben sich die Missionare zu zweien, zuweilen auch zu dreien, und einmal sogar vier auf die Reisen. Wenn es vermieden werden konnte, liess man sie nicht einzeln gehen, und das war eine weise, oft unerlässliche Maassregel. Die Gemeinschaft wurde ihnen zur inneren Stärkung, zumal in Gegenden, wo sie keine Glaubensgenossen fanden; und in allen äusseren Beziehungen wurden sie sich gegenseitig zur Hilfe, zum Schutz in Gefahren und zur Pflege in Krankheiten, so dass sie nicht verlassen waren. Auf einer einzelnen Reise hatten sie der Regel nach 6 bis 700 Meilen zurückzulegen, und geschahen Reisen von geringerer Ausdehnung, so wird dies in den Berichten ausdrücklich hervorgehoben.

Die Missionare selbst aber hatten den Auftrag, sich in mündlichen Unterredungen an die Juden zu wenden und ihnen die Schriften des Institutum zu übergeben. Die Missionare reisten, wo es irgend anging, zu Fuss und besuchten unterschiedslos grosse und kleine, ja oft die kleinsten Orte, wo Juden wohnten. Mit unglaublicher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit haben es sich die Halle'schen Sendboten angelegen sein lassen, die Juden in denjenigen Gebieten, in welche sie sich jedesmal nach gemeinschaftlicher Berathung mit Callenberg begaben, aufzusuchen. Sie redeten dann aber dieselben ebensowohl auf der Strasse als in Kaufäden und Häusern, besonders häufig in Synagogen und in Schulstuben, auch auf Schiffen und Landstrassen an. Ohne sich denselben aufzudrängen, liessen sie es sich doch angelegen sein, so viel an ihnen lag, allen Juden des Ortes, in den sie gekommen

waren ohne Unterschied ihres Alters, ihres Geschlechts und ihrer Lebensstellung ihr Zeugniß entgegenzubringen.

In keiner folgenden und in keiner früheren Zeit sind so viele Juden von dem Evangelium persönlich erreicht worden als in der Zeit, wo Callenberg dem Institutum Judaicum vorstand. Weithin wurde denn auch dasselbe in der Judenschaft bekannt; und wenn die Missionare in Länder oder Provinzen kamen, welche sie bis dahin noch nicht betreten hatten, sahen sie oft, dass bereits das Gerücht von ihnen auch dahin gedrungen war.

Die sociale Stellung der damaligen Juden erleichterte aber allerdings den Missionaren den Zutritt zu denselben. Sind gegenwärtig oft die gebildeteren und reicheren Juden für den mündlichen Verkehr dem Missionar fast unerschwinglich, so war dies damals nicht der Fall. Wenigstens äusserlich betrachtet, hielt kaum ein Jude sich für zu gut mit den christlichen Glaubensboten zu verkehren. Die Kenntniss des Hebräischen und der jüdischen Sitten aber, welche alle bedeutenderen Missionare des Institutum in hohem Maasse besaßen, erleichterte ihnen den Verkehr mit den Juden. Man betrachtete sie nicht als unwissende Leute, sondern erkannte ihre geistige Ebenbürtigkeit an.

Anderseits sprach aber die anspruchslose Erscheinung, in welcher diese Männer ihnen entgegentraten, zu sehr für die Uneigennützigkeit ihrer Personen und Absichten, als dass man ihnen hätte vorwerfen können, sie hätten ihren Beruf irgendwie um des äusseren Vortheiles willen erwählt. Hochbepackt, ihre Wäsche, Bücher und die nöthigsten Kleidungsstücke in einem der Regel nach 70 Pfund schweren Bündel auf dem Rücken mit sich tragend, zogen diese Missionare aus und wanderten so von Ort zu Ort.

Anfangs erhielten die ersten Missionare Widmann und Manitius einen Wochengehalt von 4 Mark, später wurde derselbe gesteigert. Widmann empfing zuletzt wöchentlich 5 Mark 25 Pfennig, Manitius 5 Mark und beide das Jahr über 9 bis 12 Mark für Kleidung. Stephan Schultz schreibt in seiner ferneren Nachricht 13, S. 4: Anfänglich hatte ich aus der Kasse des Institutum wöchentlich 1 Thaler 6 Groschen, und das musste zum Essen und Trinken, zu Kleidern und Schuhen hinreichen. Nach drei Jahren empfing ich zu meinem Unterhalt 6 Groschen Zulage; diese Zulage wuchs endlich, als ich dem Institutum 15 Jahre gedient hatte, bis auf 2 Thaler 3 Groschen (6 Mark 40

Pfennige) die Woche. Und mit diesem grossen Gehalt ging ich auf die Reise in den Orient. Mein seliger Woltersdorf hatte als der zweite Mitarbeiter 1 Thaler 18 Groschen die Woche (5 Mark 25 Pfennig). Wer aber weiss nicht, wie kostbar die Reisen in Europa sind, die man doch mit den orientalischen in Absicht auf die Ausgaben nicht vergleichen kann. Doch würde mich und meine Reisegefährten unser Herr fragen: „Habt ihr auch je Mangel gelitten?“ so würden wir antworten: „Herr, nie keinen“. Denn bei unserem Gehalt konnten wir nicht als grosse Leute herfahren, sondern schränkten uns nach dem Sprichwort ein: „Mit vielem hält man Haus, mit wenig kommt man aus“. Und in seiner kurzen Nachricht S. 12 sagt St. Schultz: „Mit diesem Gehalt mussten sie alles, was zu ihrem Unterhalt nöthig war, bestreiten; doch kamen sie damit durch, weil sie ihre Reisen mehrentheils zu Fuss verrichteten, in geringer Gestalt einhergingen und daher von den Gastwirthen selten übertheuert wurden. Nächstens fanden sich wohl mildthätige Personen, die, wenn ihnen der Zweck der Reise bekannt war, sie auf einige Tage hindurch frei erhielten.“ Dass aber die Missionare bei solcher äusseren Ausstattung und Versorgung „honneten Handwerksburschen“ glichen, wie St. Schultz einmal, ganz zufrieden damit, dass die Sache so stand, schreibt, ist wohl erklärlich.

Dieser eine Umstand nun zeigt es sogleich, dass es eine opfervolle Aufgabe war, welche diese jungen Männer auf sich genommen hatten. Es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, in eine andere Lage zu kommen; denn wiederholt wurden ihnen von Christen, welche sie kennen gelernt oder predigen gehört hatten, wohl dotirte Pfarrstellen und andere ansehnliche Aemter angeboten; aber so lange es das Interesse des Missionsberufes zu fordern schien, lehnten gerade die hervorragendsten unter ihnen alle derartigen Anerbietungen ab.

Ungemeine Mühen, Entbehrungen, Strapazen und grosse Gefahren haben Widmann und Manitus, die ersten Missionare und nach ihnen noch andere derselben sich es in ihrem Berufe kosten lassen. In Wind und Wetter, unter Schneegestöber und in dem sengenden Sonnenbrande des Sommers pilgerten die schwerbeladenen Glaubensboten ihre Strasse dahin, oft auf den schlechtesten Wegen, durch unwirthliche Gegenden, durch unsichere Strecken und durch die meilenweiten, menschenleeren Wälder Polens. Wiederholt wurden sie an den Thoren der Städte

als vermeintliche Bettelstudenten abgewiesen oder ihnen Polizeisoldaten nachgesandt, um zu verhindern, dass sie Almosen sammelten. Wenn sie am Abende müde in einer Herberge einkehren wollten, wies man sie nicht selten ab, weil man ihnen bei ihrer geringen Erscheinung nicht zutraute, dass sie bezahlen würden oder dem Wirthe etwas Ordentliches zu verdienen geben können. Monate lang war eine Streu ihr Lager, und kamen sie in kein Bette; aber selbst für eine solche Nachtruhe waren sie dankbar und häufig genug mussten sie selbst auf eine Streu verzichten und im Freien übernachten, oder auf Bänken und den blossen Dielen liegend die Erholung für den vom langen Wandern ermüdeten Leib suchen.

Ueber dies alles hören wir sie aber in ihren ausführlichen Berichten, die sonst alle ihre Gemüthsstimmungen wiedergeben, niemals klagen. Sie nahmen Derartiges offenbar als selbstverständliche Zugabe des Missionsberufes mit in den Kauf. Wenn die unaufhörlichen Entbehrungen und Strapazen Manitius und Widmann wiederholt auf das Krankenlager warfen, wenn die Missionare besonders in Polen, Ungarn, Russland, Italien und im Orient unter einer Bevölkerung, welche gar keine Theilnahme für sie fühlte, von allen verlassen daniederlagen, trugen sie auch dies ohne Murren. In der That, wenn nicht eine grosse Missionsliebe und ein grosser Missionseifer ihr Herz beseelte, dann war es nicht möglich, dass sich diese jungen Männer eine ganze Reihe von Jahren einem solchen Berufe widmeten. Die Schule der Noth und der Entbehrungen hat sie aber innerlich nur reifen lassen, sie hat auch die schwärmerischen Neigungen eines Widmann wesentlich gemässigt und hat andere dieser Missionare zu besonders bewährten christlichen Charakteren herangebildet.

Hatten nun die Missionare zunächst den mündlichen Verkehr mit den Juden zu suchen und ihre Schriften unter ihnen zu verbreiten, so waren sie ausserdem aber auch angewiesen, überall, wohin sie kamen, sich nach den etwa daselbst vorhandenen Proselyten zu erkundigen, den geistlichen Zustand derselben zu untersuchen, sie zu stärken und zu ermahnen und die Geistlichen sowie auch andere Christen zu treuer Fürsorge für dieselben zu ermuntern. Diesen Theil ihrer Aufgabe haben Widmann und Manitius und nach ihnen die meisten anderen Halle'schen Missionare nicht weniger eifrig ausgerichtet. Die Berichte des Insti-

tutum zeigen es, mit welcher Sorgfalt sie überall nach den Proselyten forschten, wie eingehend sie mit denselben verkehrten, in wie vielen Fällen sie Sichere unter denselben aufschreckten, Weltlichgesinnten an das Gewissen drangen, Schwankende befestigten, Treue stärkten und trösteten. Die lange vernachlässigte Proselytenpflege wurde, so lange Callenberg an der Spitze des Institutum stand, von den Missionaren desselben in anerkennenswerthester Weise geübt.

Ausserdem aber liessen es sich diese Missionare angelegen sein, überall mit den evangelischen Geistlichen in Verbindung zu treten und diese, sowie die christlichen Gemeinden durch Predigten an ihre Pflicht gegen die Juden zu erinnern. Sie haben auch in diesem Stücke sehr viel Gutes gestiftet; und die zahlreichen Briefe, welche Professor Callenberg nach dem Besuche seiner Missionare aus den verschiedensten Ländern und von den verschiedensten Orten und Personen empfing, die Liebesgaben, welche nach persönlich gewonnener Kenntniss der Missionare dem Institutum neu zuflossen, die eifrigen Anfragen vieler Christen in Halle nach dem Fortgange des Werkes, die Bereitwilligkeit von vielen Geistlichen und Städten, auf die Bitte Callenbergs oder seiner Missionare einzugehen und Juden, die sich zum Taufunterricht meldeten, bei sich aufzunehmen und sie bis zur Taufe zu versorgen, die Legate, welche wiederholt dem Institutum ausgesetzt wurden, waren ein deutlicher Beweis, dass es dieser Mission gelungen war, die Herzen vieler Christen für das Werk an den Juden zu erwärmen.

Für die Verwendung von Proselyten als Missionare war man in Callenbergs Institutum nicht. In Schultz' „Leitungen des Höchsten“ 3, 31 ff. wird einem reformirten Geistlichen, welcher im Jahr 1749 solche Persönlichkeiten für dieses Werk vorschlägt, geantwortet. Der Prediger hatte geäussert, dass geborene Juden darum für den Missionsberuf unter den Ihrigen geeigneter wären, weil sie 1) die hebräische, rabbinische und gemeinjüdische Sprache besser als die Gelehrten unter den Christen verstünden; 2) ihr Volk, dessen Natur und Ausflüchte gegen das Christenthum ganz genau kennten; 3) weil sie eine patriotische Neigung und Liebe zu ihrem Volke hätten, welche ein Christ wegen der von Jugend auf eingesogenen Vorurtheile gegen das jüdische Volk nicht haben könne; 4) weil sie sich am Besten zu ihrem Volk herunterzulassen verstehen würden, und insbesondere frühere Rabbiner

an Dürftigkeit gewöhnt seien, so dass sie ohne vielen Kampf in geringer Gestalt den Elenden ihres Volkes nachgehen würden, und weil 5) das jüdische Volk geborenen Juden eher Glauben schenken würde, wenn sie ihnen die christliche Wahrheit vortrügen, weil sie meinten, dass der von christlichen Eltern Geborene das glaube, was seine Eltern glaubten, während sie sähen, dass der Andere aus dem Irrthum der jüdischen Lehre durch die Erleuchtung Gottes zur Erkenntniss der Wahrheit der christlichen Religion gekommen sei.

Hierauf antwortete aber Schultz, dass unter tausend gelehrten Juden der damaligen Zeit kaum einer die hebräische und rabbinische Sprache nach der Grammatik verstehe, denn sie seien auch hier unstät und flüchtig, und ebenso wenig Schriftverständniss fände man unter ihnen. Die ungelehrten Juden aber taugten, weil ihnen die Vorbildung fehle, nicht zu Mitarbeitern am Institutum. Junge Juden, welche zum Christenthum überträten, einen ordentlichen Unterricht genössen und dann studirten, dürften allerdings in das christliche Predigtamt befördert werden, aber dann wären sie auch nicht besser als alle anderen daran. Ein für die Seinen eingemommener Jude aber kenne bei Weitem nicht so gründlich den Stolz, die Eigenliebe, den Aberglauben, den Unglauben, die Hartnäckigkeit und Widerspänstigkeit der Juden als ein anderer Christ, welcher die Sprachen gründlich studirt habe. Die getauften Juden hätten dazu entweder einen schrecklichen Hass gegen ihr Volk oder hegten einen Patriotismus, der eine Art heimlichen Judenthums sei, und in beiden Fällen taugten sie nicht zu Missionaren. Ein geborener Christ aber, der sich zu diesem Werk gebrauchen lassen wolle, werde alle Vorurtheile abgelegt haben, sonst werde er sich für die saure Mühe und Arbeit freundlich bedanken. Viele der jüdischen Proselyten seien voll Stolzes und Hoffahrt und nicht zur Verleugnung der Welt und ihrer selbst zu bringen. „Ja Lektoren, Pastoren und Professoren wollen sie sein, aber nicht in der Gestalt eines armen Handwerksburschen einhergehen und sich zum Elend ihres Volkes herunterlassen. Endlich aber haben die Juden selbst einen unauslöschlichen Hass gegen die Proselyten und fluchen und meiden sie, soweit sie können.“

Nur einmal hat das Institutum von diesem Grundsatz, geborene Juden nicht als eigentliche Missionare zu verwenden, eine eigenthümliche Ausnahme gemacht. Es beschäftigte sonst

wohl den vortrefflichen J. Frommann literarisch und verwerthete Proselyten in der Missionsbuchdruckerei, aber keinen von diesen sandte es missionirend aus. Dagegen erzählen die früheren Berichte, dass ein nur mit den Anfangsbuchstaben genannter Rabbiner J. E., den die Missionare in London kennen gelernt hatten, 1737 zu ihnen nach Halle gekommen sei, um dort von ihnen weiteren Unterricht zu empfangen. Dieser nun bat den Professor Callenberg, als die Missionare wieder auf ihre Reisen gingen, und er nicht allein in Halle zurückbleiben wollte, um die Erlaubniss, jene Sendboten für einige Zeit begleiten zu dürfen, um bei dieser Gelegenheit für seine eigene Person zu völliger Klarheit zu gelangen und es seinen Glaubensgenossen zugleich zu bezeugen, was ihm bereits das Evangelium geworden wäre. Sein Wunsch wurde ihm gewährt. Einige Monate reiste der Rabbiner mit Widmann und Manitius und wurde endlich von denselben in Königsberg zurückgelassen, weil sie inzwischen erkannt hatten, dass es ihm nöthig sei, selbst erst noch zu lernen und in keiner Weise andere zu lehren. Er wurde dortigen Geistlichen überwiesen, welche das Werk an ihm fortsetzen sollten. An eine eigentliche Verwendung eines Juden als Missionar war also auch in diesem Falle nicht gedacht worden.

Alle die Fragen und alle die Punkte, welche hernach stets die Mission beschäftigt haben, sind eben bereits im Halle'schen Institutum erwogen worden, und dies mit einer Nüchternheit, Klarheit, Umsicht, Verständniss und Eifer für die Sache, dass diese Mission stets die Lehrmeisterin aller evangelischen Missionsarbeit unter den Juden sein wird, und man von ihr auch unter den vielfach veränderten Verhältnissen noch sehr viel lernen können.

g. Die Missionare Widmann und Manitius.

Die Persönlichkeit des älteren unter den beiden gleichzeitig in den Dienst des Institutum tretenden Missionaren, des Magisters Johann Georg Widmann, ist eine ganz eigenthümliche. Nachdem sich derselbe in Begleitung von Manitius unter Einwilligung Callenbergs auf Missionsreisen begeben hatte, liefen bei dem Professor sehr ungünstige Berichte über ihn ein. Die Halle'sche Waisenhausbibliothek, welche den kümmerlichen Rest der Bibliothek und der Correspondenz des Institutum besitzt, enthält weitläufige Verhandlungen, welche sich an die in Halle eingelaufenen

Beschuldigungen Widmanns schlossen. Völlige Klarheit erlangt man hier aber über die Verhältnisse des Mannes nicht, und nur der Eindruck bleibt, dass Widmann eine merkwürdige Persönlichkeit war.

In der That, dieser den Jahren nach ältere der beiden ersten Missionare des Institutum war ein seltsamer Mensch, der bis zu seinem Lebensende die merkwürdigsten Widersprüche in sich vereinte. Er stammt aus dem Württembergischen, sein Geburtsort wird aber nicht genannt, und ist der Sohn einfacher Eltern. Die häuslichen Verhältnisse waren jedoch äusserst unerquicklicher Art und sehr zerrüttete. Die ganze Familie lebte im tiefsten Zwiespalt miteinander, und selbst die scheusslichsten Verbrechen scheinen von Mitgliedern derselben aneinander verübt worden zu sein. Die Geschwister brachten Widmann selbst durch falsche Anschuldigungen ins Gefängniß, aber seine Unschuld wurde klar, und er desshalb aus demselben entlassen.

Auf das Gemüth Widmanns haben diese Erlebnisse und Erfahrungen sehr ungünstig eingewirkt. Als eine Folge derselben ist ihm Zeit seines Lebens etwas Düsteres und Finsteres geblieben, und er hat stets mit grosser Schwermuth zu kämpfen gehabt.

Nach seinen Studien, die ihn auf die Universitäten Tübingen, Jena und Halle führten, trat er mit dem Magistergrade in der Heimath ein Vikariat an. Aber der melancholische junge Mann mit seinen überaus ernsten Predigten und mit seinem scharfen Auftreten gegen alle Lasterhaften, bei dem er auch kein Ansehen der Person kannte, erregte einen Theil der Gemeinde in so hohem Grade gegen sich, dass er selbst der Ueberzeugung wurde, auf dem gewöhnlichen Wege nicht vorwärts kommen zu können, und dass er angewiesen sei, andere Bahnen zu gehen.

Eine durch ganz verschiedene Personen aus ganz verschiedenen Zeiten seines Lebens bezeugte Gabe desselben, Zukünftiges vor auszusehen, kam hinzu, um ihn in der Ueberzeugung zu bestärken, dass sein Beruf ein anderer sei, als in den Bahnen des geordneten Pfarramtes zu wandeln. Er glaubte Gesichte und Offenbarungen gehabt und ein prophetisches Amt nach Art Johannis des Täuflers unter den Christen, zumal aber unter den Juden überkommen zu haben. Insbesondere hielt er sich für berufen, dem endlichen Reiche Gottes unter Israel die Bahn zu brechen.

So durchzog er nun in den Jahren 1728—1730 zuerst die Rheingegenden und Holland, dann aber Ungarn und Polen und machte dort überall durch seine erschütternden Busspredigten einen ungemeinen Eindruck auf viele Gemüther. Als später Manitius mit ihm in den östlichen Gegenden Missionsreisen machte, hatte er vielfach Gelegenheit zu bemerken, dass sich Widmanns frühere Thätigkeit daselbst Vielen tief eingepägt hatte. Ueberall sprach man von dem „deutschen Mann“, weit und breit war sein Ruf besonders unter die Juden gedrungen, und den Jesuiten in Ungarn war seine Wirksamkeit so gefährlich erschienen, dass sie ihn ins Gefängniß brachten, aus dem er nur, wie es scheint, durch die Flucht frei wurde.

Als er dann, in Wien auf denselben hingewiesen, zu Callenberg kam, trat er dort in einer Weise auf, die ebensowohl den ungemeinen Ernst des Mannes als seine Neigung zu schwärmerischen Vorstellungen bekundete. Er war aller Sektenbildung durchaus abhold. Inspirirte, Wiedertäufer und Gichtelianer wurden von ihm mit gewaltigen Worten gestraft und sie liessen sich das von ihm auch gefallen. Der Gedanke an die Nähe des grossen Reiches Gottes erfüllte ihn so sehr, dass er von sektirerischen Kirchenbildungen durchaus nichts wissen wollte; aber er wurde dessen nicht inne, dass er selbst auf andere schwärmerische Abwege gerieth.

Im Uebrigen besass er eine nicht gewöhnliche Gabe an die Herzen und Gewissen zu dringen, und unter seinem Gebet zerschmolzen oft förmlich die Menschen. Auf Disputationen legte er wenig Werth und von der kleinlichen Art der Beweisführung, welche oft ein unangenehmes Charakteristikum vieler Judenmissionare ist, findet sich bei ihm nichts. Wer mit ihm in Verbindung trat, konnte sich denn auch eines gewissen Eindruckes von seiner Person nicht erwehren. Hoch- und Niedrigstehende, Gelehrte und Ungelehrte, Juden und Christen und Sektirer haben oft lange die Gespräche in sich bewahrt, welche sie mit ihm gehabt hatten.

In London setzte Widmann ein Schreiben in lateinischer Sprache auf, das 7 Punkte enthielt und auf Grund alttestamentlicher Stellen Fragen an die Gewissen der Juden richtete, deren Beantwortung er sich von dem portugiesischen Rabbiner der dortigen Gemeinde erbat. Man führte ihn mit seinem Schriftstück in das Lehrhaus, in welchem sich der Rabbiner studierend

auffhielt. Widmann redete ihn lateinisch an und legte ihm sein Anliegen vor. Dem jüdischen Gelehrten war das Lateinische nicht recht geläufig, und so frag er denn den Missionar, ob er das Hebräische verstehe. Auf die bejahende Antwort erfolgte nun die weitere Verhandlung in dieser Sprache. Widmann wusste hierbei den anwesenden Juden die Zeugnisse ihrer Propheten so sehr zu einer Gewissensfrage zu machen, dass sie schliesslich in hellen Streit unter einander geriethen. Er selbst verabschiedete sich darauf von ihnen, erklärte aber, dass er wieder kommen werde, um Bescheid auf seine schriftlich niedergelegten Fragen zu erhalten. Er stellte sich auch zu der ihm hierfür festgesetzten Zeit ein und sah sich in Folge des neuen Gespräches veranlasst, ein weiteres Zeugnis in einem hebräischen Aufsatz an das portugiesische Judencollegium zu richten. Man liess ihn hierauf noch einmal zu einer mündlichen Besprechung zu, aber als man nun nicht mehr dem Missionar zu antworten im Stande war, lehnte man weitere Verhandlungen mit ihm ab.

Die eigenthümliche Anziehungskraft, welche Widmann auf viele Menschen ausübte, empfand insbesondere Manitius so sehr, dass in demselben der unbezwingbare Wunsch entstand, sich mit Widmann auf Missionsreisen unter die Juden zu begeben. Als nun aber die beiden unterwegs waren, drangen jene ungünstigen Gerüchte über Widmann zu Callenberg. Der Professor trat alsbald brieflich mit ihm selbst und mit Manitius seinethalben in Verbindung. Der Gefährte konnte nur melden, dass Widmann sein Werk mit grossem Eifer treibe und dass er seine schwärmerischen Gedanken in der Missionsarbeit völlig zurücktreten lasse; die nüchterne Persönlichkeit des Manitius wirkte sichtlich auf Widmann heilsam ein und liess nichts von den alten Neigungen in ihm aufkommen. Callenberg hatte daher, und weil die Anklagen gegen Widmann sich nicht ausmachen liessen, auch gar keine Veranlassung die Verbindung mit demselben so schnell zu lösen, sondern gestattete es, dass die beiden Freunde ihr Werk im Dienste des Institutum gemeinsam fortsetzten.

Auf diese Weise bereisten nun Widmann und Manitius mit einander missionirend Polen, Dänemark, Böhmen, England und Deutschland in der Zeit von 1730—1739. Mit mächtigem mündlichem Zeugnis drang Widmann an viele Tausende von Juden heran und verfasste auch einige Schriften, welche im Missionswerke des Institutum lange ihre Verwendung gefunden haben.

So liess er ein Ermahnungsschreiben an Proselyten zunächst in Halle ergehen, welches Callenberg in der 5. Fortsetzung des Berichtes S. 19 ff. mittheilt, und das ein tiefes Verständniss für das geistliche Wohl und Wehe wie für die Kämpfe der Proselyten bekundet.

In deutscher Sprache liess ein Proselyt 1731 einen Traktat Widmanns drucken, welcher den seltsamen Titel: „Kurzer Handriss zu dem heutigen Judenthum“ trug. Widmann liess sich hier über das Schwankende und Zweifelvolle in den jüdischen Religionsvorstellungen aus und behandelte auf besonderen Wunsch auch die Fragen, ob Christus allein der Heiden und nicht auch der Juden Messias sei? ob die gegenwärtige Gefangenschaft des jüdischen Volkes innerhalb 8 Jahren, wie eine damals unter den Juden verbreitete Weissagung behauptete, ihr Ende erreichen würde? und wo der Messias nach seinem Tode geblieben sei?

1737 liess Callenberg die von Widmann aufgesetzten „Christlichen Gebete eines sich bekehrenden Juden“ in jüdisch-deutscher Sprache drucken. Der hebräische Titel lautete: „Neue Gebete zu suchen die alten Gnaden Davids“. Später erlebte diese Schrift eine zweite Auflage, und Theile derselben erschienen noch öfters.

Bis Mitte Juli 1739 nun stand Widmann im Dienste des Institutum. Er hat auf viele Juden einen bleibenden Eindruck hervorgebracht, und nachher noch trafen die Missionare manchen Proselyten, der seine Bekehrung besonders auf das Zeugniss Widmanns zurückführte. Von der Gefangenschaft, welche er mit Manitius zusammen in Böhmen erlitt, und die ihn in grosse Gefahr brachte, wird hernach noch die Rede sein. In häufiger körperlicher Schwachheit, unter Hohn und Spott, unter Lästerungen und thätlichen Misshandlungen hatte er 9 Jahre hindurch nicht den Muth verloren, weil er der festen Zuversicht war, dass er doch noch grosse Erfolge unter den Juden mit Augen sehen würde. Als aber 1739 in Amsterdam das Haus, in welchem er sich mit Manitius aufhielt, vom jüdischen Pöbel belagert wurde, und er fast zu Tode gesteinigt worden wäre, scheint ihm der Muth für das Missionswerk entfallen zu sein. Er begab sich nach Halle und löste seine Verbindung mit dem Institutum auf. Von jetzt ab wollte er ganz frei wirken.

Nach dem ferneren Bericht von St. Schultz II, 59, 60 hat er sich in dem bekannten evangelischen Kloster Bergen bei Magdeburg, das unter dem Abte Steinmetz stand, während des

Winters von 1740—1741 einlogirt. Ein schlesischer Prediger, welcher damals Lehrer an dem dortigen Pädagogium war, hatte daselbst mit ihm reichen Verkehr und rühmt Widmann als einen überaus tiefgegründeten Christen. Er machte eben auch dort auf so Manchen einen ungewöhnlichen Eindruck. In Urlspergers Sammlung für Liebhaber der christlichen Wahrheit vom Jahre 1786 wird Stück 10, S. 320 dann von seinen letzten Jahren berichtet: Er habe, weil ihm die Austheilung des Abendmahles an Unwürdige Bedenken bereitete, kein Pfarramt annehmen wollen und sich schliesslich in Stettin und Danzig aufgehalten, zwischen welchen beiden Orten er öfter hin und her gereist sei, und habe daselbst durch seinen Unterricht und ernstlichen Wandel redliche Christen gestärkt.

Im Jahre 1747 aber berichtet Callenberg selbst, dass ihn Widmann plötzlich wieder und von da ab einige Male besucht habe, zuletzt im August des Jahres 1754, wo er sich mit einem Katechumenen Jacob Salomo treulich beschäftigte. Er äusserte gegen Callenberg den Wunsch, Lebensbilder bekehrter Proselyten drucken zu lassen und verliess Halle mit dem Vorsatz, mit einigen anderen frommen Christen und Proselyten nach Palästina auszuwandern, um dort Handwerk und Ackerbau zu treiben und so den Anfang einer Colonie zu bilden, welche hernach den gläubigen Christen einen Stützpunkt bei dem bevorstehenden Anbruch des letzten Reiches Gottes bieten könnte. Seine eschatologischen Ansichten haben sich also bis an sein Lebensende erhalten. Bald darauf aber starb er am 20. Oktober 1754 in Stettin.

Freunde desselben theilte Callenberg seinen Tod mit: „O wie erbaulich war sein Ende, wie theuer seine Ermahnungen, die er uns zuletzt noch gab, und wie gross seine Glaubensfreudigkeit und Geduld.“ Auf seiner Rückreise von Halle war ihm im Traume bestimmt sein naher Tod angekündigt worden, und er hatte den dortigen Freunden sogleich davon erzählt. Tief betrauert von denen, welche ihm während seiner letzten Jahre nahe gestanden hatten, starb er und wurde in der St. Jacobi-kirche zu Stettin bestattet.

Für das Institutum war es ein Glück, dass es neben Widmann sogleich einen anderen Missionar gewann, Johann Andreas Manitus*), welcher als christliche Persönlichkeit den älteren und

*) Dibre Emeth 1882 S. 130 ff.

begabteren Genossen in vortrefflicher Weise ergänzte, und dessen nüchterne Frömmigkeit ein Gegengewicht gegen die Neigung Widmann's, ausserordentliche Wege zu gehen, bot.

Johann Andreas Manitius, 1707 in Etzien bei Brandenburg geboren, war der älteste von 5 Söhnen des Pastors in jenem Dorfe. Die Manitius'sche Familie war ziemlich ausgebreitet und Glieder derselben bekleideten zum Theil ansehnliche Aemter; ein Oheim des Missionars war Minister in Berlin gewesen.

Das Etzien'sche Pfarrhaus war von ernster Frömmigkeit erfüllt und pflegte besonders den durch den Pietismus erweckten Missionssinn in seiner Mitte. Für die Juden hatte schon der Grossvater, ein Curfürstlicher Geheimrath, eine besondere Zuneigung empfunden. Derselbe verstand hebräisch und hat fleissig mit einem Juden in seiner Nähe die hebräische Bibel gelesen, um bei dieser Gelegenheit denselben für Christum zu gewinnen. Der Wunsch von Johann Andreas Manitius, unter den Juden das Evangelium zu verbreiten, fand daher, nachdem seine Familie erst darüber Gewissheit erlangt hatte, dass die über denselben ausgesprengten thörichten Gerüchte falsche seien, in ihrer Mitte die lebhafteste Billigung. Der Vater insbesondere erklärte darauf, er würde es nicht bloss gern sehen, wenn dieser Sohn seine ganze Lebenszeit in diesem Werke zubrächte, sondern würde sich freuen, wenn Gott auch die anderen Söhne dazu gebrauchen und tüchtig machen wollte, sein Werk unter den Juden zu treiben. Dieser Gesinnung aber blieb der Vater auch dann treu, als er einen vollen Einblick in die Entbehrungen, Opfer und Gefahren, welche der Missionsberuf seinem Sohne bereitete, gewonnen hatte.

Johann Andreas Manitius war aber durch das Callenberg'sche Unternehmen, dessen Entstehung er als Student in Halle miterlebt hatte, für dasselbe warm interessirt worden. Er hörte die Callenberg'schen Vorlesungen über das Rabbinische und Jüdisch-deutsche und war recht eigentlich die Seele des studentischen Kreises, welcher Callenbergs Schritte mit Theilnahme begleitete und dessen Werk zu fördern entschlossen war. Im Einverständniss mit Callenberg erliess er Ende Juli 1730 ein offenes Schreiben an die Studentenschaft, in welchem er zur Bethheiligung an den rabbinischen und jüdisch-deutschen Vorlesungen dieses Professors aufforderte und die Unterstützung seines Werkes unter den Juden den Commilitonen dringend empfahl. Der Erfolg war, dass sich so-

fort 21 Studierende zu den betreffenden Vorlesungen Callenbergs meldeten. Manitius sammelte um sich aber noch einen näheren Kreis von Freunden, die sich an jedem Mittwoch zum Gebet für die Juden und zu weiterer Betreibung der jüdischen Studienversammelten und liess sich ebenso an den Sonntagen die Sammlung von Liebesgaben für das Institutum in den studentischen Kreisen angelegen sein.

Nach Vollendung seiner Studien sollte Manitius gegen Ende 1730 Adjunkt bei seinem Vater werden. Die Begegnung mit Widmann aber, der Anfang Oktober nach Halle gekommen war, entschied über seine Zukunft und wurde die Veranlassung, dass nun das Institutum zu eigentlichen Missionaren kam.

Manitius wurde mit Widmann eins, denselben zunächst einmal für 14 Tage auf einer Missionsreise unter den Juden zu begleiten, und Callenberg, dem Manitius diesen Entschluss mittheilte, versprach ihm wie seinem Gefährten für diesen Zweck seine Unterstützung.

Nach den ersten 14 Tagen der Reise war aber Manitius völlig entschlossen, das begonnene Werk weiter fortzusetzen. Von nun an wanderte er denn auch Jahre lang im Verein mit Widmann und später auch mit St. Schultz unter den Juden verschiedener Länder missionierend umher.

Anfänglich von dem Eindrucke, den Widmann auf ihn gemacht hatte, fast übermannt, gewann er sehr schnell seine Selbständigkeit und blieb von den schwärmerischen Neigungen des älteren Gefährten völlig unberührt. Ohne jede überspannte Erwartung und von der Rechnung auf Erfolg in keiner Weise bestimmt, betrieb er sein Missionswerk. Nicht der Gedanke an eine bevorstehende allgemeine Judenbekehrung, so äusserte er sich einmal, als man ihm ein anderes Amt anbot, treibe ihn zu seinem Zeugnisse an die Juden, sondern dass die Pflicht der Liebe und der Zurechtweisung von Irrenden zu keiner Zeit versäumt werden dürfe. Von einer allgemeinen Verstockung der Juden aber solle man nicht so schnell sprechen, ehe man nicht und zwar den Einzelnen in ihrer Muttersprache das theure Evangelium liebevoll, deutlich, gründlich, überzeugend und anhaltend vorgehalten habe. Die Juden sollten uns auch am Tage des Gerichts nicht beschuldigen dürfen, wir Christen hätten ihnen den Glauben an den Messias nicht vorgehalten. Freilich dürfe man die Christen nicht liegen lassen und versäumen, aber ebenso solle man auch um die Errettung des armen Volkes der

Juden bekümmert sein. Paulus nenne ja doch das Evangelium eine Kraft Gottes, die Juden vornehmlich selig zu machen. Juden und Heiden sollten eins in Christo werden, so müssten denn auch beide die Predigt des Evangeliums empfangen.

Von diesem Gedanken beseelt, durchzog Manitius im Missionsberufe Deutschland, Polen, Böhmen, Dänemark, England, Preussen, Kurland und Theile von Russland. Sogleich im Anfange seiner Reisen wurde er auf ernste Proben gestellt. Etwa einen Monat, nachdem er mit Widmann Halle verlassen hatte, häuften sich die Mühen und Beschwerden der winterlichen Wanderung in solchem Maasse, dass dies viele andere wohl für immer vom Missionswerke abgeschreckt hätte.

In der Mitte November waren beide aufgebrochen, in der zweiten Hälfte des Dezember finden wir sie in Polen. Manitius hatte bis dahin bei den guten Verhältnissen seines elterlichen Hauses alle Bequemlichkeiten geniessen dürfen und jetzt zog er, dessen völlig ungewohnt, wie ein Hausirer beladen, seine Strasse dahin. Der polnische Winter setzte ihm hart zu. Im Schneesturm wanderte er einmal mit seinem Gefährten dahin, beide verloren den Weg und irrten umher, sie waren in grosser Gefahr; da begegnete ihnen endlich ein Mann, welcher der Gegend kundig war, und dieser wies sie zurecht. Wenige Tage darauf sollten sie durch einen grossen Wald wandern, der Weg jedoch war völlig verschneit. Der Wirth aber, bei welchem sie eingekehrt waren, erbarmte sich ihrer und gab ihnen einen Begleiter mit, der ihnen auch zum Schutz gegen die Wölfe dienen sollte, welche in jenem Walde hausten. Sie mussten dann aber über einen Fluss setzen, dessen Eisdecke noch nicht fest genug war, um sie sicher zu tragen, und nur mit Lebensgefahr kamen sie über dieselbe. Mühsam erreichten sie eine schlechte Herberge und fanden in derselben wenig Erholung von ihren Strapazen; aber von seinem Vorsatze, den Juden das Evangelium hin und her zu bringen, brachte auch ein solcher Anfang der Missionsreisen Manitius nicht zurück.

In die grösste Gefahr jedoch geriethen Widmann und Manitius während ihrer Reise durch Böhmen im Jahre 1733*). Die

*) Callenbergs Berichte, Fortsetzung, 11. Theil 2 S. 47 ff. Der Freund Israels. Berlin 1824. Forts. 1 S. 21 ff. Dibre Emeth 1878 S. 65 ff. Saat 1880. Forts. 2, S. 94 ff.

Reise war von vornherein nicht ohne Bedenken gewesen, da die österreichische Regierung überall in Böhmen hussitische Prediger witterte, welche die heimlichen Protestanten in ihrem Glauben stärken wollten, und gegen solche Personen aufs härteste verfuhr. Professor Callenberg hatte daher den Wunsch geäußert, dass seine Mitarbeiter nur die böhmischen Grenzorte besuchen möchten, damit sie sich im Falle der Verfolgung leicht auf preussisches Gebiet retten könnten. In der preussischen Grenzstadt Landshut am Riesengebirge aber ergriff Manitius und Widmann ein so heisses Verlangen, den Juden in Böhmen den Sünderheiland zu verkündigen, dass sie, alle Gefahr für ihre eigene Person vergessend, in jenes Land hineinzogen und dabei einander zuriefen: „Es werden derer mehr sein, die für uns, als derer, welche wider uns streiten“.

Anfangs ging die Reise auch gut von Statten, und sie traten mit den Juden in den erwünschten Verkehr. Am 18. Februar aber langten sie in Hohenmauth an, wo sie einem Kaiserlichen Commissär auffielen, der ihnen allerlei Fragen vorlegte und dann auch ihre Pässe von ihnen forderte. Sie überreichten dieselben, aber der Beamte erklärte sich durch die ihm übergebenen Papiere nicht für zufrieden gestellt, sondern befahl ihnen, ihre Sachen zu öffnen. Da erweckten die Schriften in ihren Ranzen und besonders die jüdisch-deutschen in ihm Verdacht; und als sie ihm hierauf offen den Zweck ihrer Reise mittheilten, verhöhnnte er sie, setzte Manitius die mitten unter den Schriften vorgefundene Perücke desselben auf und verspottete ihn: Sehet da den Missionar! Bei fortgesetzter Untersuchung fand der Beamte etwas Baumwolle und eine hölzerne Büchse mit Salbe. Sofort rief er triumphirend aus, dass dies Chrisam sei, welches bei der Taufe von Juden angewandt werden solle, — eine in der That ganz thörichte Vermuthung, da die Evangelischen den Gebrauch von Chrisam bei Taufen gar nicht kennen.

Unterdess war der Stadtrichter herbeigerufen worden, nach dessen Anordnungen den Missionaren ihre Sachen weggenommen und vor ihren Augen versiegelt wurden. Einer der Anwesenden flüsterte jetzt Manitius leise zu: „Die Herren werden wohl in Arrest geführt werden; gebt mir einen Gulden, so will ich Fürbitte einlegen, dass dies nicht geschehe.“ Manitius jedoch entgegnete: „Nein, das habe ich nicht nöthig. Wenn ich auch in Arrest komme, so habe ich doch nichts zu fürchten, denn ich habe eine

gute Sache.“ Der Richter aber befahl jetzt, bis zu weiterer Untersuchung die Gefangenen in den Kerker zu führen. Dort angelangt, war es ihr Erstes, den Gott, welcher sie diese Wege geleitet, zu loben und sich gegenseitig zu ermuntern. Sie waren mit lüderlichen Frauenspersonen und einem älteren Manne zusammengesethan worden. Dieser Alte hörte ihre lateinisch geführte Unterhaltung mit an und tröstete sie dann; es war ein Richter aus der Stadt, welcher die Lage der Dinge bald durchschaute, aber ihnen nicht helfen konnte.

Für die Nacht wurden neben die beiden Gefangenen zwei gepanzerte Wächter gestellt. Während diese aber schliefen, kamen Widmann und Manitius überein: „nichts zu verhalten, was zur Ehre Christi diene, und was vor der römischen Kirche bezeugt werden müsse; und wir suchten Waffen des Lichts hervor, mit denen wir zu kämpfen haben würden“. Danach schliefen beide ein. Im Traume aber kam es Widmann vor, als höre er eine Stimme: „Warte nur 30 und 25 Tage. Dabei dünkte es mich, dass ich nach solchen Tagen vor dem Richter stünde, herumginge und kochte, aber doch noch gefangen wäre, mehr Freiheit zu haben und des Richters gar los zu werden wünschte.“ Und genau bis in alle Einzelheiten so, wie er es im Traume gesehen, ist es hernach gekommen. Widmann aber war dessen so gewiss, dass die Sache den Verlauf nehmen würde, wie er es im Traume vernommen hatte, dass er dann im Chrudimschen Gefängniss 55 Striche mit Kreide an der Stelle, wo er schlief, anbrachte und täglich einen derselben auslöschte.

Am nächsten Tage erschienen bei den Gefangenen drei Richter und nahmen ihnen all ihr Geld weg, wobei sie, weil unter den Münzen auch sehr verbrauchte waren, die Missionare noch beschuldigten Falschmünzer zu sein. Darauf wurden ihnen Ketten angelegt. Widmann rief hierbei aus: *per aspera ad astra*, auf rauher Bahn geht's himmelan! Manitius aber küsste die Ketten, die man ihm anlegte. Als die Richter hinausgegangen waren, fielen die Gefangenen auf ihre Knie und schütteten ihr Herz im gemeinsamen Gebet aus. Dann sprachen sie einander zu, auf Christi Bande und Tod mit einander leben und sterben und bis zum Martertode beständig bezeugen zu wollen, dass es ihnen allein um den gekreuzigten Heiland zu thun gewesen sei. Sie bereiteten sich aber auch auf die Stunde der Versuchung vor, wo sie von einander getrennt werden sollten, und versprachen

sich gegenseitig, auch dann im Geiste und der Wahrheit bei einander bleiben, Gott loben und Christum verherrlichen zu wollen.

Erneute Untersuchung sollte es durchaus zu Tage bringen, dass sie protestantische Emissäre an die verborgenen Hussiten seien. Man vermuthete bei ihnen reiche Geldmittel und untersuchte sie von Neuem. Als sich hierbei in einer verborgenen Tasche des Beinkleides von Manitius ein Dukaten und einige Gulden vorfanden, wurde der Stockmeister, welchem die erste Untersuchung der Beiden anbefohlen worden war, wegen heimlichen Einverständnisses mit den Arrestanten seines Amtes entsetzt. Den Missionaren wurden jetzt auch ihre Ueberröcke genommen, damit dieselben aufgetrennt und untersucht würden, und ihnen so ihre Decken für die Nacht entzogen.

Von nun an trennte man aber auch die Beiden von einander, und dies traf sie besonders hart. Täglich empfangen sie jetzt vier Kreuzer, mit denen sie sich erhalten sollten; thatsächlich konnten sie damit kaum den Hunger von sich abwehren. Später erhielten sie ihre Röcke wieder zurück und hatten so wenigstens für die Nacht eine Bedeckung.

Jetzt begannen neue Versuchungen. Man wünschte sie zum katholischen Glauben herüberzuziehen und hoffte dies durch freundliche Zusprache zu erreichen. Der Richter trat in eine längere Unterhaltung mit Manitius ein und ermahnte ihn, zur Jungfrau Maria zu beten, so werde ihm gewiss geholfen werden. Der evangelische Missionar aber antwortete ihm: „Mein Vertrauen, das ich in Christo gefasst habe, lasse ich nicht sinken. Ich weiss, was geschrieben steht: ob Jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, der gerecht ist; den werde ich fleissig anrufen, dass er für mich spreche und bitte.“ Der Richter hielt ihm entgegen, dass er aber durch das Gebet zur Maria eher aus dem Gefängnisse kommen werde. Manitius entgegnete ihm jedoch: „Ich glaube es wohl, dass ich bald aus dem Gefängnisse kommen würde, wenn ich solches thäte, aber ich darf es nicht thun. In Gottes heiligem Wort steht geschrieben: es ist nur ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, der sich selbst gegeben hat zur Erlösung für alle. Wie dürfte ich mich also zu einer anderen Fürsprecherin und Mittlerin wenden!“ Der Richter stellte ihm in Aussicht, dass ein anderer ihm alles deutlicher machen werde; in der Untersuchung solle er nur dann das

Kreuz dreimal von der Stirn bis auf die Brust herab machen und bekennen, dass er katholisch sei, so werde er gewiss entlassen werden. Die Antwort von Manitius lautete: „Ich glaube an einen dreieinigen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist, den rufe ich in meiner Noth an und hoffe durch die Gnade Christi selig zu werden.“

Der Richter begab sich hierauf zu Widmann und wollte bei ihm erreichen, was er bei Manitius nicht erreicht hatte. Mit diesem liess er sich aber nicht in ein längeres Gespräch ein, sondern redete ihm nur in freundlicher Weise zu und machte ihm zuletzt das Kreuz in katholischer Weise vor, wobei er ihm erklärte, dass, wenn er dies nachmachen wolle, er bald erlöst werden würde, und verliess ihn dann.

Des nächsten Tages mussten beide Missionare gleichzeitig vor vier Richtern erscheinen, um die ärgerlichsten Lästerreden über den evangelischen Glauben und Luther anzuhören. Aber die Gefangenen blieben ihnen die Antwort nicht schuldig, so dass sie der weltliche Richter schliesslich mit den Worten: „Ihr seid ein Teufelsgeschlecht“ verliess.

Nicht besseren Erfolg erzielte ein katholischer Vikar, den man ihnen jetzt über den Hals schickte. Aber der Bericht, welchen derselbe über die beiden Gefangenen erstattete, hatte dann auch zur Folge, dass man fortan noch härter mit ihnen verfuhr. Jetzt sollten die Missionare mit Ketten an Händen und Füssen geschlossen nach Chrudim abgeführt werden. Als ihnen aber Jemand höhrend zurief: „Was habt ihr nun von eurer Sache, als dass ihr in Ketten und Banden fortgeschleppt werdet“, entgegnete ihm Manitius: „Die Ketten sind mein grösster Schmuck. So muss es Christen ergehen, sie müssen auch um des Namens Christi willen etwas leiden.“

Die Gefangenen wurden jetzt auf einen Leiterwagen, der mit Stroh bedeckt war, geschafft und mussten so, den Rücken gegen einander gekehrt, in Ketten die Fahrt nach Chrudim antreten. Die Stadt Hohenmauth segnend, fuhren sie von dannen, und vor dem Thore stimmte Manitius das Lied „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ an, in das Widmann mit einfiel. Auf dem Wagen sassen zwei Wächter mit Keulen bewaffnet, und neben demselben ritt der Stadtrichter einher.

Auf dem Markte in Chrudim mussten dann die Gefangenen, ehe sie von den Behörden der Stadt übernommen wurden, eine Weile warten, und dieser Umstand sollte für sie von grösster

Wichtigkeit werden. Denn ein junger Mann aus Landshut, welcher die Missionare daselbst gesehen und kennen gelernt hatte, wurde ihrer gewahr und brachte die Kunde von ihrer Gefangenschaft nach Schlesien, von wo aus sie später Halle erreichte. Während derselben Zeit aber, wo sie ihres weiteren Schicksals harrend auf dem Markte standen, trat ein Soldat an sie heran und wollte sie anwerben; natürlich ohne Erfolg.

Endlich führte man sie in das Gefängniß der Stadt. Sie wurden jetzt so eng angeschlossen, dass sie sich nicht von der Stelle rühren konnten. Mit ihnen befanden sich in demselben kleinen Raume drei Wilddiebe, zwei Mordbrenner, ein Deserteur, eine Kindesmörderin, ein Hussit und ein Jude; der letztere allein verstand deutsch. Auf harten Steinen liegend, brachten die Missionare die Nacht zu. Einem alten Juden, welcher sich zum Besuche bei seinem Glaubensgenossen im Gefängnisse aufhalten durfte, bezeugten Widmann und Manitius sogleich in der ersten Nacht Jesum Christum. Der Mann hatte bereits Mollers jüdisch-deutsches Neues Testament gelesen und wurde von dem, was ihm die Missionare an dieser Stätte sagten, so ergriffen, dass er hernach zu ihnen auch seinen Sohn ins Gefängniß sandte, damit er sie gleichfalls höre. Selbstverständlich wurde auch dem anderen mitgeführten Juden von den beiden Glaubensboten im Kerker das Evangelium verkündigt.

Neue Richter führten nun die weiteren Verhandlungen mit den beiden. Der enge Raum des Zimmers, in welchem die Gefangenen sassen, wurde aber durch die Anwesenheit so vieler Personen, die dort ununterbrochen sowohl ihre Tage als ihre Nächte zubrachten, dermaassen verpestet, dass sich der die Untersuchung führende Richter beim Verhöre beständig die Nase zuhielt. Derselbe beschuldigte Widmann, weil er auf der Schreibtafel desselben den Namen eines hussitischen Jägers aufgezeichnet gefunden hatte, der Gemeinschaft mit den Hussiten. Widmann wies mit Recht diese Beschuldigung zurück, forderte aber jetzt, dass man endlich dem widerrechtlichen Verfahren mit ihnen ein Ziel setze. Statt ihnen eine Antwort zu geben, ging der Richter mit höhnischem Lachen von dannen und bestimmte noch dazu, dass fortan die Gefangenen auch in den Stock gelegt würden. Ein römischer Geistlicher, der jetzt sein Heil bei den evangelischen Glaubensboten versuchen sollte, erkannte schnell, dass er ihnen nicht gewachsen wäre, und schlug vor, dass statt seiner

ein gelehrter Kapuziner die Unterredungen übernehme. Tags darauf sandte er den Dechanten Lehr zu ihnen, um sie zum Uebertritt zu bewegen. Freundlichkeit ins Angesicht hinein und nichtswürdige Ränke hinter dem Rücken waren die Waffen, deren sich, wie es später einer der Richter selbst bekannt hat, dieser katholische Geistliche gegen die beiden Protestanten bediente.

Diejenigen Gefangenen, welche sich bisher im Stock befunden hatten, wurden nun von demselben befreit, damit die beiden Ketzer in denselben gespannt werden könnten. Widmanns Füße wollten sich zunächst in denselben nicht einpressen lassen; deshalb erhielt er den untersten Platz im Stock nahe dem Ofen, wo die Löcher grösser waren. Da sassen nun die Beiden auf Stroh und streckten die geketteten Füße durch den oberen und den unteren Balken, welche soweit ausgehöhlt waren, dass die Füße darin liegen konnten. Während der Nacht wurden den Gefangenen noch die Hände in der Form zusammengeschlossen, wie man sie zum Beten faltet. Die Mitgefangenen baten den Stockmeister um Gnade für die Gefangenen, und während der Nacht wenigstens unterliess es dann derselbe, die Missionare in dieser Weise zu quälen.

Von dem Blocke bis an die Wand war ein Raum von $1\frac{1}{2}$ Ellen; bei den Füßen war er erhöht, bei dem Kopfe abhängig, und es schien, als hingen sie an den Füßen. Widmann erzählt: „Das Blut schoss mir so sehr zurück, dass die Augen anfangen roth zu werden und anzuschwellen. Gerade konnte ich nicht liegen, weil der Raum vom Block bis zur Wand zu kurz war; auf die Seite konnte ich mich nicht wenden, weil die Füße nicht nachgaben. Endlich unterstützte ich den ganzen Leib mit zwei Rahmen, bald von hinten, bald auf der Seite, aber es half nicht viel.“ Manitus fügt hinzu: „Tag und Nacht sassen wir so volle 2 Monate lang. In der ersten Zeit hatten wir viele schlaflose Nächte. Das Ungeziefer plagte uns; die Krämpfe meldeten sich oft in den Beinen; wir hatten wenig zu essen und zu trinken; die Furcht, dass noch etwas Härteres erfolgen möchte, blieb auch nicht aus. Aber es schlug doch zu unserem Besten um, dass wir in den Stock gesetzt wurden; denn wir konnten so die 2 Monate vor dem Verhör bei einander bleiben, mit einander beten, studiren, uns ermuntern und stärken und auf das Verhör vorbereiten.“

„In dieser Vorbereitung legten wir das zum Grunde, dass, wenn wir die Wahrheit redeten, unsere Aussagen übereinstimmen würden. Unser grosses Elend erregte aber auch grosses Mitleid, so dass sich Manche unser erbarmten und uns Almosen reichten. Die Sache wurde weithin unter den Juden, Katholiken und Husiten bekannt und daraus konnte zu seiner Zeit Nutzen erwachsen. Uns selbst diente es zu weiterer Uebung des Glaubens, des Gebetes und der Geduld und besserer Prüfung unseres Zustandes vor Gott, indem wir uns allen zu Tage tretenden Anzeichen nach zum Tode vorbereiten mussten. Besonders ging unsere Sorge darauf, dass wir an unserem Theile nichts versäumen noch versehen möchten in unserer Pflicht uns zu verantworten, unsere gerechte Sache gründlich und mit aller Freudigkeit vorzustellen und uns so zu verhalten, dass man, wenn wir auch unschuldig sterben müssten, nach unserem Tode erführe, dass wir in unserem Glauben standhaft verharrten und in demselben fröhlich aus dieser Welt gegangen seien.“

Die übrigen Gefangenen fühlten Anfangs ein Mitleiden für die beiden Missionare; aber ihre Bitte, auch in der Nacht dieselben aus dem Stocke zu lassen, erhörte der Kerkermeister nicht, während er sie dagegen des Tages über öfter von dieser Qual befreit hatte. Zur Nacht wurde der Stock mit 2 Eisen und 2 Schlössern verschlossen. „Wenn so die Nacht herankam, beteten wir zusammen vor allem in dem Sinn, Gott wolle dieses unser Leiden dazu gebrauchen, dass sein Name geheiligt werde; von uns wolle er fern thun alle Zärtlichkeit des Fleisches; wir wissen wohl, dass wir verdient haben, zur Hölle gebeugt zu werden; er wolle uns mit diesem Kreuzblock (wir bildeten mit den Füßen ein Kreuz) so segnen, dass er eine Gemeinschaft des Leidens Jesu werde.“

Gegen Ende Februar stellte sich der Dechant und Doktor der Theologie Bernhard Lehr bei den Gefangenen selbst ein. Er verkehrte hofährtig, hart und höhnisch mit denselben, gerieth aber den schriftbewanderten Missionaren gegenüber sehr ins Gedränge und schickte, weil er selbst seine Sache höchst ungeschickt geführt hatte, ihnen bekannte römische Streitschriften ins Gefängniss, welche denselben mehr beweisen sollten. Wiederholt unterhielt er sich dann mit ihnen. Widmann imponirte ihm hierbei so, dass er ihm anbot, falls er römisch werden wolle,

ihm eine Professur der Theologie in Prag zu verschaffen; das half ihm aber so wenig, als seine Drohungen.

Besonders arg wurde die Verlegenheit dieses Doktors der Theologie, als ihm nachgewiesen wurde, dass alles, was er für seine römische Lehre geltend mache, die Juden für ihre eigene ältere anzögen, und dass, wenn Gründe der Tradition stichhaltige wären, die Juden das ältere Recht vor den Katholiken für sich geltend machen könnten. Als der Dechant aber, da er mit ordentlichen Gründen nichts ausrichtete, Widmann die Worte im Munde verdrehte, erklärte der gefangene Missionar, dass er mit ihm nicht weiter sprechen werde, wenn er bei seinem Verfahren verbliebe; und erst als der Priester fortan ehrlicher zu Werke gehen zu wollen versprach, liess sich Widmann mit ihm in ein weiteres Gespräch ein.

Der Missionar forderte jetzt eine methodische Behandlung der Frage, ob Rom oder die evangelische Kirche im Rechte sei, und der Dechant ging hierauf ein. Es wurde ein Protokoll verfasst und wurden die Ergebnisse des Gespräches klargestellt. Als es sich aber hierbei bald zeigte, wie ungünstig sich die Sache für den römischen Theologen gestaltete, verzichtete derselbe darauf, in dieser Weise die Verhandlungen weiter fortzuführen.

Manitius hatte es dem älteren Collegen überlassen, den Dechanten zurechtzuweisen. Das Schweigen desselben aber verstand der Letztere falsch und wandte sich deshalb an den jüngeren Gefangenen, in der Hoffnung, bei ihm mehr zu erreichen. Manitius aber erklärte ihm: „Ich bin von der Gnade Gottes in Christo und von dessen Gerechtigkeit, die allein vor Gott gilt, so lebendig überzeugt, dass alle Ihre Vorstellungen mich nicht abzubringen oder irre zu machen vermögen.“ „Im Uebrigen“, fügte Manitius hinzu, „gereichten uns seine Zusprüche nur zur Befestigung im evangelischen Glauben.“

Man liess nun die Gefangenen Mangel leiden, um sie auf diesem Wege weich zu machen. Später schickte ihnen der Dechant einen Jesuiten zu. Derselbe setzte die traurigen Bekehrungsversuche ebenso unglücklich fort und pries dann vor den Missionaren die katholischen Märtyrer in Japan, aber auch die Kunststückchen, mit denen ein Pater daselbst das christliche Bekenntniss zu umgehen und sich in eine Stadt einzuschleichen gewusst hatte. Widmann antwortete dem Jesuiten zu seiner Beschämung: „Mit List das Evangelium zu lehren, will uns nicht anstehen; man

hat in der Anfechtung keinen Trost. Nach Matthäus 10 hat man ein öffentliches Bekenntniß vorzuziehen, wenn man nicht einst auch verleugnet werden soll. Wir leiden und schweigen.“

Am Charfreitage trat der Kaiserliche Commissar bei den gefangenen Missionaren ein und erkundigte sich nach allen ihren Umständen und wie lange sie im Stock geschlossen lägen. Widmann zeigte dem Beamten die Einspannung und Beklemmung, die ihm fast den Rücken gebrochen, nur etwas mehr Schlaf wünsche er sich. Bei diesen Worten fiel es ihm ein, dass Charfreitag wäre, und darüber rief Widmann aus: „Kreuzige, kreuzige, wir sind es nicht, die so gepresst werden, Jesus selbst wird verfolgt; die Sache ist nicht unser, sondern Gottes und Christi. Jesus hat ausgespannt am Kreuze gehangen, und wir werden um seinetwillen in diesen Kreuzblock gesteckt. Gott erbarme sich und vergebe denen ihre Sünde, die mit uns als mit Uebelthätern handeln.“ Der Commissar war tief bewegt, und als er erfuhr, dass jeder nur 4 Kreuzer täglich zu seinem Lebensunterhalt empfing, versprach er, ihnen einen Trunk Wein senden zu wollen. „Um 3 Uhr, in der Stunde, da dem Heiland der Trunk am Kreuze gereicht worden war, empfangen wir ein köstliches Glas ausländischen Weines anstatt des Essigs und der Galle, damit Christus getränkt worden.“

In ihrer schmerzlichen Lage aber mussten die Missionare noch selbst für ihren Tisch sorgen. Sie liessen desshalb allerlei Wirthschafts- und Kochgeräthe für sich anschaffen. Die Messer aber nahm man ihnen des Nachts weg, damit sie sich nicht selbst entleibten. Eine Erhöhung des Tagegeldes, die ein mitleidiger Richter für sie beantragt hatte, wurde hintertrieben und ihnen auch die Bitte um die Gewährung einer hebräischen Bibel abgeschlagen, während dem mitgefangenen Juden dieselbe bewilligt wurde. Die stille, geduldige Art aber, alles zu ertragen und nicht zu klagen, machte auf einige der Richter allmählich einen besonderen Eindruck, so dass einer derselben einmal überwältigt ausrief: „Ich liebe Euch wie mein eigenes Herz.“

Die Mitgefangenen ausser dem Hussiten waren für die Missionare eine wahre Plage; sie zankten sich, fluchten und redeten die ärgerlichsten Dinge den ganzen Tag über, um bald darauf ihre römischen Gebete und Lieder anzuheben. Anfangs schien das ganze Wesen der Missionare ihnen eine Gewissensmahnung werden zu wollen, bald aber waren sie hiergegen ab-

gestumpft; und da Jene es abwiesen, katholisch zu werden, thaten sie ihnen auch ihrerseits alles mögliche Herzeleid an.

Neugierige, welche Zutritt im Gefängnisse fanden, wo sie die beiden evangelischen Prediger sehen wollten, kamen nie zu den Missionaren, ohne dass sich dieselben beeifert hätten, ihnen ihre Christenpflicht gegen die Juden an das Herz zu legen. Sehr lieb war Widmann und Manitius der Verkehr mit dem alten Hussiten, der ihnen an seinem Leibe die Spuren der barbarischen Behandlung, welche er durch katholische Geistliche erfahren hatte, zeigte. Eine Anzahl seiner Glaubensgenossen hatte man vor ihm eingefangen und aufgehängt oder hingerichtet.

Der mitgefangene Jude hatte grössere Freiheit und brachte die Kunde von den beiden Missionaren unter die Seinen. Viele Juden besuchten sie daraufhin im Gefängniss, wo denn das traurige Geschick der beiden Glaubensboten sie zur Theilnahme stimmte und sie für das Wort derselben empfänglich machte. Aus den Ketten und dem Blocke heraus aber predigten ihnen die Missionare mit allem Eifer das Evangelium. „Mit Freudenthränen“, schreibt Manitius, „habe ich bisweilen Gott Dank gesagt, dass wir in unseren Banden die hohe Gnade Gottes in Christo Jesu den Juden beweglich ans Herz legen konnten.“

Ein zweiter Jesuit mit Namen Regius besuchte sie jetzt und hatte den Muth, zu den armen, gequälten, in den Stock eingespannten Missionaren von der vielen Last, die ihm seine Amtsarbeit verursache, zu sprechen, und dass sich die Katholiken ihren Glauben so viel mehr kosten liessen als die Evangelischen. Die Missionare aber, ohne ein Wort von sich selbst zu sprechen, predigten ihm mit allem Ernst die Nothwendigkeit, rechtschaffene Busse zu thun, und forderten ihn auf, an das Heil der Juden zu denken; Aehnliches thaten sie dem Kaplan des Bischofs von Königgrätz gegenüber, der ihnen jetzt zugesandt wurde.

Endlich am 16. April, an jenem 55. Tage, den Widmann im Traume hatte nennen hören, bequeme man sich zum Verhör der Beiden, nachdem alle Versuche, sie katholisch zu machen, misslungen waren. Einzeln wurden die Missionare vorgefordert und mussten mit den schweren Ketten an den Füßen vor dem Richter erscheinen. Der Richter wollte nicht glauben, dass die Beiden wirklich nur den Juden zu predigen beabsichtigt hätten; im Uebrigen aber erklärte er, dass die Juden wohl als Juden in den Kaiserlichen Staaten geduldet würden, dass es ihnen aber

nicht erlaubt wäre, evangelisch zu werden, weil dann auch viele aus der römischen Kirche verführt werden könnten. Die möglichste Mühe gab man sich, sie zu dem Bekenntnisse zu bringen, dass sie die Hussiten hätten aufsuchen und unter ihnen evangelische Bücher vertheilen wollen. Der Richter erklärte, dass man ihnen das Geständniss durch die Folter abpressen werde. Manitius aber legte hiergegen Berufung auf den Kaiser ein.

Nach dem ersten Verhöre rief übrigens einer der assistirenden Richter dem Manitius zu: „Seid getrost!“ Am Schluss des zweiten Verhörs bat Manitius um die Erlaubniss, mit dem Protokoll eine Bittschrift an den Kaiser und die Appellationskammer einsenden zu dürfen. Der Vorsitzende frug ihn hierauf, ob er noch an eine göttliche Vorsehung glaube. Manitius antwortete getrost: „Ja, die glaube ich von Herzen. Ich weiss wohl, dass Gott schon Zeit und Stunde abgemessen hat, wie lange wir hier sitzen sollen, und werden Sie uns gewiss nicht eine Stunde länger halten können, als Gott es haben will. Das weiss ich. Allein ich weiss auch, dass Gott mir Mund und Verstand nicht umsonst gegeben hat, sondern wenn ich in solcher Gefahr bin, muss ich meine Unschuld retten, den Mund aufthun und eine hohe Obrigkeit um Erlaubniss bitten, dass ich meine Vertheidigung aufsetzen darf.“ Widmann, der nach Manitius das Verhör zu bestehen hatte, und seinen Richtern sehr ernst ins Gewissen redete, blieb nun wenigstens auch den Tag über ausser dem Stock, aber von seinem Gefährten getrennt. Ihre Bitte, ganz vom Stocke erledigt zu werden, wurde rundweg abgeschlagen.

Manitius litt jetzt an einem starken Husten in Folge der langen, entsetzlichen Verrenkung, welche er im Stock hatte erdulden müssen. Der Stockmeister erlaubte daher aus Mitleid den Beiden des Tages über auf seiner Stube zusammenzukommen, doch blieben sie auch hier wenigstens angeschlossen. Fortwährend wurden sie überdem mit Schriften, welche den Protestantismus bekämpften, gequält. Ein Versuch anderer Art, Manitius zum Katholicismus herüberzuziehen, misslang gleichfalls. Die Frau des Bürgermeisters besuchte denselben mit ihrer erwachsenen Tochter. Letztere bat ihn, katholisch zu werden, und deutete ihm an, dass sie ihm dann die Hand reichen würde. Manitius aber antwortete ihr: „Im Gefängniss ist Zeit zu beten und nicht Zeit an's Heirathen zu denken“. Widmann hatte in dieser Zeit einmal Gelegenheit zu entfliehen, aber er widerstand dieser

Versuchung. „Ich wollte den Arrest nicht verletzen, viel weniger meinen Gefährten im Stich lassen und ihn in einen schlimmeren Stand setzen.“

Vor Pfingsten schlug das Getreide bedeutend auf, so dass die Missionare ihre liebe Noth hatten, täglich mit 4 Kreuzern auch nur den dringendsten Hunger zu stillen. Juden und Jüdinnen aber, welche von den Beiden gehört hatten, besuchten sie jetzt öfters im Gefängnisse und reichten ihnen Almosen dar. Nach wie vor aber blieben die Missionare in der Ungewissheit über den endlichen Ausgang ihrer Haft. Ihr Glaube wurde jedoch nicht im Mindesten erschüttert. Sie beteten viel mit einander und bei ihrer ungemeynen Kenntniss der Schrift gingen sie, da ihnen eine Bibel nicht gereicht wurde, Theile derselben, die sie sich selbst aus dem Gedächtnisse aufsagten, betrachtend durch.

Zu dieser Zeit drang aber auch ein Gerücht zu den Gefangenen, dass man von Halle aus ihre Sache in die Hand genommen habe. In der That hatte Callenberg am 15. März einen Brief aus Schlesien erhalten, welcher ihm meldete, dass Kaufleute aus Brünn, wie es in dem Schreiben hiess, der Gefangennehmung von Widmann und Manitius beigewohnt hätten. Ein evangelischer Geistlicher aber meldete in einem Briefe vom 20. März, dass die Beiden zu Chrudim in Mähren, wie er irrthümlicherweise statt in Böhmen schrieb, gefangen gesetzt worden wären. Callenberg schrieb sofort an einen Gönner des Institutum in Wien. Als bald geschahen Schritte bei dem preussischen, dem grossbritannischen und hannover'schen Gesandten in Wien, denen sich auch der dänische anschloss, um die Befreiung der Gefangenen herbeizuführen. Die Verwechselung der Orte hatte aber viele vergebliche Nachfragen zur Folge. Erst am 2. Mai berichtete der Minister aus Berlin, dass die beiden Missionare in Chrudim und zwar unter weltlicher, nicht unter geistlicher Jurisdiktion gefangen sässen. Letzterer Umstand war von grosser Wichtigkeit, denn eine Befreiung vom geistlichen Gerichte wäre kaum zu erhoffen gewesen, wie als bald von Wien her mitgetheilt worden war. Aber erst Ende Juni wurde festgestellt, dass Chrudim in Böhmen der Ort der Gefangenschaft sei. Ein Schreiben des preussischen und dänischen Gesandten an den Oberstburggraf in Prag vom 8. Juli hatte den gewünschten Erfolg. Unter dem 17. Juli langte in Chrudim ein Entlassungsbefehl für die Gefangenen ein, und am 18. wurden ihnen die Ketten abgenommen, welche

sie 22 Wochen getragen hatten. Dass der kränkliche Widmann diese Zeit überstanden hatte, war ein rechtes Wunder Gottes.

Am 21. Juli verkündigte ihnen der Syndikus den Entlassungsbefehl: „Aus den Inquisitionsakten habe man ersehen, dass die beiden Arretirten zwar nichts Ketzerisches ins Land gebracht haben, dass sie aber mit der Zeit, wenn man sie duldet, dem Lande einen Schaden zufügen möchten. Desshalb sollten sie aus dem Lande geschafft und unter sicherem Geleit auf einem Wagen bis an die Grenze gebracht werden; was an Geld nach Abzug der Unkosten noch übrig bleibe, sollten sie zurückerhalten.“ Das war katholische Gerechtigkeit!

Der Kostenersparniss halber baten die Missionare, ihnen nur 2 statt 4 Männer als Wachen mit auf den Weg zu geben. Dies wurde bewilligt und von ihrem ganzen Gelde ihnen nur 11 Gulden 42 Kreuzer zurückgegeben, alles andere für die aufgelaufenen Kosten verrechnet! Der Bürgermeister und Stadtrichter schämten sich dieses Urtheils und bewirtheten beide Missionare in ihren Wohnungen. Am 22. Juli verliessen sie nach einem köstlichen Abschied, den sie von allen Mitgefangenen genommen hatten, die Stadt. Und nun schreibt Widmann: „Darauf gingen wir in einem Sturme aus diesem Ort der Gefangenschaft in unsere Freiheit. Eine Jüdin folgte uns nach, um zu sehen, wie wir aus dieser Stadt kämen. Also ist der römischen Kirche offenbar geworden, man versuche evangelischerseits mit allem Ernst die Ungläubigen zu überzeugen; aber es steht auch zu fürchten, dass unsere Hinwegschaffung ein schweres Gericht nach sich ziehen werde. Je grösser die Noth, je näher Gott.“

Am 6. August langten die Missionare bei Callenberg an. Die Vergeltung, welche Widmann vorausgesehen hatte, kam über jene Stätten wenige Jahre später in dem Kriege Friedrichs des Grossen, aber auf eine merkwürdige Weise. Als die Preussen 1741 in Böhmen einrückten, fanden sie die Widmann und Manitus abgenommenen Bücher noch unter obrigkeitlicher Verwahrung vor. Da wurden die Soldaten in ihrer Weise Missionare, denn sie streuten, wie St. Schultz berichtet („Leitungen des Höchsten“, 2, 200) die Büchlein überall unter den Juden in Böhmen, Mähren und Oberschlesien aus. Schultz aber durfte in Teschen einen Proselyten kennen lernen, der nach seiner eigenen Angabe durch eins dieser Büchlein, das Evangelium Lucas in jüdisch-deutscher Sprache, zum christlichen Glauben gekommen war.

Widmann aber und Manitius hatte ihre Gefangenschaft vom Missionsberufe in keiner Weise abgeschreckt, sondern sie nahmen sogleich nach ihrer Rückkunft ihr Amt in der bisherigen Art wieder auf, und man hörte sie seitdem nie von dem besonders reden, was sie in ihrem Zeugenberufe erlitten hatten. Manitius fand überhaupt nie etwas Ausserordentliches in den vielen Nöthen und Beschwerden, welche ihr Amt mit sich brachte, sondern blieb stets mit wahrer Herzenslust ein Missionar. An dem Tage, wo er das zehnte Jahr in seinem Missionsberuf vollendet hatte, dem 16. November 1740, schreibt er: „Gelobt sei Gott, der mich die 10 Jahre meiner Reisen hat zurücklegen und mich in diesen Jahren meiner Wallfahrt so manches Gute hat erleben lassen. O, sein herrlicher Name muss dafür in alle Ewigkeit von mir und allen Gläubigen gepriesen werden!“

Von eigenen Leistungen wollte dabei Manitius nichts wissen und stellte seine Reisegefährten stets über sich selbst. Durch lautere, einfältige Frömmigkeit überragte er alle anderen Missionare des Institutum, besonders führte er ein tief innerliches Gebetsleben. Sehr lebendig war sein evangelisches Bewusstsein, wie dies die Zeit der Gefangenschaft deutlich bewies; und als später ein römischer Bischof die Juden seines Sprengels zur Lesung der Halle'schen Missionsschriften zwingen wollte, missbilligte dieser evangelische Glaubensbote das durchaus.

Manitius gönnte sich keine Ruhe in seinem Berufe, er ging in demselben völlig auf. Oft wenn er nach anstrengendem Marsche ganz ermüdet in einem Wirthshause einkehrte, vergass er, sobald ihm in demselben Juden zu Gesicht kamen, alle Rücksicht für sich selbst und stand sofort als Prediger des Evangeliums unter ihnen. Einmal wollte ihn eine Jüdin sprechen, als er sich eben hungrig und ermattet zu Tisch gesetzt hatte. „Ich bat sie freundlich, sie möchte nach einer Stunde wiederkommen; sie versprach es zwar, blieb aber doch aus. Ich werde das künftig nicht wieder thun, sondern unserem Heiland folgen, welcher sagte: Das ist meine Speise, dass ich thue den Willen meines Vaters, und welcher sich bei dem Zulauf des Volkes öfters des Essens enthielt.“

Wiederholte Anträge, ein Pfarramt anzunehmen, schlug er ab, so lange es ihm seine Kräfte gestatteten, im Missionsberufe zu bleiben; und er verwies z. B. den Bürgermeister einer Stadt, welcher ihm im Namen derselben eine Stelle an ihrem Orte an-

geboten hatte, in einem längeren Schreiben auf Lucas 14, 4: Welcher Mensch ist unter euch, der 100 Schafe hat und so er eins derselben verliert, der nicht lasse die 99 in der Wüste und hingehe nach dem verlorenen, bis dass er es finde?

Bei sehr grosser Schriftkenntniss besass Manitius doch nicht gerade eine hervorragende Gabe des Wortes; er stand in dieser Beziehung sowohl hinter seinem früheren Gefährten Widmann als hinter dem späteren St. Schultz zurück. Aber wie er selbst im innersten Herzensgrund von der Wahrheit des Evangeliums ergriffen war, so verstand er es auch, dieselbe gerade den Herzen der Juden nahe zu bringen und sie in die Schrift einzuführen. Und hatte er trotz seiner gewinnenden Art wiederholt recht Arges von Juden zu leiden, ja auch selbst Miss-handlungen durch dieselben zu ertragen, so hörten ihn diese der Regel nach doch willig und gern an.

Ebenso wie seinen Gefährten Widmann und St. Schultz wurde es ihm denn auch wiederholt gegeben, dass Juden, mit denen er in Verkehr getreten war, das Christenthum annahmen; unter Anderem geschah dies mit einem jüdischen Arzte in Anspach, der mit 5 Kindern Christ wurde, mit einem Rabbi aus Hessen und einem Rabbi Aron, der sich hernach als Christ besonders bewährt hat. In Polen wurde eine grosse Anzahl von Juden durch Widmann und Manitius für das Christenthum gewonnen, in der Stadt Posen traten einmal in Folge der von Manitius und seinem Gefährten entfalteteten Wirksamkeit 18 jüdische Haushaltungen über und unter ihnen recht wohlhabende. Noch 20 Jahre nach seinem Abgange vom Institutum wurde Manitius von Juden „ein gefährlicher Mensch“ genannt, der manchen Juden zum Abfall gebracht habe.

In besonderem Maasse war es ihm gegeben, Christen für das Missionswerk zu erwärmen; auf Studirende verschiedener Universitäten zumal übte er in dieser Beziehung einen bemerkenswerthen Einfluss aus.

Als sein körperlicher Zustand ihm dann aber das fernere Wandern zu Fuss unmöglich machte, war es ihm der grösste Schmerz, sein liebes Missionsamt aufgeben zu müssen. Er hatte von Hause aus eine krankhafte Anlage zum Fettwerden, welche auch nicht einmal durch die geringe und entbehrungsvolle Lebensweise im Missionsamte überwunden wurde und ihm grosse Athmungsbeschwerden verursachte, so dass er hierdurch schliesslich gezwungen wurde, den Missionsberuf aufzugeben. Doch ergab

er sich erst, als er eben die Sache einfach nicht mehr weiterführen konnte, und nachdem er 14 Jahre hindurch mit unaussprechlicher Treue und Eifer sein Werk gethan hatte.

Am 20. Februar 1744 verabschiedete er sich zum größten Schmerze für Callenberg und seinen damaligen Gefährten St. Schultz vom Institutum und nahm zuerst die Schlosspredigerstelle in Nienburg (Anhalt) an; später wurde er Pastor an der lutherischen Kirche Agnus Dei in Cöthen, wo er am 16. April 1758 in einem Alter von 51 Jahren starb.

Die Zeit seiner Amtswirksamkeit in Cöthen war auch die der Blüthe jener Gemeinde. Nie vor- und nachher war das geistliche Leben in derselben so kräftig als damals, wo Manitius an derselben wirkte. Mit derselben Unermüdlichkeit, die ihn vorher in seiner Arbeit unter den Juden ausgezeichnet hatte, wirkte er jetzt trotz der Hindernisse, die ihm sein körperlicher Zustand und der katholische Fürst von Anhalt-Cöthen bereiteten, an der christlichen Gemeinde, die seiner Pflege anvertraut war.

Aber die Juden vergass er auch in der neuen Thätigkeit nicht. Er blieb in stets regem Verkehr mit dem Institutum, unterrichtete auch jüdische Katechumenen und schrieb noch vier Jahre vor seinem Tode an St. Schultz: „Die Arbeit unter den Juden, wie sie bisher auf Reisen getrieben worden ist, ist und bleibt mir alle Zeit eine der wichtigsten in dem herrlichen Gnadenreich Jesu Christi“, und sorgfältig führte er sein Proselytenregister weiter, von dem nur leider nicht zu ermitteln war, wo es geblieben sein mag. Von seinen Kindern aus der Ehe mit J. C. Ludovici, Tochter des hessischen Geheimraths, Vizekanzlers und Professors Doctor juris J. F. Ludovici in Giessen überlebte ihn ein Sohn Josua Gotthelf, geboren 25. August 1747 und eine Tochter Johanna Christiane.

Tiefer als Johann Andreas Manitius hat wohl nie ein Judenmissionar die Noth der Juden gefühlt und evangelischer ihnen keiner das Heil bezeugt als dieser Mann. Alle Arbeiter der Judenmission sollten nach dieser Richtung hin ganz besonders für ihr Werk und ihre Arbeit von ihm zu lernen suchen.

h. Stephan Schultz.

Die Leitungen des Höchsten u. s. w. von Magister Stephan Schultz 5 Theile, Halle 1771—1775, eine Selbstbiographie des Mannes. Auszüge aus diesem Werke haben häufig deutsche und

englische Missionsblätter gebracht. Stephan Schultz, Fernere Nachricht von der zum Heile der Juden errichteten Anstalt, Stück 1—15, 1762—1776. Von demselben Verfasser: Kurze Nachricht von einer zum Heile der Juden u. s. w. errichteten Anstalt, 2. Auflage, Halle 1769. Stephan Schultz, ein Beitrag zum Verständniss der Juden und ihrer Bedeutung für das Leben der Völker, von J. F. A. de le Roi, Gotha, 2. Auflage 1878. Stephan Schultz, Basel, Verlag der Freunde Israels.

Die Berichte, welche Professor Callenberg über die Reisen seiner beiden Missionare Widmann und Manitius herausgegeben hatte, erweckten in dem schwedischen Staatsminister Baron von Degenfeld den Wunsch, dass dem Werke des Institutum eine weitere Ausdehnung gegeben werden möchte. Er schrieb deshalb 1735 an Callenberg, ob sich nicht noch andere Candidaten finden liessen, welche in die Arbeit einträten, und frug zugleich an, was es kosten würde, einen Candidaten für das Missionsamt vorzubereiten. Callenberg antwortete, dass es an geeigneten Persönlichkeiten nicht fehlen würde, und theilte zugleich mit, wie viel zur Erhaltung eines dritten Mitarbeiters nöthig sei. Baron Degenfeld erklärte hierauf, dass er zum Unterhalt eines solchen jährlich 50 Thaler beisteuern wolle, und hat dieses Versprechen auch, so lange er lebte, gehalten. Aber nicht bloss bei seinen Lebzeiten überwies er die betreffende Summe stets dem Institutum, sondern setzte auch durch testamentarische Verfügung fest, dass nach seinem Tode, der im Jahre 1750 erfolgte, von seinen Erben jährlich die Zinsen von 1500 Gulden bis zur Aufhebung der Anstalt an dieselbe gezahlt werden sollten.

Callenberg hat somit auch den ersten Schritt zur Vermehrung der Missionare nicht von sich selbst aus gethan; aber da die Anregung hierzu von aussen an ihn trat, hat er die Sache gern aufgenommen und von nun an auch selbständig den Plan gefasst, die Zahl der Mitarbeiter, so viel es irgend angehen würde, zu vermehren. Aber auch jetzt hielt er an dem Gedanken fest, dass jeder dieser Missionare nur für einige Zeit im Dienste des Institutum bleiben und dann in eine andere Lebensstellung eintreten sollte. Denn von einer solchen Praxis erhoffte er noch immer den doppelten Vortheil, dass einmal die fortwährend neu eintretenden Kräfte dem Werke auch stets eine neue Frische verleihen, und dass anderseits die früheren Missionare hernach als Prediger oder als

Lehrer an Universitäten und Gymnasien den Trieb fühlen würden, in ihren neuen Aemtern selbst die Arbeit an den Juden fortzusetzen, die Gemeinden für die Juden zu erwärmen und besonders die jugendlichen Herzen für das Werk unter denselben zu gewinnen.

Zunächst nun trug Callenberg den Studirenden, welche seine Vorlesungen und zumal die des Institutum besuchten, seinen Wunsch vor, einen neuen Mitarbeiter aus ihrer Mitte für die Missionsreisen zu erlangen; augenblicklich aber war hierzu keiner bereit, wenngleich einer aus dieser Zahl hernach, den durch Callenberg empfangenen Missionsanregungen folgend, zu den Heiden ging. Callenberg beauftragte daher Widmann und Manitus, auf anderen Universitäten sich nach einem geeigneten Genossen umzusehen. 1736 kamen diese nach Königsberg in Ost-Preussen und erkundigten sich dort, ob einer der Studirenden dieser Universität bereit sei, in das Missionswerk einzutreten. Professor Salthenius, dem sie besonders ihren Wunsch vortrugen, dachte an einen Theologie-Studirenden, Stephan Schultz, welcher mit Vorliebe rabbinische Studien trieb. Durch seine Dürftigkeit hiez zu gezwungen, hatte derselbe neben den Stunden, die er auf den Besuch der Collegien und auf die eigentlichen theologischen Fächer verwendete, Unterricht am Collegium Friedericianum geben müssen und daher nur während der Nacht Zeit zum Studium der rabbinischen Werke, deren ausserordentlich feiner Druck die Augen sehr angriff, gefunden. Zwei Jahre lang hatte er in jeder Nacht nur drei Stunden geschlafen, aber dies freilich allein dadurch zuwege gebracht, dass er die künstlichsten Mittel anwandte, um sich wach zu erhalten.

Seinen Zweck hatte Stephan Schultz damit erreicht, aber die Folgen liessen nicht auf sich warten, und er selbst schreibt: „Ich würde wohl dieses Verfahren vielleicht in Kurzem mit dem Grabe beschlossen haben, wenn nicht Gott in seiner Güte die Missionsreise veranstaltet hätte.“

An St. Schultz also dachte Salthenius, als er nach einem für das Missionswerk tauglichen Studirenden gefragt wurde, aber der Gesundheitszustand desselben erregte ihm Bedenken; doch wandte er sich an denselben und nach einem kurzen, überaus charakteristischen Gespräch erhielt er das Ja desselben. Sofort rüstete sich Schultz auch zum Aufbruch; die Freunde nahmen von ihm Abschied, aber, wie sie glaubten, auf Nimmerwiedersehen; denn allem Anscheine nach musste Schultz auf den ersten

Meilen seiner Wanderschaft zusammenbrechen. Doch er ging, und das Callenberg'sche Institutum hatte seinen bedeutendsten Mitarbeiter und einen Missionar gefunden, mit dem sich bis in unsere Gegenwart hinein keiner zu messen vermag.

Stephan Schultz, geboren 6. Februar 1714, war ein Sohn des Obermeisters der Schuhmacherinnung in Flatow, einer damals zum Königreich Polen gehörigen Stadt der heutigen Provinz West-Preussen. Zur Zeit seiner Geburt waren die Eltern wohlhabende Leute. Durch ein Gelübde hatte die Mutter den Sohn für den geistlichen Stand bestimmt und ihm den Namen Stephan gegeben, „damit er das thue, was einst Stephanus gethan, und wenn er auch die Leiden Stephani übernehmen sollte“. Ein evangelischer Geistlicher zu werden bedeutete aber freilich in dem damaligen polnischen Reiche von vorn herein so viel, als ein Märtyrerleben erwählen.

Im Dulden und Entsagen hat sich St. Schultz von früh an üben müssen. Das 3 Monate alte Kind liess ein Brauknecht in die Braukufe fallen, und 1 1/2 Jahr lang hing in Folge dessen sein Leben an einem Faden. In seinem ersten Lebensjahre brannten die Eltern ab; 2 Jahre darauf zerstörte ein anderer Brand, als der Vater auf Reisen abwesend war, das neu aufgebaute Haus; und was ihm noch geblieben war, verzehrte dann der schwedische Krieg. Der 3 Jahre alte Knabe fiel von einer Treppe herunter und längere Zeit hindurch schwebte er jetzt zwischen Leben und Tod. Als er wieder hergestellt war, meinten alle, dass er sein Leben lang werde an Krücken gehen müssen, aber nach einem Vierteljahre war er wieder hergestellt und hat hernach tausende von Meilen zu Fuss zurückgelegt. Diese Heim-suchungen in seinen frühesten Jahren lehrten ihn aber auch bald auf Gottes Wort merken, und der Knabe bereits führte recht eigentlich ein Leben mit Gott.

Krieg und Brand vertrieben dann die Eltern aus Flatow und führten sie zuerst nach Wirzisk, später aber nach Stolpe in Pommern. Der fünfjährige Knabe besuchte in Wirzisk während seiner Freistunden am liebsten die Schule des Rabbi. Der Mutter wurde dies bedenklich, und sie frug ihren Sohn, er wolle doch nicht etwa ein Jude werden. Der Kleine aber antwortete: „O nein, ich werde kein Jude werden, sondern studiren, den Talmud lernen und die Juden bekehren“ und fuhr fleissig fort mit Juden-kindern Umgang zu pflegen. So wurde ihm von früh auf neben

dem Deutschen und Polnischen das Jüdisch-deutsche eine Art Muttersprache. Als er nach zurückgelegtem 11. Jahre konfirmirt wurde und das Abendmahl empfing, wurde ihm der Gedanke, ein Tischgenosse Jesu gewesen zu sein, so wichtig, dass er an Kinderspielen fortan kein Vergnügen mehr fand.

Bis zum 14. Jahre half er dann seinem Vater im Schuhmacherhandwerk, fühlte aber dabei den Trieb zum Studiren in sich mächtig erwachen. Die Mutter, welcher er das Herz erschloss, wandte sich deshalb an einen Pastor Pfeifer, welcher bereit war, dem jungen Menschen den Vorbereitungsunterricht für eine höhere Schule zu ertheilen. Im Augenblicke der Abreise zu jenem Geistlichen wurde aber Stephan Schultz krank und als er nach mehreren Monaten gesund geworden war und sich nun zu jenem Geistlichen begab, fand er denselben sterbenskrank. Der Prediger übergab ihn daher seinem Bruder, einem Arzt und Apotheker im pommerschen Bütow. Dort lernte nun Schultz manches aus der Botanik und Apothekerkunst, aber die Schule wurde völlig vernachlässigt. Deshalb ging der junge Mensch gern auf den Vorschlag des städtischen Rektors ein, der ihm anbot, Famulus bei ihm zu werden. Der Rektor war jedoch zugleich Brauer, Branntweinbrenner und Kaufmann, und so hat nun Stephan Schultz bei ihm, der ihn in seinen Gewerben gebrauchte, die Schule recht selten besuchen können. „Ich wurde bei dem Rektor ein Malzmacher, Branntweinbrenner, Pfeffer- und Heringskrämer.“ Neben dem Darrofen legte sich jedoch der Jüngling platt auf die Erde und studirte so die lateinische Grammatik und andere Bücher oder betete.

Bis in sein 17. Jahr brachte St. Schultz in dieser Weise seine Zeit zu. Dann hielt er dem Rektor sein Versprechen vor und derselbe erbot sich nun, ihn „einen Kammacher“ werden zu lassen. „So wird Gott helfen“, antwortete kurz und entschieden der Jüngling und ging in seine Schlafkammer. Hier überlegte er, was er jetzt thun solle. Er hatte einmal von einer Armenschule in Stolpe gehört, dorthin wollte er gern kommen. Der Pastor in Bütow, an den er sich deshalb wandte, versprach ihm, an den Rektor jener Schule seinetwegen zu schreiben. In-
dess aber kam ein Stolpe'scher Kaufmann durch Bütow. Er bat denselben, ihn und seine wenige Habe mitzunehmen. Der Fuhrmann wollte es für 8 Groschen thun, Schultz aber hatte nur 9 Dreier, die bot er dem Fuhrmann an, und derselbe liess sich

an den wenigen Pfennigen genügen. Darauf meldete er dem Pastor sein Abkommen. Derselbe war bestürzt, dass Schultz die Antwort aus Stolpe nicht abgewartet hatte, gab ihm aber seinen Segen auf den Weg und schenkte seinem Schützlinge auch einen Mantel. So ging es auf die Reise.

Von diesem Augenblicke an ebneten sich alle Wege für den Jüngling. Unterwegs theilte der Fuhrmann mit dem Darbenden sein Brot und seinen Käse. Der Besitzer des Wagens aber, der Stolpe'sche Kaufmann fand an dem jungen Menschen ein Wohlgefallen und erlaubte ihm, statt neben dem Wagen einherzugehen, in demselben Platz zu nehmen, gab ihm dann, in Stolpe angelangt, wöchentlich einen Tisch in seinem Hause und sandte ihn, mit einem Billet von sich versehen, zu dem Rektor. Dieser war erschrocken, als der Jüngling plötzlich vor ihm stand, machte ihm allerlei Vorwürfe, rechnete ihm vor, was der Unterhalt auf der Schule koste und frug ihn, was er denn thun wolle, um die Geldmittel zu beschaffen, die nöthig seien, damit er sein Ziel erreiche. Da streckte Schultz seine Hände zum Himmel und sprach: „Der Gott, welcher Himmel und Erde gemacht hat, wird auch noch ein paar Pfennige für mich übrig haben, mich studiren zu lassen“ — und der Rektor war entwaffnet. Er prüfte ihn und wies ihn in die dritte Klasse, griff nun aber auch zu, damit sein Bleiben am Ort ermöglicht würde; und im Laufe einer Woche war für den Mittagstisch des neuen Gymnasiasten, für seine Wohnung, Kleidung und Bücher vollständig gesorgt. Privatunterricht, den man ihm anvertraute, brachte ihm einiges Geld und so lebte er schliesslich auf dem Gymnasium in ganz behaglichen Verhältnissen.

Diese Gnadenführungen Gottes machten auf Schultz einen tiefen Eindruck und er war ernstlich bestrebt, nicht bloss in weltlichem Wissen, sondern auch in der Frömmigkeit zu wachsen. Den Spott, welchen er dafür von seinen Mitschülern zu ertragen hatte, achtete er nicht, viel schwerer waren ihm geistliche Anfechtungen, welche er in einer für sein Alter völlig ungewöhnlichen Weise erfuhr. 1732 befiel ihn ein hitziges Fieber, so dass er sein Ende nahe glaubte und das Abendmahl nahm, aber er durfte noch einmal genesen. Bald darauf besuchte er einmal seine damals noch in Wirzisk wohnenden Eltern, und der Jüngling hielt daselbst auf Vieler Bitten in einer Stube eine Predigt. Als aber die Katholiken das erfuhren, wollten sie ihn als Prädi-

kanten dem Gefängniss überliefern, und nur schleuniger Flucht hatte er seine Rettung zu verdanken. Dem Jüngling, welcher dies Alles in Stolpe mittheilte, bot man dort das Bürgerrecht für seine Eltern an und überwies denselben, als sie gern dem Rufe folgend übersiedelten, ein Wohnhaus an, das mit dem Nöthigen wohl versehen war.

1733 konnte Schultz die Universität beziehen. Er ging nach Königsberg, wo ihm Professor Salthenius freie Station gewährte, wofür er von Schultz nur forderte, dass er zwei hebräische Stunden am Kniphofschcn Gymnasium gäbe. Mehreren Studenten hielt er daneben privatim ein hebräisches Colleg, und die Professoren baten ihn, seine Studien dahin zu richten, dass er Docent an der Universität würde.

In dieser Zeit aber las er einige der Callenberg'schen Berichte und dieselben wurden ihm so wichtig, dass er beschloss, Magister auf der Universität zu werden und sich durch Vorlesungen eine Summe zu erwerben, die hinreichte, um hernach Missionsreisen unter den Juden zu unternehmen. Dass also der Vorschlag des Professor Salthenius, beim Institutum einzutreten, angenommen wurde, ist sehr erklärlich.

22 Jahre alt, begab sich dann St. Schultz am 29. Mai 1736 mit Widmann und Manitius zu einer Probereise auf die Wanderung. Der körperlich elende Mensch, der nun noch dazu sein schweres Wanderbündel tragen musste, sah aus, als werde er bei den ersten Schritten zusammenbrechen; aber seine Kraft wuchs mit jedem Tage und trotzte den grossen Strapazen, welche die Wanderung in den jetzt russischen Ostseeprovinzen mit sich brachte. Eines Abends geriethen alle drei Wanderer ins Wasser. Uberschwemmungen hatten das ganze Gebiet vor ihnen in einen See umgewandelt. Zurück wollten sie nicht und so blieb ihnen nichts übrig, als sich auszukleiden, die Sachen zusammenzubinden, sie auf den Kopf zu nehmen und, im hellen Mondlicht nach vorn hin schauend, schwimmend ihrem Ziele zuzusteuern. Um 1 Uhr landeten sie auf trockener Erde und erreichten das Haus, das sie aus der Ferne her erblickt hatten. „Brot, wie aus purer Streu gebacken und in warme Milch getaucht, war die Hauptnahrung“, selten trat „ein wenig gedörirtes Fleisch“ hinzu. Aber die Freudigkeit an der Arbeit litt darunter nicht. Schultz fand reiche Gelegenheit zu Zeugnissen unter den Juden und nur das hatte er gesucht, die Beschwerden achtete er nicht und war

nun vielmehr bereit, sobald er zu beständiger Arbeit in diesem Missionswerk berufen würde, sogleich zu folgen.

Von 1737—1739 wirkte er dann noch einmal wieder in Königsberg als Prediger am Zuchthause und als Lehrer am Fridericianum. Seine Gesundheit hatte sich inzwischen gekräftigt. Jetzt gelangte aber mehrfach der Ruf an ihn, ein Pfarramt zu übernehmen und gerade, als er im November 1739 die Aufforderung aus Halle erhielt, sich von Neuem dem Missionsberuf zu widmen, erging an den erst 25jährigen jungen Theologen der Antrag, die bedeutende und einträgliche Superintendentur in Stallupönen zu übernehmen. Man hielt ihm denn auch vor, dass er die Pflicht habe, es wohl zu erwägen, ob er eine so wichtige Stelle ausschlagen dürfe, und so antwortete er, dass er selbst in dieser Sache nicht entscheiden wolle. Er erklärte sich bereit, der theologischen Facultät, die besonders in ihn drang, jenes Amt zu übernehmen, zu gehorchen, wenn dieselbe ihm seine Bedenken nehmen könne. Er wolle die Sache nur der Facultät so vorstellen, wie sie liege, und das that er in fünf Punkten, jene Körperschaft aber solle alsdann den Entscheid geben. Er schrieb: „Wenn Gott an jenem Tage mich fragen möchte:

1. Habe ich nicht von Kindesbeinen an dir einen Trieb gegeben, den Juden den Weg des Heils zu zeigen? so würde ich antworten: Ja, Herr!

2. Habe ich dir nicht auf der Probereise vor 3 Jahren gezeigt, dass ich dir Tüchtigkeit geben könnte zu arbeiten? so würde ich antworten: Ja, Herr!

3. Habe ich dir nicht zu erkennen gegeben, dass die Ernte der Juden gross und der Arbeiter aber wenige seien? so würde ich wieder antworten: Ja, Herr!

4. Habe ich dir nicht gezeigt, dass du auf der Probereise manchen guten Eingang bei den Juden hattest und dass du bei fernerer Reise und grösserer Uebung hättest weiteren Eingang haben können? Ich würde wiederum antworten: Ja, Herr!

Und wenn endlich

5. dann der Herr mich fragen würde: Warum bist du dem ergangenen Rufe nicht gefolgt? so würde ich die hochwürdige theologische Facultät antworten lassen.“

Darauf sagten Alle: „Nein, das wollen wir nicht verantworten, gehe er in Gottes Namen“, segneten mich und liessen mich ziehen.“

Auf seiner Reise nach Halle ging er über Stolpe, wo er von seiner verwittweten Mutter noch den Segen für das neue Amt empfing, und über Berlin. Hier besuchte er den Pastor Woltersdorf an der Georgenkirche. Er frug die Kinder desselben, ob sie wohl Lust zum Reisen hätten? Der 9jährige Albert Friedrich antwortete: „Warum nicht, wenn es Gottes Wille ist?“ 10 Jahre später trat derselbe in das Institutum ein und begleitete Schultz auf dessen Missionsreisen nach dem Orient als jugendlicher Mitarbeiter.

Anfang 1740 verliess dann Schultz Halle, um in Begleitung von Manitus Missionswanderungen zu unternehmen.

Da es der Plan des Institutum war, dass womöglich überall die Juden einmal durch die Sendboten desselben aufgesucht werden sollten, galt es für dieselben auch manche fremde Sprache zu lernen. Schultz hatte ein angeborenes Sprachentalent und brachte es ausser seiner deutschen und polnischen Muttersprache auch zum Sprechen im Lateinischen, Alt- und Neugriechischen, Hebräischen und Rabbinischen, Englischen, Französischen, Holländischen, Italienischen, Illyrischen, Türkischen, Arabischen, Syrischen, Persischen, Armenischen, Koptischen und der Lingua franca des Morgenlandes. Theils während der Zeit, welche er vorübergehend in Halle zubrachte, theils auf seinen Reisen erlernte er diese Sprachen. In 3 bis 4 Monaten hatte er z. B. das Türkische bemeistert. Am Tage zog er missionirend umher und des Nachts finden wir ihn dann oft über einer neuen Sprache studierend.

Im Bayerischen traf er einmal unter einer Anzahl von Juden einen polnischen Rabbi. Das Zeugniß des Missionars von der Busse und dem Glauben war dem Manne unangenehm, und er stellte sich desshalb an, als ob er von der ganzen Unterhaltung nichts verstünde. Plötzlich redete Schultz ihn an, der Rabbi aber entschuldigte sich in polnischer Sprache, dass er deutsch nicht verstehe. Da setzte Schultz die Unterhaltung polnisch fort, der Rabbi aber suchte dem Gespräch damit ein Ende zu machen, dass er rabbinisch zu reden begann; aber auch hierin folgte ihm der Missionar. In grösster Verlegenheit wechselte nun der Jude fortwährend zwischen den drei Sprachen, aber Schultz hielt mit ihm gleichen Schritt, bis der Rabbi die Waffen streckte und jetzt bereitwillig die ihm von Schultz angebotenen Missionschriften annahm.

Gewöhnlich waren es die Wintermonate, welche eine Unterbrechung des Reisewerkes herbeiführten. Setzte nun Schultz während dieser Zeit seine sprachlichen und theologischen Studien fort, so beschränkte er sich jedoch darauf nicht, sondern hielt, mehrfach geäußerten Wünschen entsprechend, auch Vorlesungen an der Universität in Halle über arabische Sprache, die muhamedanische Religion, rabbinische und griechische Sprache, über einige alt- und neutestamentliche Bücher und ein syrisches über das Evangelium des Matthäus, so dass es wohl erklärlich ist, wenn ihm zuerst in Königsberg und hernach noch mehrfach Universitätsprofessuren für die orientalischen Sprachen angetragen wurden.

Missionierend durchzog Schultz dann von 1740 bis 1741 das westliche und südliche Deutschland, 1742 Nordwestdeutschland, Holstein, Schleswig und Dänemark, 1743 Norddeutschland und Preussen, 1744 Süddeutschland und die Schweiz, 1745 einige Theile Deutschlands, Schweden und Theile des heutigen Russlands, 1746 zog er von Königsberg bis zum Rhein, 1747 bereiste er Polen, Schlesien und Ungarn, 1748 Dänemark, 1749 Holland, England, hernach Süddeutschland und kam bis Venedig, 1750 Italien bis nach Rom hin, die Schweiz und Süddeutschland, 1751 Elsass und Baden, 1752 Oesterreich, Italien, die Türkei und Klein-Asien, 1753 die Türkei, Klein-Asien und Aegypten, 1754 Palästina und kam bis Aleppo, 1755 den Lybanon, Syrien und die Inseln Klein-Asiens, 1756 kehrte er nach Halle zurück.

Der Tod seines Collegen Woltersdorf beschleunigte seine Rückkehr. Der ursprüngliche Plan aber war gewesen, dass die Missionare, um gewissermassen eine Forschungsreise, die feststellen sollte, wie weit Juden wohnten und wo überall also die Arbeit an denselben nöthig wäre, auszuführen, von Palästina durch Syrien nach Armenien und weiter durch Mittelasien bis nach China, von dort zurück über Ispahan in Persien und über Bagdad den Euphrat und Tigris hinunter nach Balsora gehen, von hier die indischen Küsten Madras und Coromandel besuchen und durch das Rothe Meer nach Abessinien übersetzen sollten. Von Abessinien war es ins Auge gefasst, den Rückweg über Aegypten nach Jerusalem zu nehmen, von dort zu Schiff nach Italien zu gehen, Frankreich und Spanien zu besuchen und von hier aus nach Amerika überzusetzen. Die Rückkehr nach Halle sollte dann zuletzt über England geschehen.

So sollte denn praktisch der Anfang mit der Ausführung des Planes, die ganze Judenschaft der Welt in den Bereich der Missionswirksamkeit zu ziehen, gemacht werden. Die Reisen nach Asien und Afrika sollten zunächst einen orientirenden Charakter tragen und die Möglichkeit einer Missionswirksamkeit daselbst feststellen. Abenteuererei lag hierbei Niemandem ferner als dem prosaischen Callenberg. Schon in früherer Zeit hatte ja der Professor die weiteste Ausdehnung der Missionsreisen ins Auge gefasst, weil ihn sein scharfes Missionspflichtgefühl hierzu bestimmte. Aber dass nun der Plan in jenem grossen Umfange, wie es oben bezeichnet worden ist, zur Ausführung kam, ist wesentlich dem Einflusse von St. Schultz zu danken. Callenberg hatte sich, als Schultz ihm den dahin zielenden Vorschlag machte, anfangs gegen denselben gesträubt, weil er nach den Erfahrungen in Böhmen für seine Missionare bangte. Aber die Freudigkeit von Schultz und der Hinweis desselben, dass alle seine früheren Reisen glücklich abgelaufen seien, überwand hernach seine Bedenken und er gab dann freudig seine Zustimmung zu einer Missionsreise in so grosser Ausdehnung.

Die Reise sollte übrigens nicht bloss den Juden gelten, sondern, der Grundidee des Institutum entsprechend, auch den Muhammedanern und orientalischen Christen zugute kommen; und eben daher ist es geschehen, dass auch Gegenden, in denen nur wenige Juden, dafür aber desto mehr Muhammedaner und orientalischen Christen wohnten, in das Programm dieser Reise mit aufgenommen wurden. Die Berichte der Missionare von der fraglichen Reise enthalten dem entsprechend auch viele Mittheilungen, welche die Muhammedaner und orientalischen Christen betreffen.

Die Armseligkeit der zur Ausführung eines solchen Unternehmens zu Gebote stehenden Mittel macht dasselbe um so bewunderungswürdiger, und an der Geringfügigkeit dieser Mittel ist es denn auch nicht gescheitert. Ausgeführt wurde ja vielmehr der oben erwähnte Plan zu einem bedeutenden Theile, und lediglich der Heimgang von Woltersdorf verhinderte es, dass er nicht noch weiter ins Werk gesetzt werden konnte. Damit ist aber zugleich für alle Zeiten der Judenmission der Beweis geliefert worden, was geleistet werden kann, wenn die rechten Leute sie in die Hand nehmen und in ihr verwandt werden. Schultz war

jedesfalls der Mann, mit welchem alle Aufgaben der Judenmission ausgerichtet werden konnten.

Wie seine Genossen, aber mit einer alle anderen überragenden Begabung trat er überall an die Juden heran. Besonders gern lenkte er seine Schritte zu den Synagogen hin, und es wurde dies damals von den Juden für gewöhnlich nicht so übel empfunden wie heutiges Tages. In der Synagoge schlug er den biblischen Tagesabschnitt auf und sah dann bald Schaaren von Juden um sich versammelt. In Mitau legte er dem sogenannten jüdischen Landtage die Tageslektion aus und sprach nach Anleitung derselben über den Weg der Busse und des Glaubens. „Mit einer Predigt habe ich so in das ganze Land hineingearbeitet.“ In einer Londoner Synagoge sahen ihn die Juden den an der Reihe befindlichen Abschnitt aufschlagen. Der Vorsteher frug ihn: „Woher weiss der Herr die Schrift?“ Schultz antwortete: „Woher vergasst ihr die Schrift?“ Die unerwartete Antwort machte alle begierig von dem Fremden mehr zu hören. Sie baton ihn, einige ihrer Fragen über den vorliegenden Text zu beantworten. „Warum ruft der Herr im ersten Verse desselben Himmel und Erde auf?“ Schultz entgegenete: „Weil ihr eure Ohren verstopft und zwar mit Lumpen oder Kleidern oder Kupfer, Blei, Zinn, Geldwechselln und dergleichen.“ So ging es weiter; die einen waren voller Empörung, die anderen fühlten sich ungemein angeregt, so dass man den Missionar zuletzt frug, woher er denn die Schrift so gut verstünde? Schultz antwortete ihnen: „Darum weil der Messias oder seine Boten die Lehre vom Leben unter die Völker gebracht haben, Jesaia 49, 1—6.“ Und hiernach durfte er, während alle schweigend zuhörten, ihnen das Evangelium vom Messias Jesus Christus ausführlich verkündigen. Aehnliches erlebte Schultz wiederholt in Synagogen. Der Vorsteher in Rheda (Westfalen) gebot gradeswegs allen anwesenden Juden Stille, damit der Missionar ununterbrochen sein Zeugniß in ihrer Mitte ablegen könne.

Die Juden vom Talmud auf den Boden des Alten Testaments zurückzuführen, um ihnen von diesem her das Verständniß des Neuen Testaments zu erwecken, erklärte St. Schultz z. B. dem Grafen Zaluski in Warschau als die erste seiner Aufgaben. In den Gesprächen mit den Juden gälte es dann vor allem, ihnen durch das Alte Testament den Ernst der Heiligkeit Gottes zu Gemüthe zu führen, im Uebrigen aber je nach den Umständen

die Gelegenheit zu benützen, um die Seelen auf das eine Nothwendige hinzuweisen. Und Schultz besass hierfür eine seltene Gabe. Verstand, Herz und Gewissen wusste er in gleicher Weise zu erreichen, und nicht leicht ging ein Jude, der ihm begegnete, von dannen, ohne dass er ihm, selbst wenn er es oft nur mit einem Worte hatte thun können, einen Haken ins Herz geworfen hätte.

Die Umstände des Augenblicks wusste dieser Missionar in seltener Weise zu benützen. Bei einem jüdischen Kaufmann in Krakau kaufte er einen Flor und kam mit ihm in ein Gespräch, welches schliesslich zu der Frage führte, was er denn habe, um mit Gott versöhnt zu werden? Da der Missionar dem Manne alle seine Versöhnungsmittel zu Schanden machte, berief sich derselbe schliesslich auf die Herlesung der Opfergebete in der Synagoge, welche ihrem Volke dieselbe Sühnung gewähre, die ihm sonst die wirklich dargebrachten Opfer eingetragen hätten. Schultz frug hierauf nach dem Preise des Flors, und als ihm 50 Kreuzer genannt waren, schrieb er diese Summe auf eine Tafel, las etwa zehnmal die Worte „50 Kreuzer kostet der Flor“ her und schickte sich dann an, den Laden zu verlassen. Der Kaufmann jedoch hielt ihn zurück und forderte Bezahlung; Schultz antwortete ihm, dass er ihm ja die Summe vorgelesen und ihn also bezahlt habe. Da fühlte sich der Jude beschämt und liess sich nun nach Jesaia 53 auf das rechte Opfer hinweisen, welches die wahre Zahlung für seine Sünden geleistet habe.

Die Einwürfe der Juden wusste er mit eben so vieler Wahrheit und Gerechtigkeit als Ueberzeugungskraft zu beantworten und von den Menschen führte er sie stets zu Jesu hin, den er ihnen in der lebendigsten Weise vor die Augen und vor das Gewissen stellte. Dabei besass Schultz eine merkwürdige Kraft die Geister zu beherrschen; ja er war es so gewöhnt, sie in seine Bahnen hinein zu leiten, dass er im späteren Leben etwas Herrisches und Rechthaberisches annahm. Er ist hierdurch seinen Amtsgenossen wie den Missionaren, welche während seines Direktoriums im Institutum unter ihm standen, oft recht schwer geworden.

Die Zukunft des Volkes Israel in der Weiterentwicklung des Reiches Gottes liessen weder Callenberg noch seine Missionare in ihrem Werke besonders hervortreten oder sich von derselben in ihrer Wirksamkeit bestimmen, wiewohl sie sich zu der Lehre der Schrift von derselben durchaus nicht ablehnend verhielten.

Nur Widmann wurde von dem Gedanken an die Massenbekehrung der Juden praktisch beeinflusst und Missionar Bennewitz durch die Erwartung des tausendjährigen Reiches verwirrt, so dass er an der Mission verzweifelte, weil dieselbe seine chiliastischen Hoffnungen nicht erfüllte. Sonst verlor man im Institutum nie die Nüchternheit über der Lehre vom Ende und wusste sie doch recht zu verwerthen. „Auf Hoffnung Gefangene“ nennt Schultz die Juden gern und redete von der letzten Bekehrung des jüdischen Volkes mit rechter Bewegung seines Herzens. Einem grossen Kreise von Juden in Polen legte er auf ihre Frage nach der Zukunft der Juden dieselbe in ergreifender Weise nach der Schrift dar, indem er ihnen zuerst auseinandersetzte, wie es ihnen bisher ergangen sei, sodann, wie es ihnen jetzt ergehe, und endlich, wie es ihnen hernach ergehen werde. „Ja, es ist alles so gekommen“, hatten die Juden bekannt, als sie die Worte von Schultz über ihre Vergangenheit und Gegenwart vernommen hatten, und sie drängten sich nun begierig zusammen, um zu hören, was er ihnen weiter von ihrer Zukunft verkündigen werde. Das that Schultz nach Moses und den Propheten: „Wenn über euch die Flüche kommen werden, so werdet ihr in euren Herzen einkehren, und wenn ihr die Ursache des Elends sucht, werdet ihr sie finden. Dann werden die Kinder Israel umkehren und den Herrn, ihren Gott und ihren König suchen und zu der Güte des Herrn mit Furcht und Zittern kommen. Ihr werdet anfangen eure Schmach zu tragen und nicht mehr sagen „wir haben Recht gehabt“, sondern mit Weinen und Heulen kommen und zu dem Herrn aus dem grossen Feuer der Trübsal wie aus der Tiefe rufen. Ihr werdet auf den sehen, den eure Väter und ihr selbst durchstochen habt. Gott aber wird dann über euch den Geist der Gnade und der Abbitte ergiessen; er wird das steinere Herz von euch nehmen und euch ein fleischernes Herz geben. Das übriggebliebene Theil von euch wird er ins Feuer führen und es läutern wie Silber und prüfen wie Gold und euer unbeschnittenes Herz wird sich demüthigen. So werdet ihr sehen das Zeichen des Menschensohnes und werdet euch zu ihm nahen; er aber wird euch, wie er zugesagt, die Gnaden Davids empfangen lassen; die Todtengebeine werden leben, und der Davidssohn wird einen ewigen Bund des Friedens mit euch aufrichten.“

Guten Muths und dankbaren Herzens verrichtete dazu Schultz sein schweres Missionsamt. Einem Professor in Leer,

der ihn um der Beschwerlichkeit seines Berufes willen bedauerte, antwortete er, dass die Wagschale der Annehmlichkeiten in demselben die der Beschwerlichkeiten weit überwiege. Kämen auf die letztere immerhin: die Armuth, welche ihnen auferlegt sei, das Wandern zu Fuss durch Dick und Dünn, über Berg und Thal, über Stock und Stein, oft in nassen Kleidern und durch grundlose Wege; das schlechte Lager, das man für sie, die armselig aussehenden Menschen oft nur übrig haben wolle; der hungrige Magen, wenn das Geld knapp geworden sei; die rohe Behandlung durch die Polizei, welche sie oft für Vagabunden oder Bettelstudenten ansehe; die Unterredungen bis in die tiefe Nacht hinein, so dass der müde Leib zuletzt seinen Dienst völlig versagen wolle; endlich Schmach und Hohn, Spott und Schläge, Gefahr zu Wasser und zu Lande, unter Mördern und auch wohl unter falschen Brüdern; der Aufruhr unter den Juden und das innere Leid, welches ihr Beruf mit sich bringe — so müsse er auf der andern Seite aber wieder geltend machen: bei der armen Gestalt und dem wenigen Gelde seien auch weniger Sorgen, und der Eingang sowohl bei Juden als bei Christen leichter; mit den Leiden für Jesum verbinde sich auch der Sieg desselben; und hielte das alles schon dem Unangenehmen das Gleichgewicht, so steige die Wagschale der Annehmlichkeiten sofort, wenn er das Vergnügen bedenke, Land und Leute von allerlei Art, die anderen nur durch Bücher bekannt seien, persönlich kennen lernen zu dürfen; dazu mit so vielen Tausenden aus allen Kirchen und in allen Theilen der Erde sich eins zu sehen in dem Glauben an denselben Jesus; das Wort Gottes an grossen und kleinen Orten, in Kirchen und Schulen, bezeugen zu können; und endlich die selige Lust, eine Saat unter den Juden auszusäen, die ihre Ernte an dem grossen Tage, der alles offenbart, auch einmal sichtbar zeigen werde.

Eine höchst praktisch angelegte Natur wusste sich Schultz auch in den schwierigsten Lagen zu helfen. Durch seine medizinischen Kenntnisse verschaffte er sich besonders im Orient oft auf die leichteste Weise den Eingang bei den Leuten. Die Sicherheit und Ruhe seines Glaubens führte wiederholt auf Seefahrten die bei heftigen Stürmen verzweifelte Schiffsmannschaft zur Besonnenheit zurück und rettete einmal alle vom Schiffbruch, als der Kapitän bereits völlig den Kopf verloren hatte.

Unter katholischen, griechischen und orientalischen Christen wie unter Muhammedanern wusste er durch seine ruhige Klarheit dem evangelischen Zeugnisse oft Gehör zu verschaffen. Er verleugnete nie den Lutheraner, aber im Missionsberufe, der ihn unter so viele Andersgläubige geführt hatte, war es ihm zur Regel geworden: „Mit gegenseitigen Religionsparteien unter den Christen muss man nicht mit ketzermacherischen Disputationen handeln, sondern mit der Wahrheit, die in Christo ist, und doch braucht man dabei nicht indifferent zu sein. Der rechtmässige Eifer für die wahre Religion, die in dem Worte Gottes allein gegründet ist, kann bis aufs Blut vertheidigt, aber die Liebe gegen die Irrenden und in der Hauptsache, der Versöhnung Christi Stehenden muss nicht geschwächt werden.“

Zwar misshandelte ihn einmal ein Franzose, dessen Knechten er ein evangelisches Buch gegeben hatte, aber Fälle dieser Art waren die Ausnahme. Er hat mit vielen katholischen Geistlichen eingehende Besprechungen über die Fragen des Glaubens gehabt und bei ihnen gewöhnlich grosse Theilnahme für sein Werk gefunden. Der armenische Patriarch in Constantinopel wurde für ihn so eingenommen, dass er ihm einen Empfehlungsbrief an den Patriarchen in Jerusalem mitgab. Aehnliches erlebte er mit griechischen, nestorianischen und abessinischen Würdenträgern, und Muhammedaner haben sich vielfach von ihm ruhig das Evangelium predigen lassen.

Im lebendigen Gebetsumgange mit Gott hat er stets von Neuem die Kraft, um sein viele Ausdauer, Geduld, Muth, Kraft und Weisheit forderndes Werk auszuführen, gefunden. Ihm war die Gabe des Glaubens in seltenem Maasse geschenkt und so hat er denn auch ganz wunderbare Gebetserhörungen erlebt. Kurz, Dr. Kalkar sagt mit gutem Recht in seiner 2. Auflage von „Israel og Kerken“ S. 231, dass keiner von allen Judenmissionaren so viele Vergleichungspunkte mit dem Apostel Paulus bietet als Stephan Schultz. 2. Corinther 11, 23—33 ist in der That fast völlig auch auf diesen Missionar anzuwenden.

Mit welchen Entbehrungen er oft zu kämpfen hatte, wird klar werden, wenn der Thatsache Erwähnung geschieht, dass er und seine Gefährten während ihrer Reise in Lithauen und Polen stets einen Topf mit Grütze und Brot bei sich tragen mussten, weil sie sonst oft nichts zu essen gehabt hätten.

An der ungarischen Grenze wurden er und sein Genosse visitirt. Die jüdischen, arabischen, türkischen und griechischen Bücher, welche die Missionare mit sich führten, erschienen als eine gefährliche Waare, und die Beiden wurden arretirt. Ein baumstarker Mensch trieb sie mit einem Knittel meilenweit vor sich her und sperrte sie dann des Abends in eine polnische Hütte ein, die keinen Ofen besass, sondern durch ein auf der Erde angezündetes Feuer erwärmt wurde. Der Rauch, welcher von diesem Feuer aufstieg, erfüllte den ganzen Raum und drohte die Missionare zu ersticken. 40 Stunden brachten beide hustend in dieser Weise zu. Trotzdem begann Schultz mit den Kindern des Besitzers der Hütte ein Gespräch und redete ihnen so zu Herzen, dass es auch die Wirthsleute ergriff und sie den Gefangenen etwas zu essen vorsetzten.

Am nächsten Tage ging die Wanderung weiter. Auf den Begleiter hatte die ganze Art und Weise der Missionare nun doch einen Eindruck gemacht, und er nahm schliesslich von ihnen nicht Abschied, als bis sie die Hände auf sein Haupt gelegt und über ihn die Absolution im Namen des dreieinigen Gottes gesprochen hatten. Der Richter, vor welchen sie dann geführt wurden, erkannte sogleich die Thorheit derer, welche die Beiden gefangen genommen hatten, und entliess sie mit grosser Freundlichkeit. Doch nicht immer verliefen die Dinge so gut. Dafür, dass Schultz in Pressburg unter strömendem Regen am Thore stehend, schnellere Erledigung seiner Passuntersuchung forderte, erhielt er von der Wache einen Schlag über den Kopf, der ihm eine tiefe Wunde verursachte; und als er sich darüber beschwerte, antwortete ihm der Vorgesetzte: „daran ist nicht viel gelegen“. Der weitere Versuch von Schultz, sein Recht zu behaupten, bekam ihm noch übler, denn er wurde nun in ein finsternes Loch gesperrt. Hierdurch unerschüttert, liess er sich ein Licht kaufen, und las dann sofort den die Wache haltenden Soldaten die Schriftstelle vor: „in deinem Licht sehen wir das Licht“ und setzte ihnen den Unterschied von Kindern des Lichtes und der Finsterniss auseinander. Beschämt schlich sich einer der Soldaten von dannen, um dem Missionar Bennewitz, der in die Stadt gegangen war, mitzuthemen, wo Schultz sich befände. Noch rechtzeitig kam derselbe mit einem evangelischen Stadtgeistlichen, dessen Hilfe er rasch angerufen hatte, herbei und befreite den Freund aus dem Gefängnis und von 30 Knutenhieben, die er

soeben erhalten sollte. Unmittelbar darauf aber finden wir Schultz mit seiner Kopfwunde draussen stehen und sich mit 2 Jesuiten lebhaft über religiöse Dinge besprechen.

Die Reihe der Fälle, in denen er Todesgefahr zu bestehen hatte, ist eine stattliche. In Polen wurde er mit seinem Gefährten von berittenen Räubern überfallen und allein auf ganz wunderbare Weise errettet. Ebenso entkam er allein mit genauer Noth aus einer Mörderhöhle in Lublin (Polen) und fast wäre er im Adriatischen Meere ertrunken. 1752 sagte er dem holländischen Gesandten in Konstantinopel, dass ihn Gott aus mehr als 20 Lebensgefahren errettet habe.

Mitten in der Arbeit, die er unter solchen Nöthen und Gefahren that, erhielt er 1745 den Ruf an die Universität Königsberg als Professor der Theologie, aber er schlug ihn aus, damit das Callenberg'sche Institutum nicht ohne Arbeiter wäre. Ebenso lehnte er Pfarrstellen in Nürnberg, Smyrna und im Haag und eine Professur an der neu zu errichtenden Universität Bützow (Mecklenburg) ab. Er wusste hoch und niedrig zu sein. 1749 wollte ihn und seinen Gefährten der Thorschreiber in Darmstadt nicht einlassen und bot die Wache gegen die beiden Vagabunden auf. Dann aber verliessen die Missionare die Stadt im Wagen eines Prinzen, und die Wache trat hierbei vor ihnen ins Gewehr. Schultz aber setzt, indem er dies mittheilt, hinzu: „Bei überflüssigen Wohlthaten nicht hochmüthig und bei Mangel nicht niederträchtig zu sein, ist eine Kunst, die allein das wahre Christenthum lehrt“. Er hat sie verstanden und hat sie treulich geübt.

Im Oktober 1756 kehrte Schultz nach 4 1/2-jähriger Abwesenheit von seiner orientalischen Reise, auf welcher er seinen lieben Gefährten Woltersdorf verloren hatte, nach Halle zurück. Auf den Wunsch Callenberg's wirkte er dann ein Jahr lang auf der dortigen Universität. Um diese Zeit wurde ihm das Oberdiakonat an der Ulrichskirche in Halle angeboten. Callenberg, welcher seine Kräfte abnehmen fühlte, bat ihn, diese Stelle anzunehmen, damit er ihm am Institutum behilflich sein könne, und Schultz that es. In seinem Predigtamt sammelte er dann um sich eine grosse Gemeinde. Aber die aus dem Missionsberufe her gewöhnte Freiheit und die Selbständigkeit seines Charakters, welche ihn dazu führten, sich manche Willkür zu erlauben, liessen ihn mehrfach die engen Grenzen, welche das Pfarramt jener Zeit zog,

überschreiten, so dass er wiederholt in Streitigkeiten mit seinen Amtsgenossen, die über Eingriffe in ihr Amt klagten, verwickelt wurde, und einige Zeit hindurch die Stimmung der Collegen an der Kirche gegen ihn eine ziemlich erregte war.

1760 verlieh ihm die theologische Facultät der Halle'schen Universität die Magisterwürde, und nach dem im Jahre 1760 erfolgten Tod Callenbergs übernahm er das Direktorat des Institutum, nachdem Professor Knapp dasselbe abgelehnt hatte. Callenberg bestimmte aber, dass sein Sohn Adjunctus von Schultz in der Verwaltung des Institutum würde. Die Zwistigkeiten zwischen Schultz und den Amtsgenossen im Pfarramt scheinen den ängstlichen Callenberg sehr bedrückt und mit der Furcht erfüllt zu haben, dass Schultz als Direktor des Institutum zu sehr seinem eigenen Kopfe folgen werde.

Im Jahre 1765 verheirathete sich Schultz mit Margaretha Barbara Birkmann, einer Tochter des Seniors zu St. Aegidien in Nürnberg. Dieselbe war eine zweimal gekrönte Dichterin und eine gelehrte Frau, welche ihren Mann in seinen Arbeiten auf's trefflichste unterstützte, verstand sie doch selbst die Grundsprachen der Bibel. Die Ehe blieb kinderlos.

Ueber die Frucht der Missionsarbeit von St. Schultz wird nachher die Rede sein, wenn die Erfolge, welche die Wirksamkeit des Institutum überhaupt erzielt hat, besprochen werden. Die direktoriale Thätigkeit von Schultz an der Anstalt fällt erst in die zweite Hälfte des Jahrhunderts und wird also auch erst dann behandelt werden müssen.

Nie aber wohl seit der Apostel Tagen wurde ein Judemissionar so weit unter Juden und Christen bekannt als Stephan Schultz. Noch später, nachdem er den Missionsdienst verlassen hatte, finden wir ihn im Briefwechsel mit Juden, denen er auf seinen Reisen begegnet war. Und unter den Christen jener Zeit hat er weithin ein reges Missionsinteresse geweckt. Die bedeutendsten Persönlichkeiten verkehrten mit ihm. Von den 5 Theilen seiner „Leitungen des Höchsten“ durfte er den ersten der Gemahlin Friedrich des Grossen, Königin Elisabeth Christine von Preussen widmen, den zweiten der Königin Luise Ulrike von Schweden, den dritten der Markgräfin Luise Karoline von Baden-Durlach, den vierten dem Fürsten Karl Georg Leberecht von Anhalt-Cöthen, und den fünften dem dänischen Staatsminister Grafen von Bernsdorf.

Als Prediger und Docent suchte er auch später das Missionsinteresse besonders in Halle rege zu erhalten. Seine Vorlesungen waren zahlreich besucht, noch 1775 las er ein Collegium anti-judaicum, ein jüdisch-deutsches und ein Judaico-Scriptorium mit vielem Beifall.

Die Literatur des Institutum hat er nicht wesentlich vermehrt. Vielfach wurde sein hebräisches Sendschreiben an die Juden „Von der geistlichen Pilgrimschaft“ verbreitet, besonders aber haben seine „Leitungen des Höchsten“ die Kenntniss der Mission des Institutum bis in die Gegenwart hineingetragen. Er starb, nachdem seine Kräfte zuletzt völlig gesunken waren, den 13. Dezember 1776 am Marasmus senilis in einem Alter von 62 Jahren 10 Monaten.

Die Mission der heutigen Tage aber empfängt noch immer kräftige Anregung durch das lebendige Andenken an die Missions-thätigkeit dieses Mannes; sein Einfluss ist in der That auf dem Missionsgebiete noch heute ein fortwirkender und hat alle Aussicht, in der Folgezeit des ferneren zu wachsen.

i. Zur weiteren Geschichte des Institutum.

Im Jahre 1735 forderte Callenberg den damals in Halle studirenden Johann Caspar Horst aus dem hessischen Alsleben auf, als Mitarbeiter in das Institutum einzutreten. Nach einjähriger treuer Wirksamkeit in demselben wurde er aber auf die Bitte des Direktors der darmstädtischen Proselytenanstalt, Johann Philipp Fresenius, diesem von Callenberg überlassen. Nach Auflösung dieser Anstalt hat Horst dann zunächst als Lehrer in Lindheim amtirt und hernach, seit 1745, eine Pfälzer Gemeinde Camp und Rhynsberg im nordamerikanischen Staate New-York als Prediger bedient; seit 1749 aber wird er wieder als Geistlicher in der Gegend von Frankfurt am Main genannt und sein Eifer, mit den Juden zu verkehren, gerühmt. Er ist denn auch stets ein treuer Förderer des Institutum geblieben und hat mit seinem 13jährigen Sohne bereits den talmudischen Traktat „Pirke Aboth“ gelesen. Oeser's (Glaubrecht) „Graf Zinzendorf in der Wetterau“ enthält (S. 66 ff.) eine liebevolle Geschichte von einer durch Horst während seines Pfarramtes an einem Juden vollzogenen Taufe, die hernach unter dem Titel „Eine seltene Judentaufe und seltene Judenliebe“ 1872, Barmen, noch besonders erschienen ist.

Ein Begleiter von St. Schultz war der Candidat Hentzen, der $1\frac{3}{4}$ Jahre, von 1743—1745, am Institutum gearbeitet hat und dann Stiftsprediger zu Fischbeck bei Hameln wurde. Der Missionsanstalt bewahrte er stets ein reges Interesse, starb aber schon 1753.

Ein Jahr reiste mit Schultz auch Plessing oder Blessing in der nämlichen Zeit wie Hentzen, worauf er Pastor im Anhaltischen wurde. Gleichfalls nur ein Jahr wirkte am Institutum Muthmann aus Posenek, um dann Hofkaplan in Grünstadt (Pfalz) zu werden. Bennewitz missionirte mit Schultz während der Jahre 1746 bis Ende 1748, wo er wegen chiliastischer Ansichten vom Institutum abtrat; er war ein kränklicher Mensch und starb bald nach seinem Abgange in Königsberg.

Zu den trefflichsten der Halle'schen Missionare gehört Albrecht Friedrich Woltersdorf.*) Er ist 1729 geboren in Friedrichsfelde bei Berlin, wo sein Vater Geistlicher war, hernach bekleidete der letztere das Pfarramt an der Georgen-Kirche in Berlin. Der Vater war ein besonders frommer Mann und sein Sinn herrschte in seiner ganzen Familie. Sehr bekannt ist dessen Sohn Ernst Gottlieb Woltersdorf, der Schöpfer des Bunzlauer Waisenhauses und Verfasser des Fliegenden Briefes an die Jugend, geworden; Albrecht Friedrich war der jüngere Bruder. Die erste Anregung für die Mission erhielt, wie schon vorher bemerkt, der letztere bereits als 9jähriger Knabe bei einer Reise von Schultz durch Berlin. Als Bennewitz vom Institutum abtrat, studirte der damals erst 19 Jahre gewordene Albrecht Friedrich Woltersdorf in Halle. Dort hatte er sich unter Anleitung eines Proselyten, der nur mit dem Anfangsbuchstaben F. genannt wird, Frommann aber nicht sein kann, da dieser damals bereits todt war, mit besonderem Eifer auf das Hebräische und Jüdisch-deutsche gelegt und es hierin zu solcher Fertigkeit gebracht, dass jener Proselyt ihm einmal zurief: „Sie müssen ein Judenmissionar werden“. Eben derselbe Proselyt machte Callenberg auf Woltersdorf aufmerksam, und Anfang 1749 frug der Professor den jungen Studirenden, ob er bereit wäre, ein Mitarbeiter an seiner Anstalt zu werden? Der Vater, dem der Sohn dies mittheilte, war anfangs nicht geneigt, dem jungen Menschen die Erlaubniss zu einem so beschwerlichen

*) Dibre Emeth 1875 S. 57 ff., 1878 S. 60 ff. Saat 1863, 1, 23 ff.

Berufe zu geben; denn er glaubte, dass er in seinem Alter demselben nicht gewachsen sei und dass er auch noch nicht die nöthigen Kenntnisse in den orientalischen Sprachen besitze; wenn er dagegen auch später noch denselben Wunsch hege und es Gottes Wille sei, wolle er ihm dann nicht in den Weg treten. Da aber dem Vater von Halle aus weitere Vorstellungen gemacht wurden, rief er den Sohn zu sich, und „gleich den Abend war die Sache richtig.“

Im Mai dieses Jahres 1749 begann alsdann A. F. Woltersdorf, also erst 20 Jahre alt, mit Schultz seine erste Missionsreise, welche sie über Holland nach England führte, die zweite nach Italien, die dritte nach dem Rhein, die vierte über Wien in die europäische Türkei, Klein-Asien, Aegypten und von hier nach Palästina bis St. Jean d'Acre.

Der junge Mann war ein tiefgegründeter Christ und durch edle Lebhaftigkeit und Elastizität des Geistes ausgezeichnet, Eigenschaften, welche ihn für den Missionsberuf in hohem Maasse geeignet machten. Auch wissenschaftlich und sprachlich war er der Aufgabe durchaus gewachsen, den Juden in so verschiedenen Ländern das Evangelium zu verkündigen. Ausser in den alten klassischen Sprachen vermochte er sich mit den Juden fließend in den Sprachen der von ihm besuchten Länder zu unterhalten, und so brachte er es denn auch im Englischen, Italienischen, Neugriechischen, Türkischen, Arabischen und Armenischen zum Sprechen.

Die Strapazen, welche der Missionsberuf mit sich brachte, zu ertragen, wurde für ihn, der schwächlichen Körpers war, eine doppelt schwere Aufgabe. Aber die Liebe Christi liess ihn dies für nichts achten. Mörderhand und Schiffbruch haben ihn, wie seinen Gefährten Schultz, wiederholt bedroht und in Konstantinopel wäre er beinahe von den wilden Hunden jener türkischen Hauptstadt zerrissen worden; aber vom Missionsberufe schreckte ihn dies nicht ab.

Uebersaus schön war das Verhältniss zu dem älteren Reisegefährten; Achtung und Liebe verband die Beiden auf's innigste mit einander. Das Vorbild von St. Schultz bestimmte den jüngeren Genossen in seiner Thätigkeit, von ihm lernte er und dies in solchem Maasse, dass man oft den einen von dem andern in der Weise des Wirkens nicht unterscheiden kann. Woltersdorfs Zeugniß aber prägte sich in das Herz vieler Juden tief ein, und

sie lernten an ihm die Macht einer christlichen Persönlichkeit empfinden, an welche man nicht das Recht habe, das Maass der Jahre anzulegen.

Katholische Geistliche insbesondere mussten wiederholt vor den treffenden Antworten des jungen evangelischen Missionars verstummen oder ihr Heil in der Flucht vor ihm suchen. Als er mit St. Schultz in die Kuppel der Peterskirche in Rom hinaufgestiegen war und von dort oben herabblickte, fühlte er sein evangelisches Bewusstsein so lebendig in sich erwachen, dass er auf dem höchsten Punkte des grossen Domes der päpstlichen Kirche aus voller Brust das Lutherlied „Ein' feste Burg ist unser Gott“ anstimmte, in das St. Schultz kräftig mit einfiel.

Seiner Arbeit wurde ein unerwartetes Ende gesetzt. Bei der Besteigung der Pyramiden in Aegypten hatte er sich einen Beinschaden zugezogen, der sich schnell verschlimmerte. Die Aerzte von Cairo, Aleppo, Jerusalem und St. Jean d'Acrc versuchten vergeblich an ihm ihre beste Kunst. Nach jedem Marsche zu Fuss oder zu Kameel brach er halbtodt zusammen; pfundweise wurde ihm der Eiter herausgenommen, aber Besserung stellte sich nicht ein. Schultz pflegte ihn 4 Monate hindurch in St. Jean d'Acrc mit der zärtlichsten Sorgfalt und unterzog sich den ekelhaftesten Arbeiten, die kein Diensthote mehr verrichten wollte, für ihn. Glücklicherweise aber hatten die beiden Missionare liebevolle Aufnahme in dem Hause des englischen Consuls Usgate gefunden, dessen Gemahlin eine gläubige, vortreffliche Proselytin aus dem Judenthum war.

Am 12. August 1756 erfolgte die Auflösung des Kranken, der nur ein Alter von 25 Jahren erreicht hat. Woltersdorf hatte mit eigenen Gefühlen und mit dem Gebet, dass er gewürdigt werden möge, dem armen Heilande in seinen Fusstapfen nachzufolgen, den asiatischen Boden betreten. Das Gebet ist erhört worden. Er hat seinen Herrn lebendig durch Leiden bezeugt. Die Nähe Christi und der heilige Friede der Ewigkeit erfüllten ihn in seiner Krankheit so mächtig, dass der ihn pflegende Maronit Hanna Meriech hierdurch ganz überwältigt wurde. Die Kunde von diesem geduldigen Kranken drang zu den Ohren vieler. Juden, Muhammedaner und Christen kamen, um es selbst mit Augen anzusehen, wie dieser junge Mann sterbend die Wahrheit des Evangeliums bezeugte. Und wenn dieselben nun zu ihm kamen, that sich sein Mund voll Freudigkeit auf, um ihnen den

Herrn zu verkünden, dessen friedebringende Gegenwart ihm so gewiss war. Das Zeugniß, welches er auf diese Weise that, wurde denn auch für viele Juden und Muhammedaner zur herzandringlichsten Predigt. Als er die Besinnung verlor, rief er noch einige Male in arabischer Sprache aus: „Ich bin dein Knecht!“ und so verschied er.

An seinem Begräbnisse betheiligte sich selbst der griechische Weihbischof mit seiner Geistlichkeit. Der englische Consul und seine Gattin setzten ihm als Denkmal einen Marmorstein, welcher den Namen, Geburtsort und das Sterbedatum des Heimgegangenen enthielt. Ein Testament aber in Versen, welches er vor seiner Reise in den Orient aufgesetzt hatte, ist ein anderes Denkmal von dem Leben in Gott, das dieser junge Mann stets geführt hat. Er ist eine der anziehendsten Erscheinungen auf dem ganzen Gebiete der Judenmission.

Allen seinen Sendboten wandte Callenberg treue Sorge zu. Er forderte von ihnen viel, aber das war für die Sache nur gut. Treulich wachte er über ihrem geistlichen Leben und hielt z. B. mit ihnen, wenn sie sich in Halle aufhielten, regelmässige Gebetskonferenzen ab. Ebenso war er darauf bedacht, dass sie Zeit zu innerer Sammlung und Stärkung fanden, und wollte besonders, dass sie hierzu die Zeit ihrer Einkehr in Halle benützten.

Die Schriften des Institutum wurden theils durch die Missionare, theils durch andere Christen in den verschiedensten Ländern unter Christen und Juden verbreitet. Den Callenberg'schen Berichten zufolge sind seit 1731 noch eine ganze Reihe von Schriften im Institutum erschienen. Ein Verzeichniß derselben steht im Anhang zur Fortsetzung 13 der Berichte, im Anhang des 6. Stückes der Relationen und im Anhang zu der Nachricht über das muhammedanische Institut.

Früher bereits ist erwähnt worden, nach welchem Plane Callenberg's diese Literatur des Institutum entstand. Eine Anzahl der von demselben herausgegebenen Schriften ist nun schon genannt worden; jetzt sind noch hervorzuheben:

In Jüdisch-deutsch: Freylinghausen, von der wahren Kindschaft Abrahams, die Augsburgische Konfession mit Anmerkungen, die von D. Zeltner verfasste Schrift „Lehrer der Erkenntniß“, die Widmann jüdisch-deutsch übersetzt hat, aber auch hochdeutsch erschienen ist, und der Juden-Katechismus von Calvoer, von dem auch einzelne Stücke erschienen.

Sodann die hebräische Uebersetzung des Hebräer-Briefes von Fr. Alb. Christiani.

Kurze Anleitung zum Jüdisch-deutschen und ein jüdisch-deutsches Wörterbuch. Für Kinder: „Thor der Hoffnung“, Sprüche auf den Messias bezüglich.

Hugo Grotius, von der göttlichen Autorität des Neuen Testaments für die orientalischen Juden und ebenso ein Stück aus seinem Werke: „Von der Wahrheit der christlichen Religion“, arabisch.

Von Callenberg selbst: ein lateinischer Brief an einen Engländer über das Institutum. Jesaja 53 übersetzt und mit Anmerkungen. Gregorius Magnus, über die Bekehrung der Juden zu Christo. Stellen verschiedener Skribenten, die Bekehrung der Juden betreffend (Schadaeus, Spener). Jüdische Zeugnisse, welche die christliche Auslegung der vom Messias handelnden Weissagungen des Alten Testaments bestätigen. Nachlese, die Begebenheiten des Institutum betreffend. Schreiben eines verstorbenen Proselyten über seine Bekehrung an seinen Gerichtsherrn.

Nach einander erschienen die sämtlichen Schriften des Neuen und Alten Testaments jüdisch-deutsch, im Neuen Testamente zum Theil nach der Uebersetzung Frommanns, zum Theil nach Molter, im Alten Testamente nach Luthers Uebersetzung, wobei die Verbesserungen des Lange'schen Bibelwerkes berücksichtigt sind.

Frommanns hebräische Uebersetzung zunächst der ersten und alsdann auch der zweiten Hälfte des Evangelium Lukas mit rabbinischen Anmerkungen und ebenso eine Ausgabe ohne Anmerkungen. Frommann, der Jude im Herzen oder geistlich gesinnte Jude. Von Frommann stammt überhaupt eine ganze Reihe zum Theil vortrefflicher jüdisch-deutscher Schriften. In den Anfängen Roms tritt er der jüdischen Darstellung der Geschichte Roms gegenüber und ebenso liess er eine Widerlegung der jüdischen Fabeln vom Kaiser Titus erscheinen. Ferner: Von der in Rom ursprünglich geschehenen Annahme des Messias. Wie man durch den Glauben gerecht wird. Entdeckung des skandalösen Lebens einiger Hauptlehrer des verfallenen Judenthums. Dass ein Gott sei. Wie unverschämt sich oft die Rabbiner eine Gott allein zukommende Autorität anmaassen. Ueber die Abgötterei, zur Abwehr der jüdischen Behauptung, dass die christliche Lehre Abgötterei einführe. Vom Endzweck des mosaischen Gesetzes.

Dass der Messias am jüngsten Tage der oberste Richter sein werde. Dass Gott eine genaue Erfüllung des Gesetzes fordere. Was das Ebenbild Gottes im Menschen gewesen sei. Vom falschen Vertrauen auf die äusserliche Beschneidung.

Heinrich Horche, *Praeco salutis* oder Prediger des Heils, hebräisch. Ebenso hebräisch: *Der suchende Messias*, eine Schrift, die einen Prälaten zum Verfasser hat, von welchem auch stammt: *Jesus der Messias* nach der Uebereinstimmung von Matthäus und den Propheten.

Johann Arndt's Erklärung von Lukas 24, 13—35 jüdisch-deutsch. Theile von Bunyan's Pilgerreise deutsch.

Callenberg's Mission war selbst vorurtheilsfrei genug, eine Schrift des katholischen Bischofs Adolf von Raab: *Der Zeuge und Lehrer*, weil dieselbe die allgemeine christliche Wahrheit trefflich aussprach, besonders unter den polnischen Juden zu verbreiten.

So ist also die Schrift beider Testamente im Ganzen wie in einzelnen Büchern vom Institutum besonders in jüdisch-deutscher Sprache verbreitet worden; unter den orientalischen Juden aber auch Theile derselben in türkischer, arabischer, syrischer und persischer und Theile des Neuen Testaments in hebräischer Sprache. Mit ganz richtigem Blick hatte es Callenberg erkannt, dass es vor allem darauf ankäme, den Juden die Heilige Schrift in die Hände zu legen. Denn das Alte Testament war vom Talmud unter ihnen fast verdrängt, lasen doch die Juden dasselbe gewöhnlich nur als Kinder, um sich dann zur Mischna und Gemara zu wenden; und das Neue Testament war unter ihnen so gut wie gar nicht gekannt.

Durch Selbständigkeit zeichnen sich die Schriften Frommann's aus, die theils gegen die Fabeln, Thorheiten und die Selbstüberhebung des rabbinischen Judenthums gerichtet sind, theils sich bemühen, den Herzen der Juden den heiligen Ernst Gottes fühlbar zu machen. Und ebenso war es zu loben, dass die Arbeiten älterer und neuerer Theologen, wie des Gregorius Magnus, Hugo Grotius, Arndt, Bunyan, Calvör, Adolf und Freylinghausen verwerthet wurden. Die Auflagen der Callenberg'schen Missionsschriften zählten der Regel nach 2000 Exemplare, oft aber auch noch mehr.

Bedenkt man übrigens, dass alle diese Schriften in einem Zeitraum von etwa 30 Jahren erschienen sind, und dass die Mittel des Institutum doch verhältnissmässig geringe waren, so

wird man nicht anders sagen können, als dass in jenem früheren Zeitraume die Anstalt auch literarisch sehr rührig war und mit aller Anspannung der Kräfte arbeitete. Ebenso wird anerkannt werden müssen, dass die vom Institutum ausgegebenen Schriften wohl geeignet waren, unter den Juden jener Zeit ihren Missionszweck auszurichten. Jüdisch-deutsch war die Sprache, welche die Juden Deutschlands, des ganzen mittleren und Ost-Europas verstanden. Sie musste gewählt werden, wenn ein nachhaltiges Werk unter ihnen geschehen sollte.

War also Callenberg gleich selbst literarisch durchaus nicht schöpferisch, so hat er doch der literarischen Produktion des Institutum die Wege gewiesen, sie angeregt und darauf gehalten, dass sie den Bedürfnissen der Zeit angepasst würde. Die Schriften dieser Mission konnten ihren Lesern denn auch sowohl zur Gewissensmahnung als zur Erkenntnissförderung in hinreichendem Maasse dienen. Sie suchten die Juden jener Zeit in der ihnen bekannten und von ihnen eingenommenen Geisteswelt auf und waren bemüht, sie von dort aus auf das Evangelium hinzuweisen.

Von Wichtigkeit waren sodann die Mittheilungen, die Callenberg in den schon mehrfach erwähnten Berichten, Relationen und ihren Fortsetzungen über die Weiterentwicklung des von ihm ins Leben gerufenen Werkes gab. Dieselben erschienen gewöhnlich in einer Auflage von 2000 Exemplaren, ein Beweis, dass ihre Mittheilungen immerhin eine für jene Zeit, die nicht so viel und allgemein las, beachtenswerthe Theilnahme fanden. Stücke aus diesen Berichten wurden ins Englische, in Ostindien auch ins Holländische und Portugiesische übersetzt, um unter den dortigen Juden verbreitet zu werden.

Die Einnahmen des Institutum erreichten in diesem Zeitraume ihre höchste Höhe. Gaben kamen aus der gesammten evangelischen Christenheit ein, selbst aus Sibirien wurden solche wiederholt nach Halle gesandt. Mehrfach wurden Collekten für das Institutum veranstaltet und Legate für dasselbe ausgesetzt, ein Kreis von Handwerksburschen in Berlin hielt sonntägliche Erbauungsstunden zur Förderung der Callenberg'schen Mission ab, und Aehnliches wird mehrfach vermeldet.

Dennoch hat das Institutum nur über sehr bescheidene Summen zu verfügen gehabt. So weit die Jahreseinnahmen festzustellen sind, betrug sie z. B. 1734 und 1735 etwa 4100 Mark, 1745 2600 Mark, also, wenn auch der Werth des Geldes damals

ein viel höherer war, durchaus unbedeutende Summen. Aber desto grössere Bewunderung verdient es, wenn man sieht, was bei diesen beschränkten Mitteln ausgerichtet worden ist. Das Haushalten und die beste Verwerthung dessen, was ihm in die Hände gelegt worden war, verstand Callenberg in ausserordentlichem Maasse. Es ist ja fast unglaublich und gewiss sonst noch nie wieder erreicht worden, dass der Jahresaufwand für einen Missionar nie 350 Mark überstieg. Die Kosten der Erhaltung eines Missionars berechnete auch Schultz später auf „nicht unter 100 Thalern“, und findet es nöthig, hinzuzufügen, dass diese 300 Mark „bei ihren mühsamen Reisen und der jetzigen durchgängigen Theuerung“ schon aufgewandt werden müssten. Hätte Callenberg eben so viel Muth zum Vorwärtsgehen als Treue in der Benützung des Gegebenen gezeigt, dann würde der Einfluss des Institutum für Juden und Christen noch weit fühlbarer geworden sein, als es thatsächlich schon der Fall war.

1745 konnte von den Ersparnissen des Institutum für dasselbe in Halle ein Haus angekauft werden, und dies geschah für den Preis von 3450 Mark. In demselben befanden sich dann die Anstaltsbuchdruckerei, die Bibliothek und einzelne Zimmer für die Missionare während der Zeit ihres Aufenthaltes in Halle. Die Bibliothek erhielt aus den verschiedensten Ländern Schriften zugesandt, welche für das Institutum und seine Mitarbeiter von Interesse sein mussten, und gelangte allmählich in den Besitz einer stattlichen Zahl von Büchern der hier einschlagenden Literatur. Callenberg war auch im Stande, ein Bauerngut in Lettin bei Halle zu kaufen, das jedoch durch den Krieg und durch Viehseuchen sehr litt, so dass es beim Ableben des Professors nur eine Pacht von 300 Mark brachte. Diese Pachtsumme und die 150 Mark des Degenfeld'schen Kapitals bildeten die einzige feste Einnahme des Institutum.

Die Fürsorge für die Katechumenen und die Pflege der Proselyten wurde auch weiter vom Institutum nicht aus den Augen gelassen. Stets war die Anstalt bemüht, Juden, die den empfangenen Eindrücken folgend, weitere Belehrung über das Christenthum oder den Taufunterricht bei ihr erbateten, hierzu behülflich zu sein; und es gelang auch Callenberg immer wieder, Städte und Kirchenkollegien zu finden, welche die geistliche und leibliche Versorgung von Katechumenen bis zu ihrer Taufe übernahmen. Ebenso aber hielt er darauf, dass man diese Personen dann

auch in irgend einen Lebensberuf, zu dem sie taugten, einführte. An das Studium wurde fast gar nicht für sie gedacht, sondern man wollte, dass sich die Bekehrten auf eine einfache Weise ihr Brot erwerben lernten.

Ueberhaupt hat man in der Behandlung der Katechumenen sehr gesunde Grundsätze verfolgt. Ein Aufsatz „Von Besorgung der Katechumenen“ in Fortsetzung 10, 52 ff. der Nachrichten spricht sich über diesen Punkt des Näheren aus. Hier erklärt Callenberg, dass keinem, welcher Unterricht begehre, derselbe abzuschlagen, dann aber auf gründliche Bekehrung zu dringen sei. Heuchelei und Abfall dürften nicht an der Verbindlichkeit gegen andere irre machen, üble Nachrede scheue man nicht. Den Katechumenen werde das Nothwendigste verabreicht, aber nicht mehr, damit alles, was zum Uebertritt locken und reizen könne, vermieden werde. Man gehe auch nicht alsbald zu weit im Vertrauen gegen solche Personen, sondern sei sehr vorsichtig. Jeder Katechumene müsse sogleich in eine Profession eingeführt werden und dürfe nicht eher die Taufe erlangen, als bis er sich hier treu und fleissig bewiesen habe. Das Pathengeld gebe man dem Täufling nicht in die Hände, sondern lege es für ihn an. Keinem Proselyten gebe man einen Taufschein oder Empfehlungsbrief, damit er nicht auf Grund desselben betteln gehe. An Orte, wo man für einen Katechumenen Aufnahme gefunden habe, sende man nicht sobald einen anderen, sondern suche andere Städte dafür zu gewinnen, dass sie einem solchen den Unterhalt gewährten; selbstverständlich aber falle dem Ortsgeistlichen der Unterricht und die hauptsächlichliche Pflege dieser Personen zu.

Nach wie vor wurden sodann an den Orten, welche die Missionare bereisten, die dort wohnhaften Proselyten von denselben besucht, und das haben ihnen die meisten von ihnen herzlich gedankt. Die Arbeiter des Institutum redeten dabei den Christen vielfach dafür ernst ins Gewissen, dass sie die Proselyten in ihrer Umgebung nur zu oft vernachlässigten oder verkümmern liessen, oder dass man denselben wohl gar ihr früheres Judenthum fort und fort vorwürfe.

Viele Proselyten erkannten das Verdienst des Institutum an und erwiesen demselben herzliche Theilnahme. So mancher derselben unterstützte die Anstalt durch Geldbeiträge; andere wünschten, dass ihre Söhne derselben dienen möchten, sie gingen Callenberg in ernsten Fällen um seine Vermittlung an und holten

sich in ihren Gewissensnöthen bei ihm Rath. Der Professor erhielt z. B. einmal von einem Proselyten 240 Thaler, damit er dieselben einem Manne zurückgäbe, den der Absender früher übervortheilt hatte.

Es that den Proselyten überaus wohl, dass sie nunmehr der Gegenstand der Sorge und liebenden Aufmerksamkeit eines ganzen Instituts geworden waren. So mancher unter ihnen hat sein Herz den Missionaren ausgeschüttet und hat in seinem geistlichen Leben einen neuen Aufschwung genommen, nachdem er mit den Halle'schen Sendboten zusammengetroffen war; so mancher hat danach bösen Gewohnheiten entsagt und es wieder gelernt, sich treuer an Gottes Wort zu halten. Uebrigens aber versichert Callenberg, dass obwohl er manchen Proselyten kenne, der nicht lebe, wie er solle, doch nur verschwindend selten der Fall vorgekommen sei, dass Proselyten wieder zum Judenthum zurückgekehrt wären; ihm selbst und seinen Missionaren sei überhaupt ein sicherer Fall dieser Art nicht begegnet, und beide kannten doch die Verhältnisse in besonderem Maasse.

In etwas besserte sich auch die Lage mancher Proselyten. Aber freilich eine verhältnissmässig bedeutende Zahl und besonders unter denen, welche sich um ihres vorgerückteren Alters oder um ihres bisherigen Lebensganges willen nicht mehr recht in einen neuen Lebensberuf schickten, suchte sich von Betteln zu ernähren.

Die Sache hat Callenberg und seine Freunde sowohl unter den Christen als unter den Proselyten vielfach beschäftigt, aber Callenbergs Zaghaftigkeit, welche ihn ein entschiedenes Hervortreten immer gern vermeiden liess, hat es verhindert, dass er für diesen wichtigen Zweig der Judenmission etwas Erhebliches geleistet hat.

Doch würde es ungerecht sein, wenn man die erste Schuld in diesem Stücke auf ihn wüf; denn die christliche Gemeinde und die Kirche überhaupt wollten sich nicht recht aufraffen, um dem alt eingefressenen Uebel zu steuern. Callenberg hätte nur nachdrücklicher und lauter in der Oeffentlichkeit sein Zeugniß gegen diesen Schaden erheben sollen. Das ganze Elend des Proselytenwesens war ihm ja wohl genug bekannt. Er klagt im Jahre 1746 über dasselbe. Die Einrichtung, welche er getroffen hatte, getaufte Juden, die Halle durchreisten, für kurze Zeit daselbst zu behalten, um sie dort geistlich zu stärken und sie womöglich in einen festen

Lebensberuf einzuführen, hatte sich nicht bewährt. Schaaren von Proselyten waren auf die Nachricht von Callenbergs Fürsorge für sie nach Halle gekommen, die aber nur die Liebesgaben des Institutum in Empfang nahmen und dann die Stadt durchbettelten. Als daher der die Proselyten unterrichtende Candidat Leichner 1745 starb, und viele Beschwerden der Halle'schen Einwohner gegen den Proselytenbettel einliefen, wurden von der Stadt scharfe Maassregeln gegen denselben ergriffen, und Callenberg liess die frühere Einrichtung fallen.

k. Wirkungen der Halle'schen Mission in diesem
Zeitraume.

Die Bedeutung dessen, dass jetzt aus der evangelischen Kirche her eine eigentliche Mission unter den Juden getrieben wurde, empfanden die letzteren selbst und auch viele Christen aus den anderen Kirchen wohl. Die Juden sahen sich damit lebendig vor die Thatsache gestellt, dass sie von der evangelischen Kirche aufgesucht wurden und dass man sie für das Christenthum ernstlich in Anspruch nahm. Was auch bisher geschehen war, um da und dort einzelne Juden mit dem Evangelium zu erreichen, hatte doch auf sie nicht den Eindruck gemacht, dass es mit dem Gedanken ein wirklicher Ernst wäre, sie für das Christenthum zu gewinnen. Die überall unter ihnen umherziehenden, sie in so verschiedenen Ländern aufsuchenden, ja ihnen oft eigentlich auf Schritt und Tritt nachgehenden Missionare dagegen brachten es ihnen zum Bewusstsein, dass innerhalb der evangelischen Christenheit die Ueberzeugung erwacht sei, die Juden gehörten ganz ebenso wie die Völker, unter denen sie wohnten, in die christliche Kirche.

Thatsächlich gehört es denn auch zu der bleibenden Bedeutung der Halle'schen Mission, dass sie es der Judenschaft weithin fühlbar gemacht hat, innerhalb der evangelischen Christenheit wenigstens habe man das Vertrauen und den Willen und fühle man auch die Kraft, sie dem Christenthum zuzuführen. Man habe hier das Verlangen, mit ihnen innerlich verbunden zu werden; aber man wisse es auch, dass dem unter ihnen verkündigten Evangelium es gelingen werde, bei einer immer grösseren Schaar von ihnen dieses Ziel zu erreichen.

Das Erscheinen der Missionare in ihrer Mitte wurde daher auch von den Juden jener Zeit lebhaft empfunden, und dieselben

sind bei den Glaubensboten durchaus nicht gleichgiltig vorübergegangen; vielmehr hat man jüdischerseits bis in die entlegensten Gegenden hin von diesen Männern geredet. Ihre Bücher theilte man sich überall unter einander mit, ja Juden handelten sogar mit Schriften des Institutum, weil eben die Nachfrage nach denselben in ihren Gemeinden eine sehr rege geworden war. Oft wurden Warnungen vor den Missionaren in ganzen Distrikten durch die Rabbiner erlassen, ihre Bücher wurden des öfteren zerissen oder verbrannt, oder der Bann über sie ausgesprochen, und ebenso der Verkehr mit den Missionaren bei Strafe des Bannes verboten.

Heftige Auftritte gegen die Missionare kamen nicht selten vor, selbst äusserst tumultuarische Scenen ereigneten sich, und verschiedene der Missionare geriethen mehrfach in Lebensgefahr unter den Juden. Die Mission wurde gewissermaassen ein Gradmesser dafür, wie weit bereits in der grossen Masse der Judenschaft eine Empfänglichkeit für das Christenthum vorhanden war oder nicht. Dem durch ihre Boten klar und freundlich, ernst und eindringlich gepredigten Evangelium gegenüber trat es handgreiflich zu Tage, dass die grosse Masse der Juden nach ihrer ganzen inneren Verfassung der Heilsbotschaft gegenüber noch immer die gleiche ablehnende Haltung einnehme wie früher.

Nicht auf dem geraden Wege des Gehorsams gegen das ihnen nunmehr wirklich gepredigte und bezeugte Evangelium wollte es mit der grossen jüdischen Masse vorwärts kommen: das hat diese Missionszeit offenbart, das ist auch ein Theil der grossen geschichtlichen Bedeutung derselben innerhalb des Reiches Gottes und innerhalb der Geschichte der nachchristlichen Juden. Die Zeit war für sie noch nicht erfüllt, dies trat jetzt klar zu Tage, sondern es musste noch ein anderes hinzukommen, um sie in ihrer Stellung völlig zu erschüttern. Diese Missionsperiode sollte nicht die letzte für das Christo widerstrebende Israel sein, sondern einer anderen die Wege bereiten, die zunächst freilich das Ziel der Bekehrung Israels ferner denn je rücken zu wollen schien.

Doch zeigte es sich jetzt gerade auch, wo ein so bedeutender Theil der Judenschaft von dem lebendigen, dem einzelnen persönlich entgegengebrachten christlichen Zeugnisse erreicht wurde, dass es höchst ungerecht wäre, an den Juden verzagen zu wollen. Die Möglichkeit einer Bekehrung der Juden hat vielmehr diese

Missionszeit als unumstössliche Thatsache zu Tage gebracht, und das ist die andere Bedeutung und der andere Gewinn derselben.

Empfänglichkeit für das Evangelium trat überall unter den Juden, sowohl unter denen Europas, als unter denen Afrikas und Asiens den Halle'schen Missionaren entgegen, wengleich sich dieselbe in sehr verschiedenem Grade und in mannigfachen Abstufungen zeigte. Mit jener Kälte und Gleichgiltigkeit, welche gar nicht einmal den Stachel des Evangeliums empfindet, hatten die Missionare verhältnissmässig selten zu thun. Kalte Gleichgiltigkeit war so wenig als rauhe, trotzig oder fanatische Abweisung die Regel für die Art und Weise, wie die Missionare unter den Juden aufgenommen wurden. Im Allgemeinen konnten sie darauf rechnen, dass man auf die Fragen einging, welche sie den Gemüthern nahe brachten.

Die grösste Zahl der Juden, mit welchen es die Glaubensboten des Institutum zu thun hatten, behandelte also dieselben nicht als Eindringlinge und wies sie nicht von vornherein ab, als hätten sie kein Recht, sich um ihren Herzenszustand und um ihr religiöses Denken und Streben zu bekümmern. Auch das Gefühl, dass die christliche Religion tief unter der jüdischen, und die Christen selbst tief unter den Juden stünden, so dass die letzteren für die ersteren unnahbar seien, milderte sich da überall unter den Juden ungemein, wo die Halle'schen Missionare öfter ihre Wirksamkeit entfalteten. Denn die Juden konnten sich dort dem Eindrucke dessen nicht entziehen, dass diese christlichen Prediger mit ihnen auf der gleichen Grundlage des Alten Testaments standen und dass sie mit besonderem Eifer für dasselbe kämpften. Dass die christliche Religion, dass zumal der evangelische Glaube sich am Alten Testamente nährte, und dass also von Hause aus zwischen dem Glauben der Christen und dem der Juden eine Verwandtschaft bestünde, lernten grosse Schaaren von Juden eigentlich erst durch die lebendige Berührung mit den Halle'schen Missionaren erkennen. Das Vorurtheil, dass Christenthum nur eine Art des Heidenthums oder der Vielgötterei sei, schwand bei vielen Juden, welche mit den Arbeitern des Institutum verkehrt hatten. Die Möglichkeit einer Verständigung zwischen den getrennten Religionsbekenntnissen, welche vordem den allermeisten Juden gar nicht einmal in den Sinn gekommen war, erschien jetzt sehr vielen unter ihnen nicht mehr als ein ungeheuerlicher Gedanke.

Besonders aber machten es die Missionare den Juden weiterhin wieder fühlbar, dass nur dann, wenn ihre Religion die Prüfung des Alten Testaments ertrage, dieselbe einen Anspruch auf Wahrheit erheben könne. Mit den Talmudwaffen konnten die Juden gegen die Missionare nichts ausrichten, und ebenso gaben sich auch die Halle'schen Arbeiter nur sehr wenig die Mühe, den Juden die Richtigkeit der christlichen Glaubensanschauungen aus dem Talmud zu beweisen. Nur nebenbei machten sie von der talmudischen und rabbinischen Literatur, obwohl einige der Missionare dieselbe sehr wohl kannten, Gebrauch. Sie hielten grundsätzlich daran fest, dass, wenn den Juden geholfen werden solle, sie vom Talmud auf den Boden des Alten Testaments zurückgeführt werden müssten.

Zu den bedeutendsten Erfolgen der Wirksamkeit dieser Missionare gehört es denn auch, dass durch dieselben vielen Juden die Augen über die Unsicherheit des Fundamentes, auf dem ihr Glaube ruhe, geöffnet wurde. Die Voraussetzung, dass die Rabbinen im Namen des Moses und der Propheten und im Namen Jehovahs selber zu ihnen geredet hätten, und dass die Lehre ihrer Autoritäten auf dem alten biblischen Grunde ruhe, wurde bei vielen erschüttert. Fiel auch die allergrösste Zahl der Juden, welche die Missionare gehört hatten, denselben keineswegs zu, und waren gleich die allermeisten durchaus nicht geneigt, das anzunehmen, was diese ihnen Positives boten, so kam doch jetzt der Glaube vieler Juden sehr ins Schwanken, dass sie die Autorität des Alten Testaments für sich hätten und dass sie mit dieser Autorität das Christenthum und seine Ansprüche zu bekämpfen im Stande wären.

Ebenso aber haben erst die Missionare des Institutum die Juden in grösserem Maasse mit dem Neuen Testamente bekannt gemacht. Von da ab, wo dieselben ihre Wirksamkeit entfalteten und die Bücher des Neuen Testaments in einer ihnen verständlichen Sprache Jahr aus Jahr ein unter ihnen verbreiteten, sehen wir die Juden viel mehr Bekanntschaft mit dem Inhalte des Neuen Testaments gewinnen als jemals vorher. Die Missionare machten davon selbst die lebendigste Erfahrung in ihren Gesprächen mit den Juden. Der christliche Glaube, den die Juden nur aus den Entstellungen der Rabbinen und aus dem thörichten Gerede des Volksmundes kannten, trat ihnen jetzt aus dem heiligen Buche der Christen in seiner wirklichen Gestalt entgegen, und auch auf

diese Weise gewannen nunmehr viele Juden eine ganz andere Vorstellung vom Christenthum.

Man hat die Halle'sche Mission in der neueren Geschichte der Juden ziemlich übersehen, weil man den Blick bei Beurtheilung der neueren Entwicklung der Juden nach einer falschen Richtung hin lenkte. Man sah die Missionare nicht mit Tausen beschäftigt — dasselbe überliessen sie den ordentlichen Geistlichen der bestehenden Kirchen — und sah nicht viele angesehene oder gelehrte Juden auf ihr Zeugniß hin zum Christenthum übertreten, und so war man schnell mit dem Urtheil der Erfolglosigkeit jener Missionsthätigkeit fertig. Aber freilich kannte man auch die Berichte des Institutum nicht oder verstand sie nicht zu lesen. Weil dieselben auf den ersten Blick als eine blosse Häufung von Kleinigkeiten erscheinen, gab man sich nicht die Mühe, die innere Tragweite dessen, wovon sie berichteten, sich zu vergegenwärtigen.

Thatsächlich steht die Sache so, dass besonders das deutsche Judenthum nicht so schnell und so plötzlich in der folgenden Periode dem neueren philosophischen Humanismus verfallen wäre, wenn es nicht die Halle'sche Mission ein Vierteljahrhundert hindurch wohl bis in seine letzten Gemeinden und Gemeindlein hinein so gewaltig zu erschüttern geholfen hätte.

Die Mission hatte ja ebensowohl die gelehrtesten und berühmtesten Führer der damaligen deutschen Juden als die einfachsten und ungelehrtesten unter ihnen aufgesucht; und vielfach hatten die Juden selbst sich nicht anders zu helfen gewusst, als dass sie gerade ihre Leiter gegen die Missionare aufboten, um ihre Sache, welche sie unter den Angriffen derselben wanken sahen, zu halten und zu stützen.

Es verhält sich in der That so, dass die, wie wir es jetzt wissen, am Schlusse der eigentlichen talmudischen und rabbinischen Periode des Judenthums auftretende Halle'sche Mission das Ende derselben und zumal in Deutschland, dem Hauptplatz der Wirksamkeit des Institutum, beschleunigt hat. Diese Mission hat unleugbar dazu wesentlich beigetragen, die starke Position des nachchristlichen Judenthums zu erschüttern und so die neuere Zeit anzubahnen, in welcher sich die Juden bemühen, den Halt, welchen ihnen das Alte bot, in unreligiösen Stützen anderer Art zu suchen.

Der bedeutendste Erfolg der Wirksamkeit des Institutum besteht also darin, dass es wesentlich mitgewirkt hat, das

Ende der talmudischen und rabbinischen Periode des Judenthums zu beschleunigen, und dass es einer anderen Beurtheilung des Christenthums inmitten der Juden die Wege gebahnt hat.

Aber daneben treten uns auch manche beachtenswerthe Einwirkungen der Halle'schen Missionare auf einzelne Juden entgegen.

Ganz besonders erregt haben sich die Amsterdamer Juden bei den wiederholten Besuchen der Arbeiter des Institutum in ihrer Stadt gezeigt. Die allgemeine Missionswirksamkeit und die der Hallenser insbesondere wurden hier so stark gefühlt, dass im Jahre 1749 berichtet werden kann, gegen 400 Juden seien in Amsterdam eigentlich mit dem Judenthum zerfallen und dem Christenthum geneigt. Die übrige Judenschaft fürchtete daher die Missionare in dem Grade, dass sie wiederholt zu Tumulten gegen sie vorschritt. Taufen aber geschahen gerade zu dieser Zeit sehr häufig in der holländischen Hauptstadt.

In Frankfurt a. M. traten zu derselben Zeit nach und nach 16 Glieder aus einer Verwandtschaft zum Christenthum über. Gegen den Missionar Bennewitz äusserte im Jahre 1746 ein Prediger in polnisch Preussen, dass in seiner Gegend in der kurzen Zeit, welche das Institutum bestehe, mehr Juden getauft worden seien, als sonst wohl in einem Jahrhunderte.

Oft, wenn die Missionare und besonders St. Schultz eine Gegend besucht hatten, trafen danach Berichte in Halle ein, welche Uebertritte meldeten. Nachdem Manitius und Widmann in Franken gewesen waren, wurde ihnen von dort aus mitgetheilt, dass sich ein Jude mit seinem Sohne in Burg Farrenbach habe taufen lassen und die Tochter eines jüdischen Vorsängers. Seine Bekehrung führt der Arzt David Isaak Kahn aus Uhlefeld, hernach Christfreund genannt, direkt auf die Schriften des Institutum zurück. Er wurde 1739 in Cadolzburg mit seinem ganzen Hause getauft, auch der damals allein noch zurückgebliebene älteste Sohn folgte später nach. Aus Schwabach wird nach Anwesenheit der Missionare in jener Gegend gemeldet, dass in derselben 8 Juden getauft worden seien und 2 andere im Unterricht stünden. 1736 traten nach dem Aufenthalte der Missionare in Posen 8 Juden und ein anderes Mal 18 Haushaltungen zum Christenthum über. Die Zahl der Proselyten in Berlin, welches damals nur eine kleine jüdische Gemeinde zählte, wird 1735 auf 60 Personen geschätzt.

Viele durch die Missionare zum Nachdenken gebrachte Juden kamen nach Halle aus verschiedenen Ländern, um dort weitere Antwort auf die in ihnen erweckten Fragen zu finden oder Unterricht zu erbitten. Durch Schultz angeregt stellten sich in Breslau an einmal 17 Juden aus Polen ein und baten in der christlichen Religion unterwiesen zu werden.

In den 60er Jahren des Jahrhunderts kann Schultz hernach erklären (Kurze Nachricht Seite 47): „Man könnte bei gar nicht mühsamer Nachrechnung die Zahl der durch diese Anstalt zuerst erweckten und dann getauften Juden auf ein Tausend Personen setzen.“ Und das schreibt dieser Missionar eben nicht leichtfertig hin, sondern aus der Kenntniss der Verhältnisse heraus, die ihm noch dadurch erleichtert wurde, dass sein Amtsgenosse und Freund Manitius ein genaues Register der Proselyten führte.

Auch tiefer haben die Missionare des Institutum wenigstens in einem Falle eingegriffen und zwar unter polnischen Juden.*)

Widmann, Manitius, St. Schultz und Bennewitz hatten in Polen mehrfach eine sehr rege Thätigkeit entfaltet. Gerade in jener Zeit aber standen die Gemüther jener Juden noch recht lebhaft unter den Nachwirkungen der Sabbathai-Zebischen Bewegung und der Chasidismus gewann dort immer zahlreichere Anhänger. Die Erscheinung der Missionare in ihrer Mitte, die mit neuen religiösen Fragen unter sie traten, erregte sie daher in ausserordentlichem Maasse. Es fand ein förmliches Zusammenströmen zu ihnen statt, und man wurde nicht müde, ihnen immer neue Fragen vorzulegen. Viele sogen ihnen die Worte förmlich von den Lippen, überall daselbst wusste und erzählte man von ihnen, und dankbarere Zuhörer haben die Halle'schen Sendboten in der That nirgends als unter den Juden des Ostens gefunden.

1747 nun zog Schultz mit Bennewitz unter den Juden Polens und Lithauens hin und her; selbst viele Dörfer, in denen Juden wohnten, wurden von ihnen besucht. Im polnischen Chronice hatte St. Schultz besonders eingehende Unterredungen mit Juden. Ein Rabbiner zumal hörte ihm mit der grössten Andacht zu, und als Schultz in hebräischen Worten den Segen bei Tische sprach, erbat sich der Rabbi von ihm dieses Gebet. Schultz erfüllte die Bitte. Aber nun wünschte der Rabbi noch ein anderes Gebet

*) Frank und die Frankisten Dr. H. Graetz 1868. Dibre Emeth 1869 S. 19 ff. 46 ff. St. Schultz von J. de le Roi S. 102 ff.

vom Missionar zu erhalten, das er täglich beten könne. Schultz setzte ihm darauf folgendes Gebet in hebräischer Sprache auf („Leitungen des Höchsten“ 2, 161 ff., „Christliche Bereisung der Judenörter“ 1, 156 ff.): „Gelobet seist du Gott, du Herr Himmels und der Erde, der du mich erschaffen hast in deinem Bilde. Da ich aber in Adam dieses kostbare Bild verloren habe und noch täglich dazu sündige, so sollte ich ewig verloren gehen. Aber du hast dich in Gnaden erbarmet und den andern Adam, den Menschen, in Gnaden zu senden verheissen durch deine Knechte Moses und die Propheten, und hast ihn in der Fülle der Zeit gesandt. Ich aber habe ihn noch nicht erkannt. So bitte ich dich Herr um Gnade und um den Geist der Gnaden und des Gebets, dass ich möge um die Vergebung meiner Sünden recht beten lernen und dass ich den Mann erkenne, durch welchen die Welt versöhnt ist, damit ich zu der Gerechtigkeit komme, welche vor dir gilt. Und weil ich höre, dass Jesus von Nazareth derselbe Mann ist, so bitte ich in seinem Namen und auf sein Verdienst, du wollest mir Gnade zur rechten Busse schenken.“

Der Rabbi aber nahm dieses Gebet mit Dank an, versprach es sorgfältig zu verwahren und es fleissig zu beten.

Wenige Jahre darauf entstand in eben diesen von religiösen Fragen erfüllten und erregten Gegenden Polens und Lithauens eine grosse Bewegung, welche dann aber der falsche Messias Jakob Frank in seine Bahnen zu lenken wusste. Zunächst freilich ging diese Bewegung nicht von ihm aus, sondern er fand sie bereits vor, aber er hat sie hernach benutzt und sie in seine Hände zu spielen gewusst. Und dass ihm dies gelang, war kein Wunder; denn Niemand hat den von halb christlichen und halb jüdisch-mystischen Gedanken bewegten Leuten mit hinreichender Unterweisung beigestanden.

Jene Juden schwankten damals hin und her, ehe sie Frank zufielen und wussten nicht, wohin sich wenden. Das bezeugt z. B. eine Nachricht aus dem Jahre 1753. Unter dem 5. November dieses Jahres theilte der frühere Rabbi Leopold Emmanuel Jakob de Dort, Lektor der orientalischen Sprachen, der 1745 in Aachen katholisch getauft und 1752 zur evangelischen Kirche übergetreten war, aus Osnabrück dem Herrn von Loen in Lingen mit, ein polnischer Edelmann habe an ihn geschrieben, dass er eine Zusage von vielen Juden in Polen erhalten habe, die das Judenthum verlassen möchten, aber nicht wüssten, wohin alsdann sich wenden.

Sie wollten desshalb ihn, den Proselyten um Rath fragen und von ihm zumal erfahren, welche denn die wahre christliche Kirche sei. de Dort war aber von der Sektirerei des Herrn von Loen angesteckt und wollte nun das Buch desselben: „Die einzige Religion“, welches die verkehrten Meinungen Loens zum Ausdrucke brachte, mit den jüdischen Abgeordneten, die er aus Polen erwartete, übersetzen und die Juden, welche jene obige Anfrage an ihn gerichtet hatten, zu der hier gepredigten Religion bekehren.

Gleichzeitig berichtet übrigens de Dort auch von einem Concil, in welchem, nach den ihm aus Polen zugegangenen Mittheilungen, eine grosse Anzahl von Rabbinen, die dem Christenthum geneigt wären, ein Bekenntniss zur Dreieinigkeit und zur Messianität Jesu aufgestellt hätten. Abgesandte derselben sollten besonders nach Danzig und Amsterdam gehen und dort ihre Ueberzeugungen bekannt machen.

Ganz unabhängig hiervon und doch damit im Wesentlichen übereinstimmend lesen wir aber in den nicht gedruckten, sondern als Manuscript im Archiv der Brüdergemeine zu Herrnhut vorhandenen Mittheilungen der älteren Brüdergemeine, von ganz ähnlichen Ereignissen in jenen polnischen Gegenden. Es heisst in diesen Nachrichten: „In Folge einiger Nachrichten, welche über Bewegungen unter den Juden in Polen einliefen, bekam der Bruder David Kirchhoff, selbst ein geborener Jude, der nach seiner Taufe Mitglied der Brüdergemeine geworden war, 1758 den Auftrag, diejenigen unter ihnen aufzusuchen, die dem erhaltenen Bericht zufolge gläubig geworden sein sollen. Er kam auch an einen Ort in Klein-Polen, wo er eine Anzahl Juden beisammen fand, die ihm bezeugten, dass sie glaubten, der Messias müsse schon gekommen sein, übrigens aber Jesum als den Messias noch nicht erkannten. Er beschrieb ihnen denselben nach Jesaia 53 als den Versöhner der Sünden aller Welt und gab ihnen eine Nachricht von der Brüdergemeine, wofür sie sich dankbar erzeigten und versprachen, Gott zu bitten, dass er ihnen den rechten Messias offenbaren wolle. Er hätte sich länger bei ihnen aufgehalten in Hoffnung, dass sein Zeugniss von Jesu ihnen zum Segen sein könne; allein die widrig gesinnten Juden fingen schon Unruhen an, so dass er es für rathsam hielt, nach einem kurzen Aufenthalt wieder abzureisen.“

Die Nachrichten von de Dort werden aber auch weiter durch den Bericht David Kirchhoff's bestätigt. Letzterer schreibt: „Im Anfange der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erhielt man Nachricht, dass eine grosse Anzahl von Juden, die sich nach einigen auf 15000 Personen belaufen sollten, worunter gegen 50 Rabbiner, sich öffentlich erklärt haben sollten, sie wären überzeugt, dass der wahre Messias schon gekommen, und dass Jesus von Nazareth der verheissene Messias sei. Die gläubigen Juden, welche in Polen, Ungarn, der Moldau, Wallachei und anderen Ländern zerstreut wohnten, waren entschlossen, sich öffentlich zum Christenthum zu wenden und in christliche Länder zu ziehen. Weil sie aber bei der Verschiedenheit der christlichen Religion nicht gewusst, in welcher sie die reine evangelische Wahrheit antreffen würden, so gingen ihre Bemühungen fürs erste dahin, davon Gewissheit zu erlangen. Allein die Verfolgungen der übrigen Juden, die durch ihre eben angeführte Erklärung aufs Aeusserste erbittert worden waren, liessen ihnen nicht Zeit, ihre Untersuchung fortzusetzen. Bei diesen Umständen erwählten sie den kürzesten Weg und gingen grösstentheils zur katholischen Religion über.“

Schon der eine Umstand, dass unter den Juden, die sich mit dem Gedanken des Uebertritts zum Christenthum beschäftigten, die Frage verhandelt wurde, wo die eigentliche und reine evangelische Wahrheit zu finden und welche der christlichen Kirchen von ihnen zu erwählen sei, weist darauf hin, dass hier nicht bloss römische, sondern auch christliche Einwirkungen von anderer Seite her stattgefunden haben. Die Anfragen in Deutschland aber und bei jenem de Dort, welcher den polnischen Juden als Protestant bekannt war, lassen es erkennen, dass jene von dem Unterschied katholischen und evangelischen Christenthums wussten. Von Missionsbemühungen der wenigen Protestanten, welche in den fraglichen Gebieten wohnten, unter den Juden hören wir aber nichts. Dieselben waren ja auch so ungemein bedrückt und verfolgt, dass sie sich völlig auf die Erhaltung ihrer eigenen Gemeinschaft beschränkten und an Missioniren unter Andersgläubigen gar nicht dachten.

Die Halle'schen Missionare dagegen waren durch mehrere Reisen in jenen Gegenden Tausenden und aber Tausenden bekannt geworden und hatten mit denselben eingehend alle Fragen des Glaubens besprochen. Es ist also gewiss nicht eine zu gewagte

Annahme, dass die christlichen Anregungen, welche unter den Juden jener Jahre zu bemerken sind, ganz besonders eine Folge der Wirksamkeit der Missionare gewesen sein mögen, und dass der Verkehr mit denselben auch die Frage, welche Kirche denn nun die rechte christliche Kirche sei, den Juden nahe gelegt haben wird.

Noch ein besonderer Umstand aber weist bei dieser Bewegung auf die Arbeit der Missionare des Institutum und besonders auf St. Schultz hin. Die brüdergemeindliche Nachricht aus dem Jahre 1758 enthält auch folgende Mittheilung:

„Viele unter ihnen (den polnischen Juden) waren auf den Gedanken gekommen, ob nicht Jesus der Messias sei, weil sie bei aufmerksamer Betrachtung der Weissagungen in den Propheten besonders des Daniel zugestehen müssen, dass die Zeit, da der Messias erscheinen soll, längst verflossen ist. An einigen Orten bedienen sie sich, wiewohl ganz im Geheimen, eines von einem ihrer eigenen Rabbiner aufgesetzten Sterbegebetes, dass, wenn es mit der Behauptung der Christen, dass der Messias schon gekommen sei, seine Richtigkeit habe, Gott ihnen ihren Irrthum vergeben wolle.“

Zweierlei ist hierbei merkwürdig. Weder Sabbathai Zebi noch Frank haben ein Interesse daran gehabt, auf Daniel'sche Zeitbestimmungen über das Kommen des Messias hinzuweisen; denn dieselben hätten geradeswegs, wie man auch rechnen mochte, ihre Ansprüche völlig zu Schanden gemacht. Sohar und Kabbala waren ihre Hauptstützen, von der Schrift und den Propheten schwiegen sie gänzlich. Ebenso unbequem aber waren Daniel und alle Propheten den Gegnern der neuen Bewegung, den Talmudisten, welche eben die Ihrigen völlig an den Talmud banden. Weder von der einen noch von der anderen Seite trat das Zeugniß der Propheten den Juden entgegen. Wohl aber hat die Halle'sche Mission die Juden überall mit besonderem Nachdruck auf die Propheten und Daniel hingewiesen; und es ist zumal erklärlich, dass jenen mit ihren rabbinischen Volksgenossen zerfallenen Juden von den Sendboten des Institutum vielfach die Propheten und Daniel vorgehalten wurden.

Ebenso aber wird man ganz unwillkürlich, wenn man die Angaben der brüdergemeindlichen Nachrichten über das in jenen Gegenden unter den Juden aufgekommene Sterbegebet liest, an das Gebet erinnert, das St. Schultz dem Rabbi in Chronice aufsetzte und hebräisch geschrieben übergab. Freilich wird in jenem

Berichte ein Rabbi als Verfasser desselben genannt, aber das darf nicht Wunder nehmen. Ein Rabbi war es gewesen, welcher von Schultz das früher erwähnte Gebet erhielt; und wenn es dann von demselben auch seinen Gesinnungsgenossen mitgetheilt wurde, und in den Kreisen derer, welche die Messiasfrage beschäftigte, von Hand zu Hand ging, dann war nichts natürlicher, als dass auch der Rabbi für den Verfasser desselben gehalten würde. In kleinen Einzelheiten entspricht ja nun freilich das Schultze'sche Gebet den allgemein gehaltenen Angaben des brüdergemeindlichen Berichtes nicht, wohl dagegen in der Hauptsache, nämlich in der bedingungsweisen Anerkennung Jesu Christi als des Messias. Dieses Stück ist dem Schultze'schen und dem Gebet, von welchem die Brüdernachrichten erzählen, gemeinsam. Und so wird man von den verschiedensten Punkten aus dahin gedrängt, eine Einwirkung der Halle'schen Mission bei jener merkwürdigen Bewegung anzunehmen und anzuerkennen.

Doch freilich nur eine Anregung evangelischerseits erhielten jene Juden und nicht auch evangelische Pflege. Die römische Kirche würde eine solche aber freilich auch sehr bald zu verhindern gewusst haben. Verschiedene einzelne Juden waren wohl durch das, was sie von den Missionaren gehört hatten, innerlich tief bewegt geworden, so dass diese z. B. bald nach ihrer Heimkehr in Halle die Nachricht aus Breslau erhielten, es seien dort 17 Juden aus Polen eingetroffen, welche ausdrücklich bekannten, durch das von den Missionaren des Institutum Gehörte zur Auswanderung bewogen worden zu sein. Denn es habe ihnen keine Ruhe mehr gelassen, sondern sie hätten Klarheit über die in ihnen entstandenen Fragen erhalten müssen; und eben um solche zu erlangen, trafen sie in Breslau ein, wo sie den Taufunterricht erbaten.

Sich selbst in ihren religiösen Fragen überlassen, fanden nun natürlich jene Juden, die in ihrer Heimath blieben, nicht ein noch aus, sondern geriethen nur in rathlose Verwirrung. Da trat Jakob Frank, 1755 aus der Türkei kommend, unter sie. Er deutete ihnen, da er sah, dass sie eine bereits erfolgte Erscheinung des Messias glaubten, an, dass er der wiedergekommene Christus sei, und fand leicht bei ihnen Eingang. Das konnte aber um so eher geschehen, als die römische Kirche herzlich wenig that, um diesen in ihren Gewissen beunruhigten und in ihrer Erkenntniss verwirrten Juden beizustehen. Nur der Bischof von Kaminiec,

hernachmaliger Erzbischof von Lemberg, Graf Dembowski, nahm sich ihrer treulich und entschieden an, derselbe starb aber bereits 1757, und in ihm verloren sie ihren einzigen, es aufrichtig meinenden Freund. Hernach wussten die Talmudisten durch den jüdischen Hofagenten Jawan den König von Polen für sich zu gewinnen. Den Talmudisten wurden seitdem ihre Gegner preisgegeben und letztere von jenen ausgeplündert, von ihren Wohnsitzen vertrieben und ins Gefängniß geworfen. Endlich, nach vielen vergeblichen Vorstellungen und Bitten, erlangten sie es, dass ihnen eine Disputation mit ihren Widersachern in Lemberg bewilligt wurde, an deren Schluss einige Tausende von ihnen zur römischen Kirche übertraten. Dies geschah im Juli 1759, auch Jakob Frank nahm etwas später die Taufe an.

Hernach aber brach über Frank und seine Anhänger eine Verfolgung wegen geheimer Ketzerei aus; denn man hatte so gut wie nichts gethan, um gesunde christliche Erkenntniß unter ihnen zu pflanzen, sondern sich am Abtaufen genügen lassen; und so verfielen diese Leute theils den Machinationen Frank's, der auf seine Messiasrolle trotz des Uebertritts nicht verzichtete, theils den eigenen verkehrten Meinungen, die ein trübes Gemisch von Christenthum, jüdischer Kabbala und verkehrtem Messianismus waren. Frank wurde mit vielen seiner Genossen ins Gefängniß geworfen. Aus demselben befreit, zog er nach Offenbach, wo er 1791 starb. Seine Anhänger sind allmählich in die katholische Bevölkerung Polens aufgegangen.

Das Beste in dieser ganzen Bewegung ist jedesfalls von der Halle'schen Mission ausgegangen. Aber dieser Fall zeigt es auch aufs Klarste, dass, wenn die Mission nicht einen Rückhalt an einer Kirche hat, welche den zu Bekehrenden und den Bekehrten den bleibenden Halt und Stützpunkt, genügende Geistesnahrung und Pflege, Erziehung und Stärkung, Ueberwachung und Warnung zur rechten Zeit angedeihen lässt, die besten Unternehmungen der Mission leicht scheitern und hoffnungsvolle Anfänge ohne befriedigenden Fortgang bleiben, vielmehr elend verkümmern oder völlig zu Grunde gehen. Die Judenmission wird denn in der That auch dann nur Rechtes leisten, wenn sie in reger Verbindung mit der Kirche steht und nicht auf ihre eigene Kraft allein angewiesen bleibt. Die Mission soll anregen, aber nicht das Ein und Alles bleiben, sie soll den Acker aufbrechen, aber

den aufgebrochenen muss dann die Kirche weiter zu besäen, zu bewässern und zu behüten sich angelegen sein lassen; sonst wird das Unkraut leicht alles wieder überwuchern und das aufkeimende Leben ersticken. Jenes Stück polnisch-jüdischer Geschichte will hier eine bleibende Lehre für die Mission und die Kirche sein.

Die Halle'schen Missionare waren sich denn auch dessen klar bewusst, dass es von der grössten Wichtigkeit sei, wenn die Sache an und mit den Juden gelingen solle, die christliche Gemeinde zur Arbeit an denselben heranzuziehen. Dieselben liessen es sich aber auch ernstlich angelegen sein, überall die Geistlichen und die Gemeinden für das Werk an den Juden zu erwärmen; und so viele evangelische Christen wie damals sind auch nie wieder mit der Judenmission bekannt gemacht worden. Bei vielen Christen schwand aber auch, wenn sie es selbst mit Augen sahen, welchen Eingang die Missionare unter den Juden fanden, das Vorurtheil, als ob die Juden für das Evangelium völlig unnahbar und unempfänglich seien, und als könne nur Strenge und Härte gegen dieselben etwas ausrichten. Gar nicht selten haben die Missionare das Bekenntniss aus dem Munde von Christen gehört, dass sie es nun erkannt hätten, es sei die allgemeine Aufgabe und Pflicht aller Christen, den Juden das Wort Gottes zu bringen, und die Erfüllung derselben werde auch zum Segen für alle Theile gereichen.

Sehr bereitwillig wurden den Missionaren der Regel nach Predigten in den Kirchen und Ansprachen in Schulen gewährt, damit so Alte und Junge mit dem Missionswerk bekannt gemacht würden; und der rege Briefverkehr, welcher in jener Zeit von Hohen und Geringen mit Callenberg und seinen Missionaren erhalten wurde, zeigt am besten, dass in vieler Herzen der Trieb erwacht war, den Juden religiöse Förderung angedeihen zu lassen, und dass sie gern an der Arbeit des Institutum mitwirken wollten.

Häufig fand nun auch in den Kirchen die Fürbitte für die Juden statt. In mehreren grossen Städten, wie z. B. in Augsburg, Dresden u. s. w. finden wir jetzt Proselyten-Katecheten bestellt, denen die sich zum Unterricht meldenden Juden überwiesen wurden. Der Frankfurter Senior Dr. Münden, welcher die Callenberg'sche Anstalt besonders lieb hatte, verfasste ein köstliches Schulgebet, welches die Bekehrung der Juden erflehte, und die Missionare fanden dasselbe dann auf gar manchem Gymnasium

in Gebrauch.*) Im Cleve'schen veranstaltete ein Pastor Abendgottesdienste, in welchen er Predigten hielt, welche die Juden mit dem Evangelio bekannt machen sollten. Er hatte dieselben auf eine recht späte Stunde gelegt, damit die Juden, welche kommen wollten, sich vor den Ihrigen und vor den Christen weniger scheuen sollten, in jenen Predigten zu erscheinen, und „es haben sich der Juden nicht wenige eingefunden.“

Aus allen Ständen meldeten sich im Gebiete der evangelischen Kirche Callenberg und seinen Missionaren Personen an, die sich zur Mitarbeit an ihrem Werke auf die eine oder die andere Weise bereit erklärten. Wir sehen Fürsten, Prinzen, Prinzessinnen, Generäle und Offiziere, wie z. B. im böhmischen Kriege, hohe Staatsbeamte, sehr viele Geistliche und Lehrer, sehr viele Kaufleute und einfache Handwerker Schriften des Institutum erbitten, weil dieselben den Wunsch hegten, diese selbst unter den Juden zu verbreiten. So mancher Prediger lernte auch das Jüdisch-deutsche und liess sich Schriften des Institutum schicken, um es aus ihnen zu erfahren, wie er mit Juden verkehren und wie er ihnen die christliche Wahrheit bezeugen solle. Ein Juwelier, dem das Werk besonders theuer geworden war, prägte 2 Medaillen zu Ehren des Institutum und schickte sie Callenberg.

Selbst Sektirer empfanden jetzt den Trieb, den Juden nachzugehen. So wanderte ein blinder Gärtner, Heinrich Fitzner, aus der Blankenburger Gegend, 1736 unter den Juden umher und verkündigte ihnen, dass die Zeit ihrer Bekehrung nahe sei. Die Separatisten Danzigs und der Wetterau bewiesen den Juden viele Theilnahme und zogen auch deren Aufmerksamkeit auf sich; und ganz im Allgemeinen erhielten überhaupt die Juden der ersten Jahrzehnte des Institutum den Eindruck, dass sich allerwärts die Augen in der evangelischen Christenheit auf sie gerichtet hätten.

Insbesondere hat die Halle'sche Mission den Vorzug genossen, dass sie weithin unter den Evangelischen der verschiedensten Länder und nicht bloss Deutschlands, unter Lutheranern wie unter Reformirten als ein der ganzen evangelischen Kirche gemeinsames Werk betrachtet wurde, und dass über der ersten Judenmission das Gefühl evangelischer Gemeinschaft vielfach erwachte. Das Institutum war in der That ein lieber Pflegling der Angehörigen sehr verschiedener evangelischer Kirchen. Die Gräfllich Stolberg'sche

*) Schultz, Fernere Nachricht, Vorrede. Dibre Emeth 1879. S. 89 ff.

Familie in Wernigerode veranstaltete eine lange Reihe von Jahren hindurch zum Besten der Halle'schen Mission eine Tischkollekte, deren Ertrag sie monatlich an das Institutum einsandte. Bitten um die Uebersendung von Schriften zur Vertheilung unter den Juden und um Ueberschickung der Berichte liefen nicht bloss aus ganz Deutschland, sondern auch aus England, Dänemark, Schweden, Italien, Frankreich, der Schweiz, Oesterreich, Ungarn, Polen, Russland, der Türkei, Klein-Asien, Amerika, Sibirien und Ostindien ein und diesen Bitten wurde bereitwilligst stattgegeben.

Ueber Taufen und was sonst Erwähnenswerthes unter den Juden geschah, wurde fleissig nach Halle berichtet. Callenberg aber brachte, was ihm mitgetheilt wurde, soweit es rätlich erschien, vor die Oeffentlichkeit. So vielgelesene Zeitschriften wie die Weimar'schen „Acta ecclesiae temporis nostri“ liessen es sich angelegen sein, durch fortlaufende Mittheilungen aus den Berichten des Institutum die Theilnahme für dasselbe in den weitesten Kreisen und besonders auch in der theologischen Welt wach zu erhalten. Ueberhaupt aber nahm die zeitgenössische theologische Literatur überall auf die Callenberg'sche Anstalt Rücksicht. Viele der bedeutendsten Theologen jener Tage sehen wir dieselbe lobend erwähnen und zur Unterstützung empfehlen. Die angesehene und bedeutende Londoner Society for promoting Christian Knowledge überschickte Callenberg ausser einem Geldbeitrage eine Anzahl ihrer kostbarsten Werke für die Bibliothek des Institutum und gleichzeitig ihren Katalog mit der Aufforderung, ihr zu melden, was Callenberg von ihren Büchern noch zu besitzen wünsche. Ihrerseits erbat sich die Gesellschaft hinwiederum die Schriften des Institutum und liess von den letzteren „Das Licht am Abend“ und den „Brief von der Vergebung der Sünden“ ins Englische übersetzen. Die Halle'schen Missionare mussten bei ihrer Ankunft in England vor der Gesellschaft erscheinen und wurden von derselben mit besonderer Liebe und Hochachtung aufgenommen.

Regelmässig liessen sich die Halle'schen Heidenmissionare in Ostindien die Berichte des Institutum zusenden. Sie standen in lebhaftem Briefwechsel mit Callenberg, suchten auch unter den Christen in jenem fernen Lande Theilnahme für das Werk an den Juden zu erwecken und wandten sich sowohl in Gesprächen als mit Schriften des Institutum an die Juden, die in ihrer Um-

gebung lebten.*) Ebenso berichteten die brüdergemeindlichen Missionare in Surinam nach Halle, was sie für die dortigen Juden thaten und mit welcher Begier oft ihre Zeugnisse von denselben aufgenommen wurden.

Aber selbst über den Bereich der evangelischen Kirche hinaus reichte der Einfluss der Halle'schen Mission. Häufig sprachen Katholiken ihre Freude an dem Werke derselben aus, ja es wurden sogar Schriften des Institutum von ihnen erbeten, um dieselben unter den Juden zu verbreiten. An Callenberg richtete selbst eine ganze Anzahl katholischer Prälaten Anfragen, was sie wohl thun könnten, um das Missionswerk unter den Juden zu befördern; und es wurde ihm alsdann mitgetheilt, wie man seine Schriften, die er freundlichst übersandt oder die man sich sonst zu verschaffen gewusst habe, unter den Juden verbreitet oder welche Erfahrungen man mit Juden, denen man das Evangelium zu bezeugen versucht hatte, gemacht habe.

Ausdrücklich haben wiederholt römische Bischöfe und Bischöfe der orientalischen Kirche ihre Zustimmung zu der Arbeit des Institutum während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausgesprochen. Besonders in Polen und Warschau haben viele römische und zum Theil sehr hochstehende Geistliche aufs freundlichste mit den Missionaren verkehrt und den Eifer derselben für ihr Werk rühmend anerkannt.

Kurz die Thatsache, dass es nun eine wirkliche Mission unter den Juden gab, wurde in den ersten Jahrzehnten des Institutum weithin in der Christenheit und nicht bloss in der evangelischen Kirche ziemlich lebhaft empfunden. Im weitesten und besten Sinne hat also das Halle'sche Institutum Anregungen für ein Missionswerk unter den Juden gegeben; und es ist eine wahrhafte Freude zu sehen, wie damals der Muth und die Lust für eine ordentliche und ihrem Zweck entsprechende Arbeit an den Juden erwachte.

Verfehlt hat also das Institutum am allerwenigsten seine Aufgabe, wie es kurzsichtige Beurtheiler desselben gemeint haben; und es kam nur darauf an, dass dem guten kleinen Anfange ein kräftiger Fortgang entsprach. Dass dies nicht geschah, lag, wie schon gesagt, zum Theil an den Schwächen Callenbergs und seiner Nachfolger in der Leitung der Anstalt, zum grösseren

*) Saat auf Hoffnung, Johanni-Heft 64 S. 19 ff.

Theile jedoch daran, dass die rationalistische Folgezeit je länger desto unfähiger wurde, Missionsgedanken zu fassen und ein Missionswerk zu treiben.

Es ist aber der früheren Geschichte des Institutum an diesem Orte darum ein so weiter Raum gegeben worden, weil dieselbe das lehrreichste Missionsbeispiel für alle Folgezeit ist, und weil sie auf die für unser Gebiet wichtigsten Fragen ein helles Licht wirft. Wer diese Geschichte mit ihren merkwürdigen Einzelheiten und Persönlichkeiten näher betrachtet, wird in ihr einen bedeutenden Beitrag für das rechte Verständniss der Judenfrage und für die Wege, auf welche dieselbe die christlichen Völker und ihre Kirchen den Juden gegenüber weist, finden.

1. Anderweitige Missionsbemühungen des Zeitraumes.

Die vielfältigen Ermahnungen der einflussreichsten Theologen und besonders das praktische Vorgehen Callenbergs führten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht allein dazu, dass man in Deutschland vielen einzelnen Juden näher trat, sondern liess auch den Gedanken erwachen, dass man Einrichtungen treffen möchte, welche die Bekehrung der Juden überhaupt zu befördern im Stande seien.

Einen hoffnungsreichen Anfang nahm eine bedeutend angelegte Proselyten-Anstalt, welche Johann Philipp Fresenius ins Leben rief, die aber nun doch nicht einen längeren Bestand hatte. Callenbergs Relationen 9 S. 1 ff., 52 ff., Saat auf Hoffnung 1879 Forts. 3, 185 ff. erzählen von ihr. Johann Philipp Fresenius theilt aber auch selbst in seinen Betrachtungen von Christo, Züllichau 1743, des Näheren mit, wie er dazu gekommen sei, sich der Juden anzunehmen. Als er Prediger im pfälzischen Niederwiesa war, liess ihn 1732 der hernachmalige Rheingraf zu Grumbach wissen, dass er einen Juden, der unter seinem Schutze wohne, taufen lassen wolle. Bei dieser Taufe nun sollten alle Juden seines Gebietes zugegen sein, um die Ansprache zu hören, welche bei dieser Gelegenheit gehalten werden würde. Denn er wolle am Gerichtstage die Verantwortung nicht tragen, als habe er die Juden nur dem Leibe nach geschützt und für ihre Seelen keine Sorge getragen. Fresenius unterzog sich dem ihm gewordenen Auftrage. Des Abends vorher in Grumbach angekommen, erschienen jedoch bei ihm viele Juden im Schlosshofe und baten ihn, dass es ihnen nicht zugemuthet werden möge,

in die Kirche zu gehen. Da Fresenius ihnen aber zuredete, dass sie gehorchen möchten, suchten sie ihn durch Geld der Gewährung ihrer Bitte geneigter zu machen, selbstverständlich ohne Erfolg.

So stellten sich denn die Juden des Tages darauf vor der Kirche ein und hörten vor der Thür derselben ein Schreiben verlesen, dass sie nicht beschimpft werden sollten, sondern der Landesherr nur im Gefühl seiner Verantwortung ihnen die Gelegenheit geben wolle, die Wahrheit zu hören. Keiner von ihnen solle gezwungen werden, zum Christenthum überzutreten, sondern jeder dürfe auch noch ferner als Jude unter seinem Schutze wohnen bleiben; doch wünsche er, dass sie jetzt aufmerksam zuhörten.

Fresenius predigte darauf vor ihnen über Haggai 2, 7—10, über welche Weissagung er schon früher wiederholt ernste Unterredungen mit Juden gehabt hatte. Seine Ansprache dauerte nicht weniger als 3 Stunden. Die Juden hörten jetzt, da sie über die Folgen beruhigt waren, in der That aufmerksam zu, und ein Greis unter ihnen wurde so bewegt, dass die übrigen in Angst geriethen und ihn „übertäubten“.

Diesem Vortrage von Fresenius hatten auch viele Christen beigewohnt und einen lebhaften Eindruck von dem ganzen Vorgange empfangen, insbesondere aber war die Predigt selbst manchem Christen zu Herzen gegangen. Ein vornehmer Herr schrieb diesem Tage seine eigene Bekehrung zu und wurde das Mittel auch andere seiner Standesgenossen auf neue Wege zu führen. Fresenius wurde von jenem Mann um den Druck seiner Predigt ersucht, erklärte demselben aber, dass er den Gegenstand ausführlicher behandeln wolle, und schrieb dem Geheimrath zunächst nur die Hauptpunkte nieder, welche er ihm auch zu lesen gab.

Die Sorge um die Juden beschäftigte dann Fresenius noch weiter. Lange, so sagt er hernach in seiner Schrift, habe er eine grosse Neigung und einen unauslöschlichen Trieb, an den Juden zu arbeiten, empfunden. Ebenso aber habe ihn der Gedanke gedrückt, wie er selbst und wie die christliche Obrigkeit am jüngsten Tage bestehen würden, wenn sie ihre Pflicht gegen die in ihrem Gebiete wohnenden Juden vergässen. Christus und seine Apostel hätten keine Marter für uns gescheut, und wir sollten den Juden dafür nicht auch eine Gefälligkeit erweisen? Der Heiland habe sich nach seinem eigenen Zeugnisse unter grosser

Mühe zu sich zu sammeln gesucht. Dächte jeder an seinem Theile hieran, so würden sich Tausende von Juden jetzt sammeln lassen.

Von Niederwiesa als Prediger nach Giessen berufen, verfolgte Fresenius alsdann, durch die inzwischen erschienenen Berichte Callenbergs hierzu angeregt, besonders die Frage der Eingliederung der Proselyten in das allgemeine bürgerliche Leben der Christen. Ihm kam der Gedanke, dass Manufakturen für die zum Christenthum sich wendenden Juden angelegt werden möchten, und man versprach ihm auch Beiträge, wenn ein Proselytenhaus zu Stande käme.

1736 dann nach Darmstadt als Hofdiakonus versetzt, suchte er nun die Kreise der Hauptstadt und den Hof für ein weiteres Vorgehen in dieser Angelegenheit zu erwärmen. Er predigte 1737 einmal in der Schlosskirche über Matthäus 9 von der Liebe Jesu in der Aufnahme armer Sünder, wobei er besonders auch der Fürsorge für die bekehrten Juden gedachte und die üblichen Einwürfe gegen dieselben widerlegte. Der Minister Wieger wurde durch diese Predigt bewegt und bat Fresenius, seine Gedanken über diesen Gegenstand schriftlich aufzusetzen. Dieser that das, und Wieger legte dann den fraglichen Aufsatz dem Geheimrathscollegium vor, welches denselben dem Fürsten zur Kenntnissnahme überreichte.

Der Fürst nahm den Plan mit Freuden auf und erliess bei Gelegenheit seines 50jährigen Jubiläums 1738 eine Verordnung über eine nach den Vorschlägen von Fresenius zu errichtende Anstalt, für deren Herstellung er selbst 15,000 Gulden spendete. Ueber diese Anstalt wurde ein Collegium von weltlichen und geistlichen Räten gesetzt, als geistlicher Direktor Fresenius und zu dessen Unterstützung 2 Gehilfen, der Bruder des Direktors, Johann Friedrich Fresenius, und der bisherige Mitarbeiter am Institutum Johann Caspar Horst angestellt. Ein Oekonom sollte für den leiblichen Unterhalt der Proselyten sorgen und ausserdem dem Rechnungswesen der Anstalt vorstehen.

Die Aufzunehmenden, nämlich Christen aus der römischen Kirche, welche zur evangelischen übertraten, und Juden sollten in der Anstalt so lange verweilen dürfen, bis sie konfirmirt oder weiter versorgt wären. Zur Erbauung der nöthigen Gebäude und zur Erhaltung der Anstalt wurden Liebesgaben erbeten und

solche kamen auch von vielen Seiten, besonders aber auf einer Kollektenreise ein, welche der jüngere Fresenius unternahm.

Nach den Regeln der Anstalt sollten alle sich Meldenden, so weit die Mittel reichten, angenommen und Niemand von vorn herein abgewiesen werden. Jeder sollte dann zunächst eine Probezeit durchmachen, in welcher er unter geistliche Pflege genommen, aber auch zu körperlicher Arbeit angehalten werden sollte. Die sich in dieser Zeit bewährten, sollten dann länger in der Anstalt verbleiben dürfen, bis sie in die evangelische Kirche aufgenommen und bis auch für ihre weitere Unterbringung in irgend einem bestimmten Lebensberufe gesorgt wäre.

Sobald die Errichtung dieser Anstalt bekannt geworden war, schickte man nun von allen Seiten und aus allen Gegenden her ihr Juden zu, welche die Aufnahme in die christliche Kirche erbat. Natürlich war dieselbe nicht im Stande, so ungemessenen Ansprüchen zu genügen. Es wurde deshalb die übrigens doch nur sehr mässige Forderung gestellt, dass, wer eine Person nach Darmstadt schicke, gleichzeitig 12 Thaler einzusenden habe, damit der Ankömmling dafür 12 Wochen in der Anstalt verweilen dürfe. Für diesen billigen Preis sollten ihm Kost, Quartier und Bett gewährt werden. Zeige sich nun der Ankömmling redlich und fleissig, so könne er in diesem Zeitraume „einen genügsamen Grund vom Evangelium fassen“ und solle dann weiter behalten, im anderen Falle aber weggeschickt werden. Geschähe das letztere, so werde man das noch übrig gebliebene Geld zum Besten eines anderen, welcher von demselben Wohlthäter gesandt werden dürfte, aufbewahrt werden.

Betrüger wurden in der Anstalt fast stets sehr bald durchschaut. Praktischerweise legte man ein Verzeichniss der ordentlichen und unordentlichen Proselyten an und führte genaue Correspondenz über jede einzelne Persönlichkeit. Im Uebrigen aber hatte man den richtigen Grundsatz, dass man auch üble Erfahrungen nicht scheuen dürfe. „Wolle man diese nicht ertragen, so müssten das Predigt- und Lehramt und alle Obrigkeit aufhören. Christus und seine Apostel haben alle gerufen, wenn es gleich vergeblich war. Viele der Bekehrten des Paulus sind wieder abgefallen. Das hat er aber nicht für eine Schmach gehalten und darum sein Amt nicht niedergelegt. Richtig sei es, dass viele in der Anstalt nur den leiblichen Unterhalt suchten, aber zu Christo seien die meisten Leute auch nur aus demselben

Grunde gekommen, und doch habe er sich ihrer angenommen. Die Gelegenheit, den Herrn zu finden, solle man Keinem vorenthalten. Man lasse sich aber auch nicht durch die Besorgniss, Heuchler heranzuziehen, schrecken; denn die Arbeit der Anstalt ziele eben darauf ab, alle, wie immerhin ihre Gesinnung von Hause aus sein möge, zu Himmelskindern zu machen.“

Thatsächlich machte die Anstalt auch ganz überwiegend günstige und erfreuliche Erfahrungen. Als Fresenius am 28. Oktober 1742 nach Giessen versetzt wurde, um eine Stelle als Professor der Theologie an der dortigen Universität zu übernehmen, konnte er in seiner Abschiedsrede bezeugen: „Endlich hat mir Gott an dem hiesigen Orte eine grosse Menge von solchen Seelen zugeführt, welche vorher entweder ganz in der jüdischen Finsterniss oder in einem falschen Lichte (Katholiken) gewandelt haben. An vielen hat mich Gott die Freude erleben lassen, dass sie wahrhaftig bekehrt wurden, und bei vielen anderen ist es zu einer weiteren besseren Hoffnung gekommen, als wir leider von unseren meisten Namenchristen nimmermehr haben können.“

Die Zahl der durch Fresenius in seiner Anstalt der evangelischen Kirche in dem Zeitraume von 4 Jahren aus dem Katholicismus und dem Judenthum zugeführten Personen beläuft sich auf nicht weniger als 400; die grössere Zahl derselben waren Katholiken, aber ein ansehnlicher Theil auch Juden.

Leider ist mit dem Abzuge von Fresenius aus Darmstadt die Anstalt auch eingegangen. Wie dies gekommen ist, wird uns nicht mitgetheilt. Möglich, dass Ludwig VIII., welcher 1739 Ludwig VII. folgte, nicht den gleichen Missionssinn hatte und daher eine Fortführung der Anstalt nicht beliebte. Die Fonds derselben wurden allerdings zunächst noch hauptsächlich ihrem ursprünglichen Zwecke entsprechend verwandt, im 19. Jahrhundert dann aber anderen Kassen zugewiesen, besonders dem Pfarreibesserungs-, dem Schul- und Pädagogenfond. Den letzten Rest von 95 Pfennigen sendet jährlich das Darmstädter Ober-Consistorium an den Verein der Freunde Israels in Basel ein.

Ein solches Schicksal hatte die Anstalt nicht verdient, sondern der Versuch von Fresenius hätte wohl zu ihrer Fortsetzung ermuntern können. Es kam nur darauf an, Männer zu gewinnen, welche wie Fresenius willig genug waren, der geduldrigen Arbeit der Erziehung und Pflege der Taufbewerber sich zu unterziehen, dann versprach das Werk einen guten Fortgang.

Die Anstalt war überdem auch dadurch günstiger als andere Judenmissionsanstalten veranlagt, dass sie nicht bloss jüdische, sondern ebenso christliche Personen aufnahm. Unter diesen letzteren gab es viele ernste Seelen, welche den jüdischen Katechumenen ein Halt wurden. Jüdische Taufbewerber allein auf einander in derartigen Anstalten angewiesen, unterliegen sehr vielen Versuchungen und Gefahren und finden in sehr vielen Fällen an einander nicht die genügende Stütze, die rechte Mahnung und Reizung zum Vorwärtsdringen oder die Bewährung, welche sie in der Uebergangszeit besonders nöthig haben; sie haben vor einander sehr leicht auch nicht die nöthige Scheu. In Darmstadt war dies anders, wo sie eine erhebliche Zahl von Christen in der gemeinsamen Anstalt neben sich sahen, unter denen, neben unlauteren Elementen, doch eben auch viele mit ernst christlichem Sinne erfüllte Personen sich befanden.

In Giessen blieb Fresenius nur ein Jahr und wurde hierauf Senior in Frankfurt a. M. Er fuhr aber auch in diesen beiden Stellungen fort, für das Heil der Juden zu wirken. Das that er besonders durch seine Schrift: „Betrachtungen von Christo“. Mehrere dieser Betrachtungen sind ausdrücklich auf Juden berechnet. So die dritte, welche den Beweis aus dem Alten Testamente führt, dass Jesus der Messias sei. Im Voraus bemerkt Fresenius hier, er wolle in dieser Schrift besonders Studirenden zeigen, wie man die Juden angreifen und sie zu überzeugen suchen müsse. Ebenso wolle er lernbegierigen Juden und Proselyten gründlich und treulich in einem Büchlein zusammenstellen, wie sie selbst zur nöthigen Erkenntniss gelangen, andere in derselben befestigen und von ihren gewöhnlichen Ausflüchten und Vorurtheilen befreien könnten. Durch deutsche und kleinere Bücher aber erreiche man diesen Zweck eher, als durch lateinische, grosse und gelehrte Schriften. Nach seiner Erfahrung käme man mit den Juden am weitesten, wenn man sich ihnen gegenüber so viel immer möglich allein der Heiligen Schrift bediene und sich nicht in ihre talmudischen und rabbinischen Schwärmereien einlasse. Er vermeide es daher möglichst, in seinem Buche derartige Zeugnisse anzuführen. „Hören sie Moses und die Propheten nicht, so werden sie auch den Zeugnissen des Talmud nicht glauben.“

Hierauf tritt Fresenius den Beweis für die Messianität Jesu aus dem Alten Testamente an. Er behandelt zunächst die Natur und Beschaffenheit der auf den Messias abzielenden Weissagungen

des Alten Testaments überhaupt; sodann, dass der Messias nach den verschiedenen Stellen des Alten Testaments, auf die besonders eingegangen wird, schon vor 1700 Jahren hätte kommen müssen und thatsächlich auch gekommen sei. Die Einwendungen hiergegen werden widerlegt. Kapitel 3 führt aus, dass Jesus der Messias sei, und auch der Beweis hierfür wird aus dem Alten Testamente erbracht. In der vierten Betrachtung wird sodann das Neue Testament benützt; denn man dürfe es bei dem Alten nicht bewenden lassen, sondern solle die Juden auch durch das Neue überführen, dass sie Jesum als ihren Erlöser verehren müssen. Was für das Alte Testament und seine Propheten, das spreche auch für das Neue Testament und seine Apostel. Dre Charakter Jesu endlich, die Gewissheit seiner Auferstehung, welche das Zeugniß so vieler Menschen für sich habe, und die wunderbare Ausbreitung des Reiches Christi müsse die Juden im Gewissen überführen, dass Jesus ihr Messias sei.

In seiner lateinischen Disputation „über die pastorale Klugheit, dargestellt nach den Zeichen der Zeit“, gedenkt Fresenius ebenfalls der Juden und des Callenberg'schen Instituts, das er eben so sehr empfiehlt, als er die Saumseligkeit der Christen bei der Arbeit an den Juden beklagt. Stets blieb er ein warmer Freund der Halle'schen Anstalt und hat in seinem Wirkungskreise auch immer der Juden gedacht.

Scheiterte die Darmstädter Anstalt daran, dass man es christlicherseits nicht zu rechter Beständigkeit in der Sorge für die Katechumenen und Proselyten brachte, so zeigt auch noch ein anderer Fall, warum Missionsunternehmungen unter den Juden oft nicht gelingen wollen.

1735 trat in Berlin der Rabbiner Wolf Salomon zur reformirten Kirche über und erhielt in der Taufe die Namen Christian Friedrich August. Der König Friedrich Wilhelm I. von Preussen ertheilte ihm darauf die Erlaubniß, an der Universität Halle die orientalischen Sprachen zu lehren und wies ihm auf dem Reformirten Gymnasium einen Freitisch an. Während so für ihn selbst gesorgt war, sah er dagegen viele andere Proselyten wandernd umherirren und geistlich wie leiblich verkommen. Er richtete deshalb 1736 eine Schrift an den König von Preussen, in welcher er denselben um die Errichtung eines Hauses bat, in welchem Proselyten und Taufbewerber Aufnahme finden, und so die Juden nicht länger durch das Schicksal ihrer früheren Glaubensgenossen

von der Taufe abgeschreckt werden möchten. Chr. Fr. August schlug die Errichtung einer Leinen- oder Wollenfabrik vor, in welcher die Aufgenommenen sich ihr Brod verdienen und zugleich geistliche Pflege geniessen sollten. Auch weibliche Personen müssten zugelassen und mit weiblichen Arbeiten beschäftigt werden. Für sich selbst erbat er die Stelle eines Unterinspectors an der Anstalt, um als solcher seinen Brüdern geistliche Handreichung zu thun. Sein Vorschlag fand bei König Friedrich Wilhelm I. kein Gehör.

Später wiederholte Chr. Fr. August denselben dem Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar gegenüber. Dieser ging auf den Plan ein und erklärte sich bereit, in der Bergstadt Dorenberg eine derartige Manufaktur zu errichten und für die kirchliche Versorgung der Proselyten und Katechumenen eine reformirte Proselytenkirche zu erbauen. 1741 erliess der Herzog eine öffentliche Aufforderung, dass man ihm zur Ausführung seines Planes eine Beisteuer gewähren wolle, und forderte zugleich Christen auf, nach Dorenberg zu ziehen, um an der betreffenden Manufaktur zu arbeiten. Die dem Rufe Folge leisten würden, sollten eine zwölfjährige Abgabefreiheit erhalten. Ein Kaufmann Joh. Heinr. Krellmann und Chr. Fr. August sollten dem Werke vorstehen und beide zunächst auf einer Collektenreise die Mittel für dasselbe sammeln. Der Aufruf des Herzogs hatte aber einen sehr geringen Erfolg, und dazu liefen in Weimar beim Hofe Gerüchte ein, dass August, der sich auf die Collektenreise begeben hatte, die Gelder veruntreue. Schon als der genannte Proselyt sich in Berlin befand, geschah dies. Ein Rechtfertigungsschreiben desselben scheint die Besorgniss des Herzogs einstweilen beschwichtigt zu haben. Jedesfalls liess er August weiter reisen. Derselbe kam dann auch bis Holland, hernach aber wird seiner nicht mehr Erwähnung gethan, sondern es heisst, er sei mit den ihm anvertrauten Geldern davongelaufen. Ob diess der Fall gewesen ist oder nicht, lässt sich jetzt nicht mehr ermitteln. Der Herzog war fest überzeugt, dass August ein Betrüger war, liess das Unternehmen sofort fallen und hielt von da ab alle Proselyten für Heuchler und Schurken, so dass er es nicht gestatten wollte, einen Juden in seinem Lande zu taufen.

Man war in dem Unternehmen nicht mit der rechten Weisheit vorgegangen und hatte den Plan desselben sofort zu umfangreich angelegt, statt klein zu beginnen und dann vorwärts zu

schreiten. August hatte man in eine verführerische Lage gebracht und alsdann unbeschens dem allgemeinen Verdachte gegen Proselyten Raum gegeben; in ähnliche Fehler aber verfällt man noch jetzt sehr oft den Proselyten gegenüber.

m. Die Brüdergemeine.

Zinzendorf, der Passagier in Sonderbare Gespräche 1739, neu herausgegeben von Dr. A. Petersen. Jena, Fromann 1880. Saat auf Hoffnung, Ostern 1864. Geschichten und Charakterzüge aus Graf Zinzendorfs und der ersten Brüdergemeine Verhältnisse zu den Juden. Saat 79, Forts. 3, 177 ff. Dibre Emeth 1871, 43 ff. Dober, Lieberkühn und andere S. 65 ff. S. 97 ff. Lieberkühn, Zinzendorf, D. Kirchhof und dessen Frau (Esther Grünbeck) 1880 S. 135 ff. Graf Zinzendorf und Samuel Lieberkühn von C. Axenfeld. Köln 1873. Vormbaum, Zeitschrift 1872 Forts. 2. Rheinisch-westphälisches Missionsblatt 1875 Nr. 5.

Der Einfluss von Spener und Franke, unter dem Graf Zinzendorf von Jugend auf stand, hat in demselben auch schon früh Missionsgedanken wach gerufen. Der Knabe bereits stiftete auf dem Halle'schen Pädagogium unter seinen Altersgenossen einen Senfkornorden, der die Bekehrung der Juden und Heiden auf das Herz nahm. Und es waren nicht bloss jugendliche Einfälle oder Schwärmereien gewesen, welche ihn zu solchen Gedanken und Unternehmungen brachten, sondern der zum Manne Herangereifte führte hernach aus, was der Knabe geplant hatte.

Zinzendorf hat denn auch später nicht bloss der Heidenmission seine Theilnahme zugewandt, sondern die Bekehrung der Juden ist ihm ein stetes Anliegen geblieben. Das Callenberg'sche Vorgehen besonders zog seine Aufmerksamkeit auf sich und wies ihn in ernsterer Weise auf die Juden hin. Schon früh sehen wir ihn die Schriften des Institutum zur Verbreitung unter den Juden erbitten und ebenso den Juden selbst mit dem mündlichen Zeugnisse entgegentreten. Im Jahre 1731 wird z. B. nach Halle berichtet (Bericht 6, 5 ff.), dass eine gewisse Standesperson in Franken von der Judenschaft durch Deputirte ersucht worden sei, ihnen zu erlauben, dass sie den erbaulichen Versammlungen auf dem Schlosse beiwohnen dürften. Als sie die Erlaubniss bekommen, seien bei 20 Juden, Jüdinnen und Kinder erschienen, zu deren Unterricht eine vornehme Person eine Rede gehalten über Mel-

chisedek nach 1 Mose 14, 17—20 und den 110. Psalm von ihrem ewigen Mittler und Hohenpriester. Sie habe alle ihre Beweisgründe aus dem Alten Testamente genommen und dabei immer auf das Zeugniß des Herzens, den Busskampf und den Sieg mit Jakobs Waffen nach Hosea 2, 2. 4 gedungen. Die Juden seien theils bis zu Thränen gerührt worden.

Unter dieser vornehmen Person ist, wie es Spangenberg und hernach Zinzendorf selbst mitgetheilt haben, der Graf zu verstehen, der 1730 in Berleburg verweilte.

Von da ab blieb Zinzendorf im Verkehr mit vielen Juden, besonders in jener Gegend. 1736 kam er, aus Sachsen verbannt, nach der Wetterau. In den verfallenen Mauern der Ronneburg, welche ihm der Graf Isenburg als Wohnsitz anwies, hatten sich 56 Familien Juden, Zigeuner und verdächtige Leute angesiedelt. An diesen allen und besonders an den Juden arbeitete er nun mit der ganzen Kraft und Innigkeit seines liebewarmen und um die Seligkeit Aller ringenden Herzens. Es war ihm wie wenigen Menschen gegeben, die Herzen Anderer zu bewegen; das erfuhren auch die Juden, welche dort sein Zeugniß vernahmen. Glaubrecht schildert in seinem Buche: „Zinzendorf in der Wetterau“ diesen Verkehr Zinsendorfs mit den dortigen Juden und die Bekehrung eines alten Israeliten Abraham.

In dieser Zeit und in Folge der hier gemachten Erfahrungen richtete Zinzendorf an die Juden jener Gegend, zu denen besonders auch ein gewisser Nunez d'Acosta gehörte, den er unter grossen eigenen Entbehrungen aus Amerika mit herüber genommen hatte, einen Brief, welcher seinen Verkehr mit den Juden und seine eigentliche Geistesart in besonderem Maasse kennzeichnet, überdem aber zu den bedeutendsten Zeugnissen gehört, die jemals wahrer Missionssinn den Juden entgegengebracht hat. Derselbe lautet:

„Ihr lieben Juden in dieser Gegend. Ich wollte euch gern sehr loben wegen eurer bisherigen und nun so vielhundertjährigen Pünktlichkeit in eurem Gesetz; ich wollte mich mit euch über unseres Königs und Gottes erstaunliche Härte wundern, der euch nach eurem grossen und himmelschreienden Götzendienst, Vergehungen und Greueln nie über 70 Jahre hat zappeln lassen, nun aber bald 1700 Jahre in der äussersten Verlegenheit ohne Tempel und Opfer lässt, da ihr gar nichts gethan habt und nur eifriger in eurer Religion gewesen seid als vor und nach eurer Verstörung:

wenn euch nicht euer eigenes Herz sagte — so viel euer vor Nahrungssorgen, vor Blindheit oder Widrigkeit gegen die sogenannten, auch mit allem Recht abominablen Christen zum Nachdenken fähig sind — dass eure jetzige hartnäckige Andacht die Ursache seines Grimmes über euch sei.

Denn weil es der eigentliche Charakter der Juden ist, allemal zu widerstreben — das Zeugniß geben euch eure eigenen Propheten, Moses nennt euch schon ein halsstarriges Volk — so habt ihr immer, wenn ihr einen Gott habt anbeten sollen, etliche haben wollen; wenn ihr hörtet, er wäre unsichtbar, so wolltet ihr ihn sehen. Seitdem ihr hört, er habe sich dreifach geoffenbart, so dringt ihr auf die Einigkeit seiner Natur; und seitdem man euch sagt, er habe sich unter den Menschen sehen lassen, so dringt ihr darauf, dass Niemand ihn sehen könne. Als er euch in den Tempel wies, so liefet ihr auf alle Berge hinaus; nun er euch Freiheit giebt, allenthalben zu beten, so hättet ihr gern einen besonderen Ort.

Da er euch seine Gebote und Rechte lehrte, sagten eure Väter zu Mose: „wir wollen“, und es war nicht ihr Ernst; zu Jeremia: „wir wollen nicht“, und was sie auch thaten, das hiess Last, unerträgliche Last. Seitdem er euch versprochen hat, er wolle euch nicht mehr zwingen, sondern einen Bund mit euch machen, der ganz anders sein soll, als der vorige, euer Herz solle willig und heilig werden, so wollt ihr lieber 600 Gesetze halten, als das selige Herz annehmen, das ihr haben könnt, und die Freiheit, die euch gegönnt ist.

Ihr wollt lieber Israel, das doch eine Kreatur ist, vergöttern und ihm Namen beilegen (Jesaia 53), die Niemand als Gott zukommen, als dass ihr einen Messias ansehen wollt, wo er ist, und erkennen, dass er zuerst in einer armen Gestalt und darnach erst herrlich erscheinen wird.

Das ist die Ursache, warum ich euch bisher noch nichts von meinem Lamme gesagt, das ich doch in so vielen Gegenden der Welt predige und predigen lasse, und das mir doch nie aus Herz und Munde kommt. Das ist die Ursache, warum ich meinem Nunez d'Acosta so wenig als euch davon vorsage, ob er gleich in meinem Hause und Brote ist und mich gewiss als seine Seele liebt.

Ihr müsst erst euren Sinn ändern, ihr müsst erst Kinder werden, ihr müsst erst eure Selbstgerechtigkeit fahren lassen und

glauben, dass ihr verlorene Sünder seid, die Jemand brauchen, der sich ihrer erbarme zeitlich und ewig.

Alsdann, meine um der Väter willen geehrte Väter, und um meines auch um euch geschlachteten Lammes willen innig geliebte Freunde, will ich euch mit Freuden- und Liebestränen von dem vorsagen, ohne den ich weder leben noch selig werden will, und mit dem ich lieber in der Hölle, als ohne ihn im Himmel sein wollte. Ihr wisst wohl, wen ich meine.“

Dieser Brief kennzeichnet nach allen Seiten die Art, wie Zinzendorf Mission unter den Juden trieb. Auf dem Schiffe, das ihn mit Nunez d'Acosta nach Europa herüberführte, überliess er diesem und seiner Frau seine Cajüte, weil die letztere leidend war, und schlief selbst schlecht gebettet unter der ganzen Menge des gewöhnlichen Schiffsvolkes. Er enthielt sich sodann selbst aus freiem Entschluss aller der Speisen, welche den Juden verboten sind, und beobachtete auch den Sonnabend neben dem Sonntage als Ruhetag. Den Juden war er recht eigentlich ein Jude geworden, um ihrer etliche zu gewinnen.

Den vielbetretenen Weg der blossen Verstandesüberführung vermied er, dafür wandte er sich desto ernstlicher und eindringlicher an ihre Gewissen. Er hatte es klar erkannt, dass ihre Selbstgerechtigkeit, ihre Hoffahrt und die Vergötterung, welche sie mit ihrem Volke trieben, der Anerkennung Jesu als des Heilandes, Erlösers und Versöhners unter ihnen am meisten im Wege stünden. Für diesen ihren tiefsten und so fest gewurzeltten Schaden suchte er ihnen desshalb vor allem die Augen zu öffnen und hierzu besonders das Schriftzeugniss ihren Herzen nahe zu bringen. Dabei ging er aber auch in pädagogischer Weise zu Werke. Er trat ihnen nicht mit der fertigen Dogmatik entgegen, deren Anerkennung er alsbald von ihnen gefordert hätte, sondern suchte in ihnen ein Gefühl dafür zu erwecken, dass sich in Wahrheit nur durch Christum die Fragen des Herzens und die Räthsel des Lebens, besonders aber auch die Räthsel ihrer Geschichte in Vergangenheit und Gegenwart lösten, und allein die Bekehrung zu Jesu ihnen Hilfe zu bringen vermöge.

Von solchen Grundsätzen geleitet, verfasste er auch die beiden von den Juden handelnden Gespräche (12 und 13) in der Schrift: „Der Passagier oder Sonderbare Gespräche u. s. w.“ 2. Aufl. Altona 1739. Im 12. Gespräch tritt er zunächst der Missachtung und Misshandlung entgegen, die man damals den

Juden widerfahren liess, und zeigt sodann, wie sich unter den Christen leicht eine pharisäische Gesinnung über die Juden erhebe, während man es doch selbst nicht besser mache. Endlich weist er aber darauf hin, warum Christen Ursache hätten, die Juden noch mit anderen Augen anzusehen.

Im 13. Gespräch wird die Sache mit einem Juden selbst geführt. Das Elend, in welchem sie sich befinden, werde aufhören, wenn sie es lernen wollten, sich vor dem Messias zu demüthigen, welchen Jesaia 53 bezeugt. Dort sei der Messias verheissen, welcher die Sünde davontragen und darüber sein Leben zum Opfer darbringen, auf diese Weise aber auch die Vielen gerecht machen werde. Von eben solchem Messias rede und handle das Neue Testament und nenne also den, welcher nichts anderes als eine Bestätigung der Propheten sei, während der Talmud einen Messias predige, den kein Prophet so beschrieben habe, und von dem das Alte Testament nichts wisse. Freilich verklage man jüdischerseits den Messias des Neuen Testaments, dass er das Gesetz aufgehoben habe und dass er so ein Verführer Israels habe werden wollen. Aber er habe vielmehr, obwohl er für seine Person das ganze Gesetz pünktlich gehalten, den verheissenen neuen Bund aufgerichtet; und also sei es nur eine Sache der Freiheit für den einzelnen Juden, ob er noch das alttestamentliche Gesetz beobachten wolle oder nicht. „Darüber disputire ich nicht, weil ich z. B. gute Seelen unter uns kenne, die aus Liebe zu euch sich aller der Speisen enthalten, die euch verboten sind.“

Wiederholt hat er dann in seinen Reden an die Gemeinde dieselbe auf die Juden hingewiesen, und die Hindernisse bezeichnet, welche der Bekehrung der Juden und dem geistlichen Wachsthum der Getauften im Wege stünden. Dass so viele Proselyten hernach innerlich wieder zurückgingen, habe besonders in dem tiefen Hochmuth der Juden und zumal der Gelehrten unter ihnen seinen Grund. „Sie nehmen die christliche Wahrheit an, weil sie sich aus der Bibel legitimirt, aber sie haben nicht das gehörige Gefühl, das Feuer in den Gebeinen über den auf ihnen liegenden Fluch über der Blutschuld an ihrem Schöpfer. Es muss bei einem bekehrten Juden noch immer über dem Denkmal der Schuld seines Volks blutige Zähnen setzen.“ Um so mehr liess er sich bei solcher Erkenntniss die geistliche Pflege der zur Brüdergemeine gekommenen Juden angelegen sein.

Als eine Anzahl von Juden und Proselyten zur Gemeinde übertrat, nahm die Hoffnung Zinzendorfs für die Juden eine weitere, etwas überschwängliche Gestalt an. Er hoffte aus denselben eine besondere juden-christliche Gemeinschaft inmitten der allgemeinen Brüdergemeinde bilden zu können, welche dann eine ganz besondere Anziehung auf die Juden ausüben werde. Aber die Erfahrung belehrte Zinzendorf und die Seinen, dass Erwartungen und Hoffnungen solcher Art noch nicht an der Zeit seien, und so wurde denn auch der Plan, eine derartige Gemeinde zu stiften, hernach wieder fallen gelassen.

Bis an sein Ende erhielt jedoch Zinzendorf den Juden seine Theilnahme. Noch am Jahresschluss 1759, also ein Jahr vor seinem Tode, äusserte er: „Die Arbeit an den Juden ist auch fortgegangen, und ich habe sie in keinem Jahre angenehmer gefunden als in diesem. Es ist bei ihren Besuchen in Zeist oft gründliche Nachfrage geschehen, und es ist ein merklicher Unterschied gegen alle bisherigen.“

Solche Gesinnung gegen die Juden blieb aber allerdings nicht auf Zinzendorf selbst beschränkt, sondern übertrug sich auch auf die Gemeinde, die in seine Gedanken und Bestrebungen gern einging, weil sein Geist in ihr lebte. Zuerst von allen evangelischen Kirchen hat die Brüdergemeinde die Juden in ihre sonntägliche Litanei eingeschlossen. Besonders wurde ihrer während der früheren Zeit der Gemeinde am Jom Kippur, dem jüdischen Versöhnungstage gedacht. Knieend wurde hier für Israels Bekehrung von der ganzen Gemeinde gebetet. Das tiefergreifende Gebet, welches Zinzendorf am Versöhnungstage 1739 in gebundener Rede vor der Versammlung knieend darbrachte, ist noch erhalten, und das Gesangbuch der Brüdergemeinde enthielt schon früh Lieder, welche die Bekehrung der Juden erflehten.

Ganz besonders aber verdient es Erwähnung und Anerkennung, dass die Brüdergemeinde die erste evangelische Kirche gewesen ist, welche die Judenmission als ein Werk ihrer Kirche selbst trieb, und welche es nicht der privaten Liebeshätigkeit überliess. In ihrem Namen und Auftrage gingen ebenso wie unter die Heiden Missionare unter die Juden. Hier zuerst wurde die Mission ein kirchliches Werk.

Die erste eigentliche und direkte Missionsarbeit in der jungen Kirche wurde Johann Leonhard Dober, der auch ihr erster Heidenmissionar gewesen ist, übertragen. Nach seiner Rückkehr

aus Westindien, wo er unter den Negern gearbeitet hatte, erhielt er den Auftrag, 1738 nach Holland zu gehen, um dort besonders den Juden das Evangelium zu bezeugen. Ein und ein halbes Jahr arbeitete er denn auch unter den Juden von Amsterdam. Mit demselben Eifer und von demselben gewaltigen Liebesdrange getrieben, wie zuvor unter den Negern, sehn wir ihn im Judenhoeck jener grossen Stadt wirken, während er sich zu gleicher Zeit mit seinen Händen unter saurer Mühe sein tägliches Brod erwarb; und dadurch nicht minder als durch sein Wortzeugniss wurde er eine gewaltige Predigt an die Herzen der Juden. 1739 aber wurde er von diesem Arbeitsposten abgerufen und erhielt in Samuel Lieberkühn einen Nachfolger, der seiner Aufgabe in besonderem Maasse gewachsen war und nicht bloss der bedeutendste Judenmissionar der Brüdergemeine geworden ist, sondern überhaupt auch als ein hervorragender Zeuge Christi unter den Juden stets genannt werden wird.

Samuel Lieberkühn ist 1710 in Berlin geboren. Als Kind hatte er Freundlichkeiten durch Juden erfahren und von da ab stets eine besondere Zuneigung zu ihnen empfunden. Sein Vater, der Hofgoldschmied des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preussen war, stand mit Spener, Franke, Schade und den bedeutendsten Pietisten in reger Verbindung. Desshalb sandte er denn auch später seinen Sohn ins Franke'sche Waisenhaus, von welchem aus er auf die Universitäten Halle und Jena ging, um Theologie zu studiren. Schon während seiner Studienzeit verkehrte er mit mehreren Gliedern der Brüdergemeine. 1732 aber sah er, auf der Universität Jena studirend, seine Aufmerksamkeit von Neuem auf die Juden gerichtet. Die vertriebenen Salzburger Protestanten kamen damals durch jene Stadt, und Lieberkühn entschloss sich, sie als ihr Reiseprediger bis nach Königsberg zu begleiten. Als die Schaaren der Emigranten aber durch Jena zogen, legten die Juden für dieselben eine besondere Theilnahme an den Tag, und einer derselben rief beim Anblicke der dahinziehenden Menge aus, dass sie an die Zeit erinnert würden, wo der Messias erscheinen und sie in solchen Haufen nach Kanaan führen werde.

Diesen Ausspruch jenes Mannes hörte Lieberkühn und derselbe führte ihn zu weiteren Unterhaltungen mit Juden, in welchen sich dieselben auf die Schrift dafür beriefen, dass ihnen noch eine Rückkehr in ihr Land bevorstehe. Lieberkühn las hierauf die

Verheissungen der Schrift für Israel nach, und das veranlasste ihn, fortan den Juden eine weitere Fürsorge zuzuwenden. Schon auf seiner Reise mit den Salzbergern trat er deshalb überall mit den Juden in Verkehr und erlernte dazu das Jüdisch-deutsche.

Auch nachdem er 1735 Mitglied der Brüdergemeine geworden war, blieb er seiner Neigung für die Juden treu. Er begleitete den Grafen Zinzendorf unter die Juden der Wetterau und suchte sie in Franken auf. Viele derselben gewannen ihn bei dieser Gelegenheit so lieb, dass sie ihm schriftlich dankten und es bekannten, es sei noch Niemand mit ihnen so liebevoll umgegangen. Im folgenden Jahre besuchte er die Juden der Mark Brandenburg und 1737 von Herrnhut aus die in Böhmen. Hier erhielt er dann den Auftrag, nach Amsterdam zu gehen.

In Holland widmete er sich ganz dem Dienste der Juden. Um recht mit ihnen verkehren zu können, liess er sich durch einen Rabbi in das Gebrauchthum der Juden einführen und besuchte fast täglich ihre Gottesdienste. Dadurch eignete er sich eine solche Kenntniss alles Jüdischen an, dass ihn die Juden bald für einen Proselyten, der wieder zu ihnen zurückkehren wolle, und bald für einen Kundschafter hielten, der Material gegen sie zu sammeln beabsichtige, bald wieder für einen Menschen, welcher die Ihrigen zum Abfall verleiten wolle, so dass er einmal nur mit Noth grober Misshandlung entging.

Befragt, was er unter ihnen wolle, antwortete er den Juden, er sei ihr Freund und wolle sehen, ob Jemand unter ihnen den Weg zum Leben kenne, damit er sich mit demselben vertraulich besprechen möchte. Der Rabbi, welcher ihn unterrichtete, fühlte den Einfluss, welchen Lieberkühns Umgang auf ihn ausübte, so tief, dass er ihm erklärte, nach der Ueberzeugung seines Herzens könne er nicht Jude bleiben.

Allgemein erwiesen ihm die Juden ein besonderes Vertrauen und er wurde selbst in eine jüdische Gesellschaft als ordentliches Mitglied aufgenommen. Um ihnen aber recht nahe zu kommen, vermied er alles, was ihnen Anstoss geben konnte, und genoss deshalb selbst die Speisen nicht, welche den Juden verboten sind. Durch das alles hatte er sich denn auch ein solche Achtung unter den Juden Hollands erworben, dass ihn dieselben ganz allgemein den Rabbi Samuel nannten und ihn einmal selbst in Gröningen zu einem öffentlichen Vortrage in der Synagoge aufforderten.

1740 fand Lieberkühn auch in England Eingang. Als er 1751 in Zeist Bruderprediger wurde, besuchten die dortigen Juden fleissig seine Predigten. 1756 reiste er unter den Juden Böhmens umher. In demselben Jahre aber kehrte er noch einmal nach Amsterdam zurück und wurde von den dortigen Juden mit besonderer Freude aufgenommen. Damit schloss er seine eigentliche Missionsthätigkeit in Holland, die also im Dienst der Brüdergemeine 20 Jahre hindurch geschehen war. Doch war er nun durch sein Wirken unter den Juden so weit bekannt geworden, dass er in der Folgezeit überall, wo er sich aufhielt, selbst von ihnen aufgesucht wurde, und das geschah besonders durch polnische Juden, als er von 1765—1777 Prediger im schlesischen Neusalz war.

Lieberkühn hatte aber auch eine besondere Weise, mit den Juden umzugehen. Den Disputationsweg schlug er in seinem Verkehr mit ihnen gar nicht ein, sondern seine Erfahrung führte ihn auf andere Bahnen. Er hat, von der Brüderunität hierzu aufgefordert, im Jahre 1764 „nach dreissigjährigem Umgang mit den Juden“ selbst seine sogenannte Methode, mit den Juden umzugehen, schriftlich niedergelegt, und dieselbe verdient bei allen, welche Mission unter den Juden treiben oder auf sie geistlich einwirken wollen, wenn auch nicht alles in ihr die gleiche Zustimmung finden kann, besondere Beachtung. Lieberkühn spricht sich unter anderem so aus:

„Die Juden müssen fühlen, dass man selbst eine brennende Liebe zu seinem Heilande und eine aufrichtige Liebe zu seinem Volke Israel habe. Die Methode, deren ich mich in den Unterredungen mit ihnen bediene, habe ich aus der Apostelgeschichte erlernt, und sie besteht in folgenden 4 Punkten. Zuerst: dass Jesus der Gekreuzigte der Messias ist, der uns durch seinen Tod mit Gott versöhnt hat, und durch welchen wir allein Gnade und Vergebung der Sünden erlangen. Von diesem Punkte lasse ich mich nicht abbringen, und wenn sie mich in eine andere Materie hineinziehen wollen, z. B. von der Dreieinigkeit, so zeige ich ihnen, dass man davon miteinander nicht reden kann, bis man erst an Jesum glaubt. Die Erfahrung, dass es nutzlos ist, die Messianität Jesu aus den Weissagungen zu beweisen, weil die ungläubigen Juden, nachdem sie gesehen haben, dass die Christen diese Stellen gegen sie gebrauchen und anführen, dieselben alle verdreht und auf etwas anderes gedeutet haben, hat mich dahin geführt, dass ich die Wahrheit von der Messianität Jesu nur mit

dem Argumente darthue, „weil er selbst es gesagt hat.“ Dieses Selbstzeugniss habe Jesus mit seinem Tode besiegelt, die Gewissheit seiner Auferstehung aber trügen unzählige Christen in sich selbst.

Sodann gebe ich 2) zu, dass die Verheissungen des Alten Testaments von ihrer Erlösung aus der jetzigen Gefangenschaft noch nicht erfüllt sind, aber in Erfüllung gehen werden, und zwar wieder allein durch Jesum Christum, der ihnen alles Gute thun werde, ob sie ihn gleich jetzt nicht lieb haben.

3) Soll man ihnen einräumen, dass sie ihr Gesetz behalten können, wenn sie an Jesum gläubig geworden sind; denn die Gerechtigkeit kommt nicht aus dem Gesetz, sondern bei Juden und Heiden aus dem Glauben an Jesum.

4) Müssen die Juden einen rechten Begriff von dem Volke Gottes unter den Goim bekommen, damit das Aergerniss aufhöre, welches sie an den Christen haben.

Nach dieser Methode habe ich bisher meinen Umgang mit Juden eingerichtet, und es hat zuletzt auch in Zeist einen schönen Anschein bekommen, dass noch ein Segen für dieses Volk herauskommen werde.“

Auch den orthodoxen jüdischen Glauben seiner Zeit stellte Lieberkühn in einem kurzen Bekenntnisse dar.

Zinzendorf hatte ganz recht, wenn er in der Jahresschlussansprache von 1759 über das Wirken Lieberkühns das Urtheil fällte: „Ich glaube gewiss, dass unser Bruder Samuel seinen Zweck erhält, dass in der ganzen jüdischen Nation, so weit er gelangt ist, ein Aufmerken auf das ist, was der liebe Gott in Zukunft thun wird.“

Auch die Callenberg'schen Berichte erzählen von lebhafter Verhandlung der christlichen Fragen unter den Juden Hollands während jenes Zeitraumes. Und dass dies der Fall war, muss neben der Einwirkung holländischer Christen auf die Juden ihrer Umgebung, besonders den Bemühungen der Halle'schen Missionare und Lieberkühns zugeschrieben werden. In den Callenberg'schen Berichten aus der Zeit der Wirksamkeit Lieberkühns in Holland begegnen wir denn auch den Spuren der Thätigkeit desselben in jenem Lande. So wird Callenberg 1754 von einem Proselyten Philipp Johann Christ aus Stettin besucht. Dieser erzählt dem Professor von einem Manne mit Pockennarben in Amsterdam, welcher auf sein eigenes inneres Leben und das des jüdischen Herrn, be-

dem er dort früher diente, den nachhaltigsten Einfluss ausgeübt hat. Ob jener, der ein reicher Wechsler war, auch zur christlichen Kirche übergetreten ist, erfahren wir nicht, wohl aber ist dies mit dem eben erwähnten Christ geschehen. Er hat das, was er von Lieberkühn gehört hat, nicht mehr vergessen können und nicht eher Ruhe gefunden, als bis er die Taufe empfangen hatte. Missionar Pauli aber fand in Amsterdam ein Jahrhundert später noch die Spuren der Wirksamkeit Lieberkühns vor. Er traf dort einen gelehrten Juden an, dessen Grossvater durch Lieberkühns Zeugniß für das Christenthum gewonnen worden war, und den die Juden dafür auf die Seite gebracht haben. In dem Enkel desselben wiederholte sich hernach der Seelenkampf, welchen der Grossvater in sich selbst durchgestritten hatte.

Lieberkühn besass übrigens auch eine besondere Gabe, die Jugend anzufassen. Er galt als der tüchtigste Katechet der Brüdergemeinde, und sein Lehrbüchlein für Kinder wie seine Harmonie der 4 Evangelisten sind lange im Gebrauch der Gemeine geblieben. In seinen letzten Jahren bediente er verschiedene Gemeinden, die zu Herrnhag, Zeist, Herrnhut und Neusalz und starb 1777. Sein Name war für die Brüdergemeinde eine Erinnerung, der Juden nicht zu vergessen. Nachdem Lieberkühn von Amsterdam abgerufen war, wurde in dieser Stadt Otto Wilhelm Hesse sein Nachfolger im Missionsberuf; doch starb derselbe bald. Der Diakon der Gemeinde erhielt dann von Zeit zu Zeit den Auftrag sich auch der Juden in Amsterdam anzunehmen.

Die Arbeit der Brüdergemeinde an den Juden trug ganz den Charakter ihrer übrigen Thätigkeit. Sie ging in stiller Weise vor sich, richtete sich mit grosser Sorgfalt auf einzelne hin und war von dem Bestreben geleitet, den Juden möglichst geräuschlos nahezukommen. Als etwas ganz Besonderes wird es in den brüdergemeinlichen Berichten erwähnt, dass Lieberkühn einmal in einer Synagoge die versammelten Juden angedet habe. Bei den Missionaren des Institutum kam dies so häufig vor, dass wir uns nicht erst die Mühe geben dürfen, die einzelnen Fälle nachzuzählen. Die Hauptaufgabe der Brüderkirche lag aber darin, dass sie bereits getaufte Juden in ihre Pflege und Erziehung nahm; in diesem Stücke hat sie mehr als die anderen zeitgenössischen Kirchengemeinschaften geleistet. Und es scheint überhaupt, als ob der Brüdergemeinde noch mehr als die Gabe, unter die Juden selbst missionierend zu treten, jene andere verliehen worden sei,

unter treuer Pflege das christliche Leben und den christlichen Charakter von Proselyten zu bilden. Je wichtiger gerade dieser Theil der Mission ist, desto mehr möchte man wünschen, dass die Brüdergemeine auch weiter auf denselben ihr Augenmerk richtete. Und zu bedauern bleibt es, dass die erste evangelische Kirche, welche die Arbeit an den Juden als eine Aufgabe der Kirche selbst behandelt hat, diese ihre Stellung in späterer Zeit verliess.

Von Proselyten aus dem Judenthum inmitten der früheren Brüdergemeine sind einige zu erwähnen. Aus jüdischem Geschlecht stammte Magdalena Auguste Navrazky oder Naferoffsky. Ihr Vater war Johannes Navrazky oder Naferoffsky. *) Derselbe, geboren 1672 in Posen, hiess als Jude Isaak und war der Sohn eines Mosche Bar Chaim. Der Vater, Pächter bei einem polnischen Edelmann, starb früh, und der Sohn genoss gar keinen Unterricht. Als die Mutter die Pacht aufgeben wollte, wurden ihr falsche Rechnungen geschrieben, und sie wurde, nachdem sie ausgeplündert worden war, weggejagt. Der Sohn aber wurde von einem Edelmann mit Gewalt zurückbehalten und hernach, ohne gefragt zu werden, in der katholischen Kirche getauft. Als die Sachsen nach Polen kamen, tauschte ihn ein sächsischer Offizier von dem Edelmann gegen einen Hund ein. Bei dem Offizier genoss er nun eine sehr liebevolle Behandlung, die ihm nach der früheren barbarischen doppelt wohl that. Sein jetziger Herr war auch um sein Seelenheil bekümmert, starb aber sehr bald. In dieser Zeit lutherisch geworden, zog er in den nächsten Jahren als Proselyt bettelnd umher, liess sich dann in Gotha bei der Miliz anwerben und heirathete später eine frühere Wärterin der herzoglichen Kinder. Jetzt nährte er sich redlich von einem Handel und wurde ein wahrhaft frommer Christ. Er starb 1750.

Seine Tochter Magdalena Auguste liess schon als Kind ein sehr frommes Gemüth erkennen. Darum und weil sie eine überaus liebevolle Erscheinung war, wurde sie an den Hof gezogen und hatte mit den heranwachsenden Prinzessinnen den vertrautesten Umgang. Von vielen Seiten zur Frau begehrt, reichte sie, 17 Jahre alt, dem Bildhauer Michael Grünbeck ihre Hand. Durch ihre Brüder wurde sie mit der Brüdergemeine und Zinzen.

*) M. Fr. Albr. Augusti, Frommer Proselyten Trost u. s. w. 1755. Lebensbild 15.

dorf bekannt, sammelte jetzt, von Anna Nitschmann, dieser hervorragenden Frau der damaligen Brüdergemeine, dazu angeregt, viele Frauen zu gemeinsamer Erbauung um sich und übte auf viele Gemüther einen grossen, wohlthuenden Einfluss aus. Seit 1735 rechnete sie Zinzendorf zur Brüdergemeine, in deren Dienst sie hernach mehrere wichtige Aemter verwaltet hat, und wurde bald zur Aeltesten der Schwestern eingesegnet; ihr Mann, der sie innig verehrte, folgte ihr gern.

Erst in dieser Zeit erfuhr sie es, dass sie jüdischer Abstammung sei, zeigte nun aber auch eine besondere Liebe für das jüdische Volk. Als ihr erster Mann starb, glaubte Zinzendorf die Sammlung und Stiftung eines jüden-christlichen Kreises in der Gemeine besonders durch ihre Mithilfe bewerkstelligen zu können und schlug ihr desshalb vor, den Proselyten Benjamin David Kirchhoff zu heirathen. Sie that es, um das Werk, welches dem Grafen sehr am Herzen lag, zu fördern. 1746 fand die zweite Trauung statt, und bei dieser Gelegenheit gab ihr Zinzendorf den Namen Esther, unter dem sie noch heute in der Brüdergemeine bekannt ist. Die Trauung geschah nach einem Ritus, der halb jüdisch halb christlich war. Die aus dieser Ehe geborenen Söhne erhielten alttestamentliche Namen. Sie starb im Jahre 1796. In der Brüdergemeine genoss sie ganz besondere Liebe und Hochachtung und ist vielen Seelen innerhalb derselben zum Segen geworden. Durch ihre Lieder lebt sie noch heute und nicht bloss in ihrer engeren Kirchengemeinschaft fort. Besonders bekannt sind „Gnade ist ein schönes Wort“ und „Dem blutigen Lamme“. Aber auch der Juden gedachte sie in ihren Dichtungen, und als eigentliche Judenmissionslieder sind noch heute „Ach blutiger Immanuel“ und „Herr, auf den so viele Juden hoffen“ in Gebrauch.

Ihr zweiter Mann, Benjamin David Kirchhoff, ist 1716 zu Kunzpolie in Polen geboren. Um einer Heirath, die man ihm, als er erst 14 Jahre alt war, zgedacht hatte, zu entfliehen, verliess er sein Vaterhaus und wanderte, jüdische Kinder unterrichtend, hin und her. Er durchzog Polen, Deutschland, Holland, Dänemark und Schweden. Ein Vetter von ihm, mit dem er auf seiner Wanderung zusammentraf, hatte christliche Anregungen empfangen und liess sich taufen. Die innere Unruhe, welche während der ganzen Zeit ihrer Zerstreung so viele Juden an ihrem Orte nicht bleiben lässt, sondern sie auf Wanderwege

führt, ist überhaupt für Tausende derselben das Mittel geworden, sie dahin zu führen, dass sie in christliche Umgebung kamen, christliche Luft athmeten, Vergleiche zwischen Judenthum und Christenthum anstellen lernten, die Falschheit der jüdischen Ansichten über das Christenthum erfuhren, und die herzbewegende Macht des Evangeliums an sich selbst erlebten. Nicht wenige Juden, die hernach ausgezeichnete Männer in der Christenheit geworden sind, hat die christliche Kirche dadurch gewonnen, dass sie einst den Wanderstab ergriffen hatten und in die Welt hinausgegangen waren, um etwas, sie wussten selbst nicht was, zu suchen, das sie recht befriedigen möchte, da sie es in ihren bisherigen Verhältnissen nicht gefunden hatten.

Aehnlich erging es Kirchhoff. Er hörte auf seiner Wanderung so Manches vom Christenthum und empfand in dieser Zeit auch bereits, dass in demselben die Wahrheit zu finden sei, wollte aber diesem Eindrucke nicht nachgeben und in der Flucht vor sich selbst wechselte er fortwährend seinen Beruf. Es gelang ihm jedoch nicht, seine Ueberzeugung zu ersticken und so liess er sich 1739 in Leipzig taufen. Dort wurde er mit Studenten bekannt, die der Brüdergemeinde angehörten, und schloss sich darauf selbst 1740 dieser Kirche an. Hier wurde er nun in ganz einfachen Diensten verwandt, 1746 aber an Esther Grünbeck verheirathet. 1757 schickte man ihn nach Polen, um sich über die daselbst stattfindende Bewegung zu unterrichten, und unter den Juden jener Gegend hat er bei dieser Gelegenheit missionirend gewirkt. Er starb 1789.

n. Proselyten in Deutschland.

Der Einfluss des Pietismus, welcher sich vor allem an die Herzen und Gewissen der Juden richtete, und die Missionsarbeit des Halle'schen Institutum treten auch darin zu Tage, dass die Zahl der Proselyten in diesem Zeitraume eine entschieden grössere als früher ist.

Besonders in Orten und Gegenden, in denen der Pietismus ein regeres geistliches Leben erweckt hatte, sehen wir viele Uebertritte geschehen. Recht lehrreich hierfür ist der Fall der Bekehrung von 3 jüdischen Kindern in Berlin*), von 13, 9 und

*) Schudt, Jüdische Merkwürdigkeiten 4, 2, 274 ff. Friedensbote für Israel, März 1863.

8 Jahren, die durch Christenkinder, welche mit ihnen spielten und sie dabei das Vaterunser, den Glauben und christliche Lieder lehrten, bewogen wurden, den Prediger an der Marienkirche, M. Kahmann, flehentlich um die Ertheilung der Taufe zu bitten. Der Geistliche wollte nicht eigenmächtig handeln und wandte sich deshalb an seine vorgesetzte Behörde. Auf königlichen Befehl wurde deshalb eine Kommission bestellt, welche die Sache untersuchen sollte. Die Kommission that alles, um die Kinder auf die Probe zu stellen und sie zur Rückkehr zu den Eltern zu bewegen, wie es denn auch den Eltern selbst gestattet wurde, den Kindern alle beliebigen Vorstellungen zu machen. Als diese aber auf ihrem Vorsatz beharrten, entschied die Obrigkeit dahin, dass man die Kinder nicht zur Rückkehr zu den Eltern zwingen dürfe, ihre Taufe aber noch nicht vorgenommen, sondern bis auf ein weiteres Alter derselben verschoben werden solle. Zwei Jahre wurden also dieselben unterrichtet und am 11. April 1717 getauft, wobei sie Hirtentreu, Konstantina Friederika, Sophia Johanna und Maria Christina genannt wurden. Das Kirchenbuch von St. Marien meldet später auch die Verheirathung derselben mit christlichen Handwerksmeistern.

Uebertritte geschahen jetzt so häufig, dass die Halle'schen Missionare z. B. 1749 einen Proselyten erwähnen, aus dessen Familie bereits 16 Personen in das Christenthum aufgenommen seien. Aus der Hoflieferant Haynemann'schen Familie in Sachsen wurden nacheinander 9 Personen getauft. Ansehnlich war die Zahl der getauften Juden in Berlin und in Hamburg, wo Archidiakonus Schubart z. B. 1744 eine Familie von 7 Personen taufte, wobei er zugleich bezeugte, dass der grösste Theil der auch sonst von ihm getauften Juden „dem Guten anhangen“. Zahlreichere Uebertritte geschahen ebenso in Frankfurt a. M., wo besonders der Senior Dr. Münden, welcher das Missionswerk eifrig förderte, viele Juden getauft hat. Aehnliches geschah in Breslau, nachdem es zu Preussen gekommen war, in Greifswald, im Anspach'schen und Fränkischen. Die Halle'schen Missionare waren oft über die grosse Zahl von Proselyten verwundert, welche sie in den verschiedensten Städten fanden. Trotz der äusserlich ungünstigen Verhältnisse, in denen sich der grösste Theil der Proselyten befand, geschahen damals doch so viele Uebertritte, weil der lebendige Hauch, der vom Pietismus her Deutschland durchwehte, auch von vielen Juden empfunden wurde.

Unter den zur evangelischen Kirche damals gekommenen Juden in Deutschland verdienen besonders die Proselytengeistlichen Beachtung. Zunächst begegnet uns hier Christian Albert Christhold.*) Derselbe ist 1687 geboren. Seine Mutter liess sich mit ihm taufen, als er erst 3 Jahre alt war. Der überaus begabte Knabe lernte schon ganz früh ein kurzes christliches Glaubensbekenntniss und legte dasselbe öffentlich ab. Nachdem er die Schule zu Oettingen besucht hatte, studirte er in Tübingen, um hernach 1709 zuerst Conrektor und 1710 Rektor am Seminar (Gymnasium) in Oettingen zu werden. Als solcher veröffentlichte er in einem Programm eine lateinische Abhandlung darüber, dass man die Juden im Staate dulden müsse, und bekannte sich hier gleichzeitig zu der Hoffnung auf eine allgemeine Judenbekehrung. 1716 übernahm er die Pfarrei Appetzhofen und wurde später hier selbst Superintendent und Consistorialrath. St. Schultz berichtet in seinen „Leitungen des Höchsten“ I, 236 von dem Eindruck, den dieser Mann bei einem Besuche im Jahre 1744 auf ihn gemacht habe. Er schildert ihn als einen Geistlichen, der es bei hervorragender Gabe für die Predigt und die Katechese mit seinem Amte so ernst und gewissenhaft nehme, dass er erklären muss: „Ich habe bisher seines Gleichen noch nicht gefunden“. Selbst als er das Alter von 87 Jahren bereits erreicht hatte, liess er es sich nicht nehmen, sein Amt ganz allein zu verwalten, und erst im letzten Lebensjahre gestattete er es, dass man ihm einen Vikar zur Seite stellte, ohne dass er jedoch zu wirken aufgehört hätte. Nach 63jährigem Dienst in Schule und Kirche starb er 1772.

Eine Verwandte Christholds war Christiane Sophie Magdalena, welche als Jüdin Judith hiess, hernach aber von ihrem Verwandten den Namen Christhold erhielt. Nach dem Tode ihrer Eltern von ihren Grosseltern zu Oettingen ins Haus genommen, lernte das 9jährige Kind bei einer christlichen Familie das Nähen und fühlte bei dem Tischgebet derselben zuerst den Trieb, Christin zu werden, in sich erwachen. Derselbe wuchs hernach immer mehr unter den Misshandlungen, mit welchen man die bald entdeckte Neigung zu ersticken suchte und welche sie dann besonders erfuhr, wenn sie christliche Lieder sang, die zu hören sie oft den Christen

*) Wolff B. H. 3 N. 1895 c. Saat, Michaelis. 66 S. 89 ff. Kalkar 180, 181.

nachgeschlichen war. Als sie hierbei nach der Bedeutung des Namens Jesu frug und ihr dieselbe mitgetheilt wurde, kam sie zu der Erkenntniss, dass auch sie selbst ohne Jesum nicht selig werden könne, und entdeckte sich darauf einem christlichen Prediger. Durch diesen hörte ihr Verwandter Christhold von ihr. Letzterer und seine Frau nahmen sich darauf in liebeichster Weise ihrer an, in 4 Wochen lernte sie bei ihnen Deutsch lesen und schreiben und wurde von Christhold selbst nach 9monatlichem Unterricht 1714 getauft. 1721 kam sie an den Hof der Markgräfin und heirathete 1730 den Pfarrer Ernst Wilhelm Christfels, Sohn des bekannten Kammerraths. Das war der erste Fall in Deutschland, dass ein Proselyt in besserer Lebensstellung eine Proselytin ehelichte. Frau Christfels ist übrigens auch die zweite Pfarrfrau unter den Proselytinnen in Deutschland. Sie wurde Mutter von 14 Kindern, verlor 1758 ihren Mann und starb selbst 1781.

Zu nennen ist sodann Gottfried Thomas Zeitmann.*) Derselbe ist der Sohn des Rabbi Mardochai in Krakau und wurde 1696 daselbst geboren, mit seinem jüdischen Namen hiess er Herschel. Den Vater vertrieb der schwedische Krieg aus Polen, den Sohn aber liess er bei der Grossmutter zurück, die ihn liebevoll erzog, dann jedoch während der Belagerung Krakaus im Elende starb. Als der Vater, der inzwischen Lehrer in Lorch am Rhein geworden war, davon hörte, liess er die belagernden Schweden um Herausgabe seines Sohnes bitten, aber vergeblich. Bei der Uebergabe der Stadt gerieth der 6jährige Knabe selbst in grosse Lebensgefahr. Ein Jude Chaim sah ihn auf der Strasse umherirren, erbarmte sich seiner und nahm ihn mit sich auf die Wanderschaft, die der Kleine halb laufend halb getragen durch ganz Deutschland bis nach Frankfurt a. M. mitmachen musste. Aus Frankfurt wollte ihn dann 1703 sein Vater abholen; doch liess er, von den jüdischen Baumeistern der Stadt dazu bewogen, denselben im Frankfurter jüdischen Armenhause, bis 1705 der Vater selbst nach Frankfurt zog. In diesem Jahre verlor der

*) Von Dr. Conrad Hieronymus Martin herausgegeben unter dem Titel: „Der treue Zeuge Christi Zeitmann“ die Selbstbiographie desselben. Und nach dieser Schrift Acta eccles. temp. nostri. Band I Nachtrag. Jewish Intelligence März 1873. Kalkar 173, 174. Dibre Emeth 1879, 3 u. 4. Rheinisch-Westphälisches Missionsblatt 1879, 2, 3.

junge Herschel seine Mutter und von dieser Zeit an war er stets traurig.

Der 9jährige Knabe aber fühlte sich bereits von der jüdischen Religion abgestossen und von der christlichen, insbesondere von den christlichen Gesängen angezogen, wurde aber von dem Vater, als derselbe dies erfuhr, dafür hart gezüchtigt. Die Neigung zum Christenthum wurde damit in dem Knaben nicht ertödtet, und bei einem christlichen Begräbnisse, welchem er 1706 beiwohnte, überkam ihn so gewaltig der Trieb, sich taufen zu lassen, dass er auch seine Kameraden hierzu laut aufforderte. Von denselben dafür verfolgt, rettete er sich zu den Christen und wurde, da er zu den Juden nicht zurückkehren wollte, durch den Bürgermeister der Stadt dem christlichen Armenhause übergeben. Die Bemühungen des Vaters, den Sohn zur Rückkehr zu bewegen, hatten keinen Erfolg. Der Knabe wurde unterrichtet und am 3. November 1707, also 11 Jahre alt, getauft; bei dieser Gelegenheit erhielt er den Namen Zeitmann.

Ein Versuch des Vaters, 1709 den Sohn mit Gewalt zu rauben, misslang; seine Wohlthäter aber schickten ihn jetzt, seiner eigenen Sicherheit halber, aus Frankfurt hinweg und nach Augsburg. Dort wurde er auf das Gymnasium Anneanum gethan und machte in den Wissenschaften gute Fortschritte, litt aber, da er über seine äussere Lage stets sehr verschwiegen war, die grösste Noth, die seinem vorzüglichsten Wohlthäter, dem Residenten Gullmann aus Frankfurt erst bei einem Besuche in Augsburg offenbar wurde. Dies hatte zur Folge, dass man den fast zusammenbrechenden Jüngling nach Frankfurt zurückbrachte. Nachdem er hier wieder seine Gesundheit erlangt hatte, vollendete er das Gymnasium in Giessen und verliess 1716 dasselbe, in einer lateinischen Abschiedsrede die wahre Weisheit preisend.

Inzwischen war sein Vater gestorben, der vor seinem Tode ein grosses Verlangen nach dem Christ gewordenen Sohne geäussert und die Brüder, freilich vergeblich, ermahnt hatte, ihm alle Liebe zu erweisen.

Nach seinem Abgange vom Gymnasium bezog Zeitmann zuerst die Universität Giessen und alsdann Jena. 1721 wurde er Erzieher im Gullmann'schen Hause und predigte jetzt vielfach in Frankfurt und in der Nachbarschaft desselben. 1725 wurde er als ordentlicher Kandidat am Frankfurter Armenhause angestellt, 1728 wurde er Pastor in Oberrode, 1736 in Sachsenhausen, kam

dann an St. Peter und 1743 endlich an das Hospital und die Katharinenkirche. Aus seiner Ehe mit Elisabeth Sophie, Tochter des Bürgerkapitäns Bansa, entsprossen 11 Kinder, von denen ihn 7 überlebten. Er starb, erst 50 Jahre alt, 1747. Man rühmt ihn als einen gründlichen Gelehrten, einen mit Geist und Kraft begabten Prediger, einen überaus treuen Seelsorger und einen grossen Wohlthäter der Armen. Auch das Heil seiner Stammesgenossen hat er nicht vergessen, und es ist ihm gewährt worden, eine Anzahl derselben zu taufen.

Zu den besten Proselyten-Familien des Zeitraumes gehört die Christfels'sche. *) Philipp Ernst Christfels ist 1671 zu Neuhaus im Aischgrunde geboren. Sein Vater, Moses Schemaja, nannte ihn Mardochai. Er wurde als Knabe nicht bloss im Hebräischen und Jüdisch-deutschen, sondern, was damals nicht gewöhnlich war, auch im Deutsch Lesen und Schreiben unterrichtet. Zur Fortsetzung seiner Studien begab er sich auf die Wanderung und kam nach Prag, Mähren, Polen und der heutigen Provinz Posen. Auf diesen seinen Wanderungen wurde er einmal von Räubern überfallen und schwer verwundet, aber durch einen aus Feuchtwangen stammenden frommen Zimmermann gerettet und treu gepflegt. Von seinen Geschwistern, die ihn baten, für sie zu sorgen, nach Haus zurückgerufen, erhielt er, da ihm der Ruf eines grossen Gelehrten vorausgegangen war, in der Heimath an verschiedenen Orten Schulstellen und war ein vielbegehrter Richter bei Rechtshändeln der Juden.

Voll Eifers für sein Judenthum suchte er in derselben Zeit öfters christliche Lehrer und Geistliche auf, um ihre Lehre besser kennen und darlegen zu lernen. Während seiner Amtswirksamkeit in Oberndorf bei Bopfingen disputirte er besonders mit den Geistlichen in Feuchtwangen und Bopfingen. Das erschien den Juden gefährlich und sie brachten ihn von Oberndorf hinweg nach Wittelshofen. Aber auch hier setzte er den Verkehr mit christlichen Geistlichen fort. An dem neuen Orte nahm man ihm dies nicht so übel, und das wieder gewonnene Vertrauen der Juden verschaffte ihm sogar eine Stelle in dem damals als Hochburg des Judenthums berühmten Fürth, wo er sich auch verheirathete.

*) Acta eccl., Theil 30, 914. Das alte Judenthum von Philipp Ernst Christfels mit Vorrede von Wibel. Wolff B. H. 3, 4 Nr. 1830 b. Schudt, Denkwürdigkeiten 4, 2, 287 ff. Saat 1866, Forts. 3 S. 191 ff. Kalkar, 176, 177.

Sein strenges Leben, besonders sein eifriges Fasten trug ihm hier den Ruf hoher Frömmigkeit ein, so dass ihm die Fürther Hochschule als Hochzeitsgeschenk den Titel eines Morenu oder Doktor der Theologie verlieh. Als solcher unterrichtete er die studirende Jugend, war aber, um sich eine genügende Existenz zu verschaffen, gleichzeitig genöthigt, einen Juwelenhandel zu treiben.

Sein Umgang mit Christen, insbesondere mit den Fürther und Nürnberger Geistlichen und den Professoren der Universität Altorf erlitt auch jetzt keine Unterbrechung. Mit Wagenseil zumal disputirte er viel. In dieser Zeit aber rieth ihm ein sehr gelehrter Rabbi, Hirsch Fromm, welcher einen gewissen Zug zu den Christen empfand, das Neue Testament zu lesen. Mardochai folgte dem Rath. Um aber ein Gegengewicht gegen diese Lektüre zu haben, studirte er gleichzeitig Lippmanns Sepher Nizzachon, eins der schärfsten Bücher, welche wider das Neue Testament geschrieben sind.

In dieser Zeit nun kam ein kabbalistischer Rabbi, Abraham Reviga, aus Italien. Christfels und 2 andere Juden nahmen bei demselben Unterricht. Zunächst las er mit ihnen Sohar und zeigte ihnen, dass in demselben die 3 obersten Sephiroth des kabbalistischen Baumes für göttlich und eins angesehen würden, die sogenannte Binah aber für den Sohn Gottes gehalten werde. Christfels erklärte, das sei ja die christliche Lehre. Der Rabbi antwortete ihm darauf nichts, äusserte sich aber gegen die anderen Anwesenden, dass dieser Mann gewiss noch ein Min (Ketzer) und sich schmadden (taufen) lassen werde.

In Folge dieses Ausspruches jenes Rabbi überkam Christfels eine grosse Unruhe. Den Juden fiel dies auf, und er wurde ihnen verdächtig. Um ihren Argwohn von sich abzuwälzen, beschnitt er selbst sein in dieser Zeit ihm geborenes Söhnchen, konnte aber dadurch den einmal gegen ihn erwachten Verdacht nicht mehr beschwichtigen. Seine Frau zumal fürchtete für ihn und warf sein Neues Testament ins Feuer; nur mit Mühe rettete er dasselbe aus den Flammen.

Christfels empfand diese Behandlung durch die Seinigen sehr bitter und begann jetzt einen gewissen Ekel vor denselben zu empfinden. Daher wandte er sich nun an den im Rabbinischen wohl erfahrenen Diakonus Knoll in Fürth. Letzterer that sein Bestes, um ihn von der Wahrheit des Christenthums zu überzeugen und wies ihn überdem wieder an einige

Nürnberger Prediger, sowie an die Professoren Wagenseil und Lange in Altorf, mit denen er dann auch viele Gespräche über Glaubenssachen hatte, die ihn schliesslich völlig davon überzeugten, dass Jesus Christus der von der Schrift verheissene Messias sei.

In seinem Wohnorte, dessen Juden über ihn aufs Furchtbarste empört waren, wollte er seinen Uebertritt nicht vollziehen und wandte sich desshalb, freilich unter fortwährenden und schweren inneren Kämpfen, an den jetzt in Kadolzburg wohnenden Pfarrer Bernhold. Dieser wies ihn jedoch, da er fürchtete, dass er später im Anspach'schen nicht sein Fortkommen finden werde, nach Wilhelmsdorf, wo die verwitwete Gräfin Franziska Barbara von Hohenlohe wohnte. Die Gräfin hatte schon verschiedene Juden, die sich zur Taufe meldeten, in ihrem Gebiete aufgenommen und unterstützt. Zu ihr entschloss sich Christfels zu gehen und verliess desshalb Frau und Kinder, nachdem er 3 Monate lang einen ergreifenden Briefwechsel mit dem Pfarrer von Wilhelmsdorf, Andreas Kliebhahn, unterhalten hatte. Nach $\frac{3}{4}$ jährigem Unterricht wurde er, jetzt 28 Jahre alt, von diesem Geistlichen am 10. Juli 1701, dem Tage der Vermählung seiner Beschützerin mit dem Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst, getauft. Beide fürstliche Personen gehörten zu seinen Pathen; den Namen Christfels erbat er sich selbst.

Die Juden machten verzweifelte Anstrengungen, ihn zu sich zurückzuführen. Zuerst freilich wollten sie ihn ermorden; aber da sie sich selbst eingestehen mussten, dass sie hierfür die grösste Strafe erleiden würden, versuchten sie es mit Bestechungen, ohne jedoch damit zum Ziele zu kommen. Seine Frau sagte sich von ihm los und floh mit beiden Kindern nach Amsterdam. Aber man unterstützte sie dort nicht genügend, so dass sie zurückzukehren genöthigt war. Auf ihrer Durchreise durch den hessischen Ort Butzbach nahm ihr ein jüdischer Schulmeister das Mädchen ab, um es zu erziehen, ihren Sohn Moses dagegen wollte Niemand annehmen. 2 Jahre zog die Mutter mit demselben herum, ehe sie nach Fürth kam. Als dies jedoch geschehen war, verrieth ein alter Freund von Christfels es demselben, dass seine Frau und sein Sohn in jener Stadt seien. Der Vater nahm sofort die Hilfe der Obrigkeit in Anspruch, um sein Kind wieder zu erlangen. Als die Mutter dies erfuhr, floh sie; ihr Söhnlein liess sie unter einer Dachkammer zurück, wo es beinahe Hungertodes

gestorben wäre. Endlich wurde es bei der Durchsuchung des ganzen Hauses gefunden und hatte nun eine längere Krankheit zu bestehen, von der es nur allmählig genas. Gesund geworden, wurde es dann getauft. Bald darauf tauchte die Frau von Christfels wieder auf und trug selbst auf Scheidung an; von Versöhnung mit ihrem Manne wollte sie nichts wissen, und so fand die Scheidung statt. Seine Tochter hat Christfels nicht wieder finden können.

Er selbst verheirathete sich dann 1703 mit einer vortrefflichen Christin, einer geborenen Unfug. In demselben Jahre wurde er Verwalter der Fürstlichen Glashütte und des Bauwesens, 1725 Burgvoigt und endlich fürstlicher Kammerrath.

Als Jude und als Christ hat er verschiedene Schriften verfasst. Als Jude schrieb er hebräisch Rephuah Hanepesch (Seelenarznei). Nachdem er Christ geworden war, wurden unter seiner Aufsicht die 5 Bücher Moses mit Targumim und dem Commentar von Jarchi gedruckt. 1718 Informationen über den Judeneid. Die Bekehrung der Juden war ein Gegenstand seiner eifrigsten Bemühungen, wie er denn auch ein besonderer Freund und Beförderer des Halle'schen Institutum war. Die Callenberg'schen Nachrichten enthalten einen Brief desselben an die Proselyten, in welchem er dieselben zur Treue ermahnt (9 Forts. S. 97 ff.).

Grösseren Umfangs ist sein Werk „Das neue Judenthum“ in 6 Theilen von 1735—1738, mit Vorrede von Zeltner und Wibel. Aus dem Alten Testamente wird hier bewiesen, dass man dort nur ein geschriebenes und kein mündliches Gesetz gekannt hat, und dann in trefflicher Weise einerseits die Verschiedenheit des alttestamentlichen und des rabbinischen Glaubens an einer ganzen Reihe von Lehrstücken nachgewiesen, anderseits aber auch aus der eigenen Literatur den Juden gezeigt, dass im Christenthum gerade die alte jüdische Lehre zur Anerkennung gekommen sei, das neuere Judenthum dagegen diese alte Lehre umgestossen habe.

Ferner erschien 1739 „Das alte Judenthum“, in dem er Stellen des Alten Testamentes über den Messias durchgeht und eine Bestätigung der alttestamentlichen Lehre aus dem Targum Jonathan und dem Jerusalemischen, Jarchi, Aben Esra, Kimchi und Baal Haturim herbeibringt. Sodann eine jüdisch-deutsche Uebersetzung des Sepher Sebul Olam, 1736, unter Wagenseils Exercitationes befindlich, und 1738 Gespräche aus dem Reiche

der Todten zwischen Luther und Jarchi. Hier stellt er die Thorheit der Auslegungen der Rabbinen dar und diesen die Lehren Luthers gegenüber. Auch durch vielfache Unterredungen mit Juden und durch Vorträge in der Synagoge, die man ihm hernachmals gestattete, suchte er für die Bekehrung seiner früheren Glaubensgenossen, die ihn später hoch achteten, zu wirken.

Christfels starb 1759 in einem Alter von 88 Jahren. Der Sohn desselben Ernst Wilhelm Christoph wurde Pfarrer in Oberwechingen. Er beschäftigte sich fleissig mit jüdischen Studien und legte davon schon, als er noch Student in Altorf war, 1725, in einer Disputation ein Zeugniß ab. 1730 kam er ins Pfarramt Dessen Sohn Philipp Albrecht war Rektor des Gymnasiums zu Oettingen, ein sehr gelehrter Mann, gern gelesener Schriftsteller und tüchtiger Pädagog. Das Gymnasium in Oettingen blühte unter ihm sehr auf.

Als nächster unter den Proselyten, welche das evangelische Pfarramt bekleideten, begegnet uns Anton August Pauli.*) Die Nachrichten über denselben sind aber ziemlich dürftige. Wir wissen nur, dass er sich noch mit 18 Jahren in Prag als Jude studirend aufhielt. 1733 finden wir ihn im Pfarramte an der Claus bei Schöningen im Herzogthum Braunschweig, so dass er schon eine Reihe von Jahren vorher Christ geworden sein muss. Er wird als „ein aufrichtiger und eifriger Bekenner der christlichen Religion“ gerühmt. 1782 starb er. Der jüngste Sohn desselben, Johann Christian, wurde Gutspächter und Amtsverwalter des preussischen Amtes Schlanstedt.

Genauer ist uns über den viel bedeutenderen Friedrich Albrecht Augusti bekannt, welcher zu den hervorragendsten Proselyten dieses Zeitraumes gehört. Das Leben desselben ist häufig beschrieben worden.**)

Augusti hiess als Jude Josua Herschel und ist 1691 geboren. Sein Vater Abraham Herschel war Juwelier in Frankfurt a. O. Die Eltern waren wohlhabende Leute, der Vater ein jüdisch gelehrter Mann. Der Knabe musste bei ihm in jeder Woche einen Psalm auswendig lernen, und in Folge dessen hat

*) Dibre Emeth 1880. S. 129 ff.

**) Acta eccl. von 1743, VI. S. 983 ff. Saat 66, 3, 148. Im Leben von den Todten von Axenfeld, Barmen 1734 durch P. L. Wesselhoff, ebenso in Traktaten der Londoner und Berliner Gesellschaft deutsch und englisch. Kalkar 177 ff.

sich Augusti von früh auf gewöhnt, nicht bloss den Talmud, sondern auch die Schrift in Glaubenssachen zu Rathe zu ziehen. Der gelehrige Knabe erfreute die Eltern öfters durch selbstgefertigte kleine Reden und wurde von den Bekannten des Hauses seiner Begabung wegen bewundert. Beim Baden in der Oder wäre er fast einmal ertrunken. Im 10. Jahre verlor er seinen Vater; die Mutter wollte ihn da einen Handelsmann werden lassen, aber vergeblich; denn er wollte in Lithauen studiren und dann nach Jerusalem wandern, um alle die Vortheile zu geniessen, mit welchen der jüdische Aberglaube den Aufenthalt in der heiligen Stadt der Väter verband.

Da kam ein babylonischer Jude, Aron Bar Jekuthiel als Abgeordneter der Jerusalemischen Glaubensgenossen, um Gelder für die in türkischer Gefangenschaft lebenden Brüder zu sammeln, auch nach Frankfurt a. O., und dieser gewann das ganze Herz des jungen Josua. Nur mit Gewalt konnte derselbe davon zurückgehalten werden, jenem Manne sogleich zu folgen. Als Jekuthiel aber ein halbes Jahr später wieder durch Frankfurt kam, bestürmte der 11jährige kräftige Knabe die Mutter so lange, bis ihm dieselbe die Erlaubniss erteilte, dem verehrten Manne zu folgen und mit ihm nach Jerusalem zu reisen. Beide wanderten nun durch Preussen, Lithauen und Galizien, um dann weiter nach dem Süden zu gehen. Josua erwarb sich unterwegs von Jekuthiel viele talmudische und kabbalistische, aber nicht diese allein, sondern auch naturgeschichtliche und ärztliche Kenntnisse, mit welchen jener jüdische Gelehrte wohl ausgerüstet war.

Bis an die Grenze der Tartarei kamen die beiden Wanderer unversehrt. Der Krieg Karls XII. von Schweden mit den Russen hatte aber jene südlichen Gegenden so unsicher gemacht, dass Jekuthiel über Moskau nach Astrachan wandern wollte. Er schloss sich also einer grossen Reisegesellschaft an und zog mit derselben durch unwirthliche Gegenden. Josua erkrankte unterwegs schwer und musste eine Zeit lang bei einem Tartaren zurückbleiben. Jekuthiel sah sich hernach genöthigt, nach Moskau zurückzukehren und wollte nun auf einem anderen Wege nach der Türkei zu gelangen suchen.

Mit einander weiterziehend, kamen beide bis Kiew, wo Jekuthiel durch glückliche ärztliche Curen viel Geld erwarb. Ein von ihm geheilter türkischer Kaufmann versprach ihm, wenn er ihm bis Kaffa folgen wolle, ihn von dort nach Jerusalem zu

schaffen. Mit einer Carawane machten sich also Jekuthiel und Josua in Begleitung des Kaufmannes auf den Weg, wurden aber in der Nähe von Otschakow von tartarischen Räubern überfallen und alle zu Sklaven gemacht. Der jetzt 13jährige Josua wurde auf ein Pferd fest über den Sattelknopf gebunden, während seine Hände gefesselt herunterhingen, und so fortgeführt. Die Stricke schnitten so fest ein, dass die Wunden erst spät heilten; von dem Drucke des Sattelknopfes aber behielt er zeitlebens eine Krümmung des Brustbeines.

Getrennt von Jekuthiel, den er nie wieder sah, wurde er dann unter beständigen Misshandlungen seines Herrn an das Schwarze Meer gebracht und dort von demselben für 3 $\frac{1}{2}$ Thaler verkauft. Auf einem Schiffe weiter transportirt, versuchte es der Dolmetscher auf demselben, ein alter Renegat, vergeblich, ihn durch Versprechungen und Drohungen zu bewegen, auch ein Muhammedaner zu werden. Das Schiff aber strandete nach furchtbarem Sturme, Josua wurde kaum ans Land gerettet und nun sogleich verkauft; ein Kaufmann erstand ihn. In der Carawane, welche ihn weiter führte, traf er mit einem Kaufmann zusammen, der nur scheinbar den Muhammedanismus angenommen hatte und im Geheimen noch Jude war. Dieser kaufte ihn und nahm ihn nach längerer Zeit mit sich nach Smyrna. Die Juden dieser Stadt kauften dann Josua, der inzwischen 22 Jahre alt geworden war, für 120 Löwenthaler los. 6 Monate darauf kehrte er nach Europa zurück. Unterwegs von der Pest befallen, genas er doch von derselben und gelangte im Frühjahr 1714 bei Verwandten in Brzesc an, bei denen er sich zu seiner Erholung einige Zeit aufhalten wollte. Der Verkehr mit den gelehrten Juden dieser Stadt aber befriedigte ihn so wenig, dass ihn die alte Sehnsucht nach Jerusalem und Jekuthiel befiel, und er sich von Neuem auf den Weg nach der heiligen Stadt machte. In Siebenbürgen aber gerieth er in Räuberhände, wurde ausgeplündert und übel zugerichtet, so dass er nur eben mit dem Leben davon kam. Da gab er den Plan, nach Jerusalem zu gehen, auf. Hin und her wandernd, um für seine unbefriedigte Seele etwas zu finden, wäre er dann fast wieder beim Uebersetzen über die Nidda ertrunken. Das Studium auf den berühmten jüdischen Hochschulen in Krakau und Prag brachte ihm auch nicht, was er suchte; sein jüdisches Wissen aber war ein so tüchtiges geworden, dass er 1719 in Prag zum Morenu ernannt wurde.

Jetzt beschloss Josua Herschel sich auf die kabbalistischen Studien zu werfen, besuchte aber vorher, nunmehr 30 Jahre alt geworden, seine Mutter in Frankfurt a. O. Auf seiner Reise nach Hamburg kam er durch Halberstadt, wo ihn ein Fieber auf das Krankenbett warf. In den jüdischen Gemeinden von Halberstadt und der heutigen Provinz Sachsen walteten damals Streitigkeiten, und man berief Josua Herschel, dieselben zu schlichten. In der That gelang es ihm auch, im Hause des Hofjuden Wallich zu Sondershausen eine völlige Aussöhnung zwischen den streitenden Gemeinden herbeizuführen, und Wallich hielt ihn nun in seinem Hause zurück, das durch seine grosse Bibliothek einen besonderen Reiz für Herschel bot. Hier aber wurde er 1720 von Räufern überfallen und halb todt geschlagen. Darüber erwachte allgemeine Theilnahme für ihn, und auch Fürst Günther, sowie der Leibarzt und Hofapotheker desselben nahmen sich seiner hilfreich an.

Die Liebe, welche ihm viele Christen während seiner Krankheit erwiesen, machte auf Herschel einen eigenthümlichen Eindruck. Auf seinen vielen Reisen war ihm, obwohl er von ganzem Herzen am Judenthum hing, ein Licht darüber aufgegangen, dass Vieles in seiner Religion unhaltbar sei. Mollers jüdisch-deutsches Neues Testament, das er in Prag gefunden, hatte ihm überdem bereits die Lehre des Evangeliums in einem milderem Lichte erscheinen lassen; aber der Gekreuzigte war ihm noch immer ein Stein des Anstosses.

Zu derselben Zeit starb ein Prinz des Schwarzburger Hauses. Wallich bezeugte dem Fürsten sein Beileid und sprach bei dieser Gelegenheit vom „hochseligen Prinzen.“ Fürst Günther sah dies als eine Heuchelei an, Wallich aber berief sich auf Herschel dafür, dass Juden auch von Christen glaubten, sie könnten selig werden. Dieser deshalb vor den Fürsten berufen, bestätigte Wallichs Aeusserungen, und der Fürst wies nun Herschel zu weiterem Verkehr an den Superintendenten Reinhard. Die reichen jüdischen und hebräischen Kenntnisse dieses Geistlichen erweckten bei Herschel ein gewisses Vertrauen zu demselben, und es entspannen sich zwischen beiden lebhaftere Unterhaltungen über die Fragen des Glaubens. Besonders Jesaja 53 bewies wieder seine Macht. Es folgten schwere Seelenkämpfe für Herschel, und Reinhard, der ihn auf die Probe stellen wollte, machte ihm den Uebertritt nicht leicht. Aber nach und nach

wurde sich Herschel seiner Sache völlig gewiss und so verlangte er selbst, den Seinigen in der Synagoge seinen Entschluss, Christ zu werden, mitzuthemen. Dies geschah auch in Gegenwart von Reinhard und einem Hofrath.

Die Juden konnten diesen Schlag nicht verwinden und forderten ihn nach einigen Wochen zu einer Disputation in Dessau auf. Gern ging Herschel hierauf ein und bekannte in der Dessauer Synagoge seinen Glauben; alle Einwendungen schlug er vor der versammelten grossen Gemeinde siegreich nieder, und die Juden gingen überwunden vom Kampfplatze heim. Die Folge war, dass auch zwei andere Juden unter denen, welche der Versammlung beigewohnt hatten, das Christenthum an anderen Orten annahmen.

Die Zeit bis zur Taufe war für Herschel noch eine Zeit vieler Seelennöthe. Besonders suchten ihn die Juden noch fortwährend für sich zurückzuerobern; aber in den Kämpfen mit ihnen wurde er seiner selbst nur desto gewisser. Am 2. Weihnachtstage 1722 wurde er getauft und erhielt den Namen Friedrich Albrecht Augusti, sechs fürstliche Personen waren seine Pathen. Einer derselben, Friedrich II. von Gotha wies ihm eine Freistelle auf dem Gothaer Cymnasium an, das unter dem bekannten Rektor Vockerodt stand, und schon nach 3 Jahren konnte er diese Schule verlassen, bei welcher Gelegenheit er in einer lateinischen Abschiedsrede über die Kunst wohl zu leben und wohl zu sterben sprach. Er besuchte dann die Universitäten Jena und Leipzig. In letzterer Stadt wurde er wegen seiner ausgebreiteten Sprachkenntnisse öfters zu Rathe gezogen, unterrichtete Studenten in den orientalischen Sprachen und gehörte zu den Mitarbeitern an Sartorius ungarischem Gesangbuch.

Nach 3 $\frac{1}{2}$ jährigem Studium erwarb er sich die Freiheit, Vorlesungen zu halten. Er las über hebräische Grammatik, einige biblische Bücher und Theile der Mischna. Den Ruf A. H. Frankes als Missionar nach Indien zu gehen, schlug er nur darum aus, weil seine Freunde dies widerriethen. Verschiedene Anstellungen wussten Verläumder zu hintertreiben, und nahm er dann, weil er ganz seine Wohlthäter über sich entscheiden lassen wollte, zuerst mit einer Hilfslehrerstelle am Gymnasium zu Gotha vorlieb. Einer Berufung an die neu zu gründende Universität Göttingen kam Herzog Friedrich III. mit dem Antrage zuvor, die Stelle eines Pastor substitutus in Eschenberge zu übernehmen. Dort

wurde er 1734 eingeführt, 5 Jahre später, nach Ableben des alten Pastors, erhielt er das Pfarramt selbst. Jetzt verheirathete er sich auch und zwar mit einer Tochter des früheren Amtmanns Schaper. Er war ein überaus treuer Geistlicher und ein sehr begabter Prediger. Die deutsche Sprache wusste er, obwohl er das reine Deutsch erst als Mann gelernt hatte, vortrefflich zu handhaben und übertraf im Stil viele Zeitgenossen.

Für seine früheren Glaubensbrüder, von denen er zwei selbst taufen durfte, behielt er stets ein warmes Herz, und seine Liebe zu ihnen minderte es nicht, dass ihm von denselben viele Unbill zugefügt wurde und zweimal sogar durch solche ein Mordversuch auf ihn geschah. Mit Proselyten blieb er in stetem Verkehr und Callenbergs Institutum begünstigte er, so viel er konnte. Auch als Schriftsteller war er sehr fleissig und wurde von der Chur-Mainzischen Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede ernannt. Besondere Erwähnung verdient sein Buch „Frommer Proselyten Trost und Ermunterung zur Glaubensbeständigkeit“ Erfurt 1755, in welchem er Biographien treuer Proselyten liefert. Er starb, nachdem es ihm noch vergönnt worden war, sein 50jähriges Amtsjubiläum zu feiern, im Jahre 1782.

Von seinen Kindern heirathete eine Tochter den Kanzler Brückner in Gotha und eine andere den Archidiakonus Mirus in Jena. „Nachrichten“ über ihn hat sein Sohn Ernst Friedrich Augusti hinterlassen, der seines Vaters Amtsgehilfe und dann Superintendent in Ichterhausen wurde. Dessen Sohn Johann Christian Wilhelm Augusti, geboren 1772 in Eschwege, wurde nach einander Professor der Philosophie, der orientalischen Sprachen und der Theologie; er starb als Professor der Theologie und Consistorialrath in Bonn im Jahre 1841.

Als Geistlicher aus jüdischem Geschlechte ist noch Christian Fürchtegott Liepmann*) zu nennen. Geboren 1708 zu Königberg in der Neumark hiess er als Jude Copilia und studirte in Prag, Metz und in anderen Städten jüdische Wissenschaft. Fleissiges Lesen in der Bibel liess ihn die Verschiedenheit zwischen derselben und dem rabbinischen Schriftthum erkennen und den Gedanken in ihm erwachen, dass der Messias schon gekommen sein müsse. Als er dies noch während seines Studirens auf der jüdischen Akademie vor seinen Gaubensgenossen aus-

*) Acta eccles. von 1741. Theil 27. Dibre Emeth 1880 S. 71.

sprach, wurde er dafür empfindlich gestraft und verlor in Folge dessen die Neigung zum Amte eines Rabbiners; deshalb wandte er sich jetzt dem Handelsstande zu und lernte Deutsch lesen und schreiben. Von einem Geistlichen erhielt er dann auf seine Bitte eine deutsche Bibel, die er auch auf seinen Handelsreisen beständig mit sich führte und fleissig las. Auf diese Weise kam er zu der Ueberzeugung, dass seine jüdische Religion unhaltbar sei.

In Cleve entdeckte er sich dem Prediger Johann Daniel von Mann und wurde durch dessen Unterweisung dahin geführt, die christliche Lehre als die biblisch richtige anzuerkennen. Aber er zauderte noch eine ganze Zeit, den entscheidenden Schritt des Uebertritts zu thun, und reiste mit der Unruhe im Herzen und Gewissen hin und her. Eine schwere Erkrankung in Jever, welche ihn dem Tode nahe führte, liess ihn das Unrecht, das er sich selbst zufügte, erkennen, und von der Krankheit genesen, erbat er desshalb sofort vom Superintendenten Christian Reuter zu Jever die Taufe. Dieser Geistliche nahm ihn auch in seinen Unterricht. Als die Juden dies erfuhren, brachten sie eine ganze Reihe von Verleumdungen über ihn aus, die viele Erkundigungen des gewissenhaften Geistlichen nöthig machten, welche 14 Monate in Anspruch nahmen. Als auf diese Weise aber nun seine Unschuld auch aufs klarste offenbar geworden war, ertheilte ihm Reuter 1736 die Taufe mit desto grösserer Bereitwilligkeit.

Das Taufexamen, welches der fortan Christian Fürchtegott Liepmann heissende Katechumen bei dieser Gelegenheit bestand brachte ein so grosses Schriftwissen und eine so klare christliche Erkenntniss desselben zu Tage, dass allgemein der Wunsch ausgesprochen wurde, der Täufling möge fortan Theologie studiren. Rektor Wessel Eilers am Gymnasium in Jever nahm den 28jährigen Liepmann als Schüler an, und Prinz Johann Ludwig, Statthalter zu Jever bewilligte die Mittel für seinen Unterhalt auf dem Gymnasium. 1739 durfte er die Schule verlassen, bei welcher Gelegenheit Rektor Wessel Eilers eine zuerst lateinisch und dann in deutscher Uebersetzung erschienene Einladungsschrift zu der feierlichen Entlassung der abgehenden Schüler ausgab, welche den Titel trug: „Geschichtlicher Brief, in welchem der Schulrektor W. E. den ehemaligen Rabbi Copilia und nachherigen Christen Chr. F. L., der von nun an die evangelische Theologie studiren will, darstellt.“ Oldenburg 1739.

Liepmann studirte dann die Theologie in Jena und Wittenberg, wurde 1741 Prediger auf der Insel Wangeroge, 1751 zweiter Prediger in Waddewarden bei Jever und 1771 Oberprediger in dem Nachbarorte Sillenstede. Von seinen in zwei Ehen ihm geborenen Kindern überlebte ihn keins, er selbst starb 1779. Bei seiner Gemeinde stand er in hoher Achtung.

Ausser diesen Geistlichen verdienen Männer in verschiedenen Lebensstellungen Erwähnung. Christian Friedrich Kaatz,*) 1702 in Berlin getauft, gab 1703 heraus „Des 12jährigen Jesu von Nazareth Verstand im Fragen und Antworten, darüber sich die Juden verwundern“; ferner „Erkannte göttliche Wahrheit aus der Schrift Alten und Neuen Testamentes“, Waldenburg 1716 und 1720 einen Katechismus für Juden. Sein Wohnsitz war Meerane im Sächsischen. Ein Sohn desselben studirte Theologie in Jena. Wir wissen von dem letzteren, dass er sein Studium auch beendet hat und dann Informator bei einem Minister war, sind aber nicht im Stande, etwas über seinen ferneren Lebensgang zu sagen.

Johannes Christlieb Heilbronner**) aus Krakau, als Jude Moses Prager genannt, wurde 1709 in Heilbronn vom Mag. Jo. Phlp. Storr getauft, während ihm seine Frau 1714 in Pirna nachfolgte. Er lehrte an verschiedenen Universitäten das Hebräische und Talmudische. Von ihm stammt ein deutscher Traktat über Jesaia 53, Tübingen 1710, welches Kapitel ihn besonders zur Annahme des Christenthums bewogen hatte. Ferner „Klare Beweisthümer über Jesum Christum, dass er der wahre Messias und Sohn Gottes ist, aus dem Alten Testamente, der Rabbinen und Kabbalisten Schriften nachgewiesen mit einem Anhang, was für einen Messias die Juden erwarten“, Dresden 1715. Eine Widerlegung der Einwüfe der Juden gegen die Geschlechtsregister Christi, besonders wider die Schrift Chisuk Emunah gerichtet, folgte Hamburg 1718. In Dresden fand er endlich sein bleibendes Unterkommen. Wolf rühmt ihn als einen von der christlichen Wahrheit vollkommen überzeugten und unter allen Trübsalen bewährten Proselyten.

Einer der ausgezeichnetsten Proselyten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist der Arzt Dr. Heinrich Christian Immanuel

*) Wolf B. H. II S. 1008. IV N. 1897 d.

**) Wolf B. H. III N. 823 d.

Frommann. Sein jüdischer Name und seine früheren Verhältnisse sind nicht bekannt. Was seine Heimath betrifft, so glaubt Biesenthal,*) dass sie Schlesien war; seine ärztliche Dissertationschrift aber nennt ihn H. Chr. Im. Frommann aus Gera. Durch den Ruf des Rabbi David Fränkel in Dessau angezogen, begab er sich auf die dortige jüdische Hochschule. Dort wurde er für den christlichen Glauben gewonnen. St. Schultz theilt hierüber in seinen „Leitungen des Höchsten“ 3, 14 das Nähere mit. Ein christlicher Schneider, bei dem sich der junge Student ein Kleid bestellte, fing in seiner Gegenwart zu weinen an. Nach dem Grunde dessen gefragt, erklärte der Meister, dass ihn der Gedanke, ein so schöner junger Mensch sollte verloren gehen, innerlichst beunruhigte. Die unwillige Abweisung, welche der Schneider hierauf erfuhr, schüchterte denselben nicht ein, sondern er bat den Studenten dringend, das Neue Testament zu lesen, weil ihn dies zur Erkenntniss der Wahrheit führen werde. Der Vorfall ging Frommann weiter nach und beschäftigte ihn innerlich, so dass er nach einigen Tagen zu dem Schneider ging, um von demselben ein Neues Testament zu erbitten. Da dasselbe aber in deutscher Sprache geschrieben war, die er nicht lesen konnte, warf es der Jüngling ärgerlich auf den Tisch. Der Schneider jedoch bat ihn, die deutsche Schrift zu lernen, da er noch ein so junger Mensch sei und ihm dies nicht schwer fallen könne. Frommann wollte sich hierauf von einem christlichen Buchbinder eine deutsche Bibel kaufen; der elende Mann aber forderte von ihm einen halben Thaler, so dass ihn der junge Student voll Unwillens über die Betrügereien der Christen verliess. Aber die Bitten und Thränen des Schneiders liessen ihm keine Ruhe, und so kaufte er später dennoch die Bibel, lernte bei Nacht Deutsch lesen und liess sich dann von dem Schneider das Neue Testament. Zweimal 24 Stunden schloss er sich hierauf bei Wasser und Brot ein und las in dieser Zeit das ganze Neue Testament durch, den Römer-Brief sogar zweimal. Dem Schneider gab er darauf sein Buch zurück, ohne sich etwas merken zu lassen; als aber sein nächster Wechsel einlief, ging er nach Gotha, bat dort in das Christenthum aufgenommen zu werden, und wurde daselbst

*) Biesenthal in Dibre Emeth 1855 N. 1, 2. Saat, Ostern 1869 S. 217 ff. Biesenthal in Axenfelds Leben von den Todten, Barmen 1874 S. 1 ff. Kalkar 268.

unterrichtet und getauft. Das wird in den Jahren 1722 bis 1723 geschehen sein.

Er durfte hierauf das Gymnasium in Gotha beziehen, dessen trefflicher Rektor Vockerodt auf ihn sehr günstig einwirkte. Viele Wahrscheinlichkeit hat die Vermuthung Biesenthals für sich, dass auf seinen Lebensgang Augusti nicht ohne Einfluss gewesen ist. Gerade in jener Zeit hatte ja die Disputation des Letzteren in Dessau stattgefunden, und von dem damals alle jüdischen Gemüther in jener Stadt und Gegend beschäftigenden Ereigniss wird auch Frommann nicht unberührt geblieben sein. Der Entschluss desselben, gerade nach Gotha zu gehen, spricht ebenso für diese Vermuthung; denn dass Augusti in Gotha weilte, war bekannt, und dass Frommann von diesem Manne Förderung für seine neuen Wege erwartet haben wird, ist eine sich von selbst ergebende Annahme. Mit Augusti, der gerade in dieser Zeit das Gymnasium in Gotha besuchte, wird dann auch Frommann näher verkehrt haben und von ihm innerlich gefördert worden sein.

Nach der Gymnasialzeit besuchte Frommann die Universität Halle. Sein anfänglicher Plan, Theologie zu studiren, stiess dort auf Schwierigkeiten, und so wählte er das medizinische Studium. 1727 finden wir ihn bereits in Halle und in Verbindung mit Callenberg, der ihn seinen „Freund“ nennt und seiner in den ersten Nachrichten des Institutum öfters Erwähnung thut. Pastor Müller in Gotha und Vockerodt mögen Frommann an Callenberg, der ja gleichfalls der Schüler jener Beiden gewesen war, gewiesen haben, und das lebhaftes Herzensinteresse, welches Callenberg schon in der früheren Zeit seines Aufenthaltes in Halle für die Juden empfunden, wird durch den Verkehr mit Frommann doppelte Nahrung erhalten haben. Denn allerdings war, wie es die Callenberg'schen Berichte beweisen, das Heil der Juden ein steter Gegenstand ihrer gemeinsamen Besprechungen und Beratungen. Frommann fühlte fortwährend ein brennendes Verlangen, seinem Volke zu dienen, und Callenberg hätte sich von den Schwierigkeiten, die dem Plane, das Wohl der Juden zu befördern, entgegenzutreten, des öfteren übermannen lassen, wenn ihm nicht gerade in jener ersten Zeit der Entstehung des Institutum Frommann ermuthigend und antreibend zur Seite gestanden hätte. Dass die Halle'sche Mission ins Leben trat, ist in der That in nicht geringem Grade auch Frommann zu danken. Und ein edler Proselyt ist in Wahrheit mit der Geschichte jenes Werkes in

der Christenheit ganz besonders verknüpft, das seines Volkes Heil ernster, als es Jahrhunderte hindurch geschehen war, suchte, und das aller Folgezeit die Nothwendigkeit und Pflicht, der Juden bleibendes Beste zu schaffen, zum Bewusstsein gebracht hat.

Zur Herausgabe des Müller'schen Traktates „Das Licht am Abend“ wurde Callenberg vornehmlich auch dadurch ermuntert, dass Frommann, als sich kein Verleger finden wollte, in den Professor drang, jüdische Lettern zu kaufen, und durch ihn, der zu diesem Zwecke das Setzen lernte, das Buch drucken zu lassen. Am Tage seinen Studien obliegend, verrichtete Frommann damals in der Nacht die Arbeit eines Druckers. Von da an aber stand er überhaupt ununterbrochen Callenberg aufs Thätigste zur Seite und griff besonders schriftstellerisch tief in das Werk des Institutum ein; viele der wichtigsten, folgenreichsten und wirksamsten Schriften der Anstalt stammen gerade aus seiner Feder.

Noch als Student übersetzte er 1730 das Evangelium des Lukas ins Jüdisch-deutsche unter Callenbergs Aufsicht. Vorangeschickt wurde eine von Pastor Müller verfasste Vorrede, welche eine vollständige Nachricht vom Leben und von der Lehre Jesu gab und eine Aufforderung an die Juden richtete, dieses Evangelium nun auch zu lesen. Schwere Stellen des Evangeliums versah Frommann mit Anmerkungen. Ebenso übersetzte er ins Jüdisch-deutsche die Apostel-Geschichte und Freylinghausens Sermon von der wahren Kindschaft Abrahams. Da in diese Zeit die Vertreibung der evangelischen Salzburger durch den Erzbischof Firmian fiel, und dies viele Juden gegen das Christenthum erregte, übersetzte Frommann das Augsbürgische Glaubensbekenntniss der Evangelischen ins Jüdisch-deutsche und versah es mit Bemerkungen; es sollten die Juden hierdurch Gelegenheit finden, den Unterschied evangelischer und katholischer Kirche kennen zu lernen. Ebenso verfertigte er eine jüdisch-deutsche Uebersetzung der Missionsschrift: „Lehrer der Erkenntniss“. Die Abhandlung über die jüdisch-deutsche Schreibart in Calvörs Juden-Katechismus verbesserte er, übersetzte 1734, inzwischen Doktor geworden, das Evangelium des Johannes ins Jüdisch-deutsche, ebenso wie den Hebräerbrief, die er mit Erklärungen versah, und siess in gleicher Uebersetzung die zwei Briefe an die Korinther und den Brief an die Galater erscheinen.

Frommann veranstaltete aber auch eine hebräische Uebersetzung des Evangelium Lucä, deren ersten Theil er selbst noch

mit rabbinischen Erklärungen versah. Diese Uebersetzung erntete nicht bloss in jener Zeit über Deutschland hinaus und besonders in England vieles Lob, sondern hat auch in unserer Zeit die Anerkennung von Professor Delitzsch gefunden. Callenberg erwähnt ferner, dass Frommann eine hebräische Uebersetzung der Apostelgeschichte und christlicher Lieder, die auch nach den betreffenden christlichen Melodien zu singen waren, im Manuskript hinterlassen habe, aber dasselbe ist nicht vorgefunden worden.

Alle diese schriftlichen Arbeiten fertigte Frommann in der kurzen Zeit von 5 Jahren an, in denen er zum Theil noch Student war, und hernach die Mühe der ersten Einrichtung in seinem ärztlichen Amte zu bestehen hatte. Beweis genug dafür, dass der ebenso tüchtige und wissenschaftlich angelegte als fromme junge Mann von ausserordentlichem Eifer für das Missionswerk unter seinen früheren Glaubensgenossen erfüllt war.

Frommann übersetzte dann 1733 noch den Brief an die Römer, welcher besonders entscheidend auf ihn eingewirkt hatte, ins Jüdisch-deutsche, und die Bemerkungen, welche er dieser Uebersetzung beigab, haben sich hernach als eine wahre Fundgrube für die Unterweisung von Juden in der christlichen Lehre erwiesen. Callenberg zog aus diesen Erklärungen nicht weniger als 14 besondere Missionsschriften heraus, die alle in jüdisch-deutscher Sprache erschienen und bereits auf Seite 264 ff. erwähnt worden sind.

Im April 1733 erhielt Frommann von der medizinischen Fakultät in Halle die Doktorwürde. Seine Dissertationsschrift vom 6. Juli jenes Jahres handelte über das Thema *De necessario sanis medico*, dass der Arzt auch den Gesunden nöthig sei, und enthält am Schlusse Gedichte zu seiner Ehre von Professor Dr. Jo. Heinr. Michaelis, Professor Callenberg, dem Rektor des Halle'schen Gymnasiums Jo. Mich. Gasser und dem Lehrer am dortigen Pädagogium Carl Heinr. Theune. Schultz sagt in seinen „Leitungen des Höchsten“ 3, 76, dass Frommann als Arzt eine gute Praxis gehabt habe, obwohl er doch nur 2 Jahre lang als solcher in Halle wirkte. Er war verheirathet und hinterliess eine Wittwe, sein Kind ging ihm im Tode voran. Er selbst starb am 2. Januar 1735 an einem Fleckfieber. Noch in seinen letzten Phantasieen beschäftigte er sich mit der Apostelgeschichte, die von ganz besonderer Bedeutung für sein inneres Leben geworden war. Mit den Worten: „Ach Jesu, ja Jesu, ja Jesu, mein Jesu!“ entschlief er.

Frommann gehört zu den edelsten Gestalten unter den Proselyten nicht bloss seiner Tage, sondern aller Zeiten; und er hat es wohl verdient, dass sein Name noch fort und fort in den Missionskreisen mit liebender, herzlicher Anerkennung genannt wird. Er hat sich völlig verzehrt im Dienste seines Gottes und im Dienste seiner Brüder nach dem Fleisch. Bei ihm zeigt sich in solcher Reinheit wie selten sonst volle christliche Klarheit, unbedingter Ernst in der Geltendmachung der Wahrheit gegen sein Volk, völlige Freiheit von allem Bedecken, Verschweigen und Entschuldigen der jüdischen Sünde, völliges Fernsein von aller Verherrlichung der jüdischen Rasse und ebenso brünstige Liebe zu seinen Volksgenossen, die Jesu zuzuführen seine Arbeit und sein Sehnen bis zu seinem letzten Odemzuge geblieben ist.

Auch in diesem Zeitraume begegnet uns sodann eine ganze Reihe von Proselyten, welche unter den Juden Rabbiner oder Lehrer gewesen waren und die sich nun als Christen durch gelehrte oder literarische Thätigkeit zu erhalten suchten. Wir finden also wieder verschiedene Lektoren der orientalischen Sprachen und der rabbinischen Literatur an den Universitäten, und andere, welche ihre Kenntnisse theils zur Erweisung der Wahrheit des Christenthums vor ihren Glaubensgenossen, theils zu ihrer Ueberführung zu verwerthen suchten. Die grösste Zahl dieser Proselyten hat hierin nur sehr Mittelmässiges geleistet, und recht vielen Erzeugnissen dieser Art merkt man es an, dass sie des Broterwerbes wegen geschrieben sind. Die Noth drängte eben in nur zu vielen Fällen zur Feder. Immerhin aber erkennt man, dass manche dieser Proselyten doch auch ein Eifer für die Bekehrung der übrigen Juden erfüllte, und dass ihnen diese eine Herzenssache war.

Wir erwähnen nur beispielsweise unter den Männern, welche auf solche Weise den schriftstellerischen Weg betraten: Johann Friedrich Mentes in Greifswald, Friedrich Christian Meier, getauft in Altona, Ernst Maximilian Borg, getauft in Breslau, Christoph Gustav Christian in Nürnberg, ein sehr redlicher Mann, Abraham Ben Raphael de Lonsano, als Christ Wilhelm Heinr. Neumann, in Idstein getauft, der Theile einer hebräischen Grammatik schrieb, Walther Philipp, getauft in Hamburg, der ein sog. deutsch-hebräisches Wörterbuch verfasste, das aber nur von der Schreibweise, dem Lesen und der Aussprache des Hebräischen handelt, und der dann auch über den jüdisch-deutschen

Dialekt schrieb. Möglicherweise ist dieser Walther Philipp der Vater des Studiosus der Theologie Gottlieb Georg Philipp, den 1751 die Schultz'schen Ferneren Nachrichten 1, 5, 6 nennen. Hier wird ein Philipp aus Oberstein, also aus der Gegend, da der früher genannte lebte, erwähnt und von ihm gesagt, dass er 1735 gestorben sei. Von dem Studenten schreibt Schultz, dass er den Herrn redlich zu fürchten scheine, und fügt hinzu, dass ein Bruder desselben das Halle'sche Waisenhaus besuche. Ueber beide Brüder aber waren nähere Nachrichten nicht zu erlangen.

Wir begegnen ferner einem Karl Gottlieb Willig, der 1723 mit Frau und sieben Kindern in Greifswald getauft wurde und zwei Katechismen, einen grösseren und einen kleineren zur Unterweisung der Juden verfasste. Jakob Michael August ist in Breslau getauft. Ihm folgten später auch seine Frau und Kinder, und wurde er Lektor der orientalischen Sprachen in Leipzig. Johann Friedrich Guthertz, getauft in Breslau, und Christian Gottlieb Hamburger, 1718 in Leipzig getauft, gaben eine Beschreibung der jüdischen Ceremonien und der Gebräuche der heutigen Juden heraus. Oefters werden jetzt Theologie studirende Proselyten genannt, deren weiteren Lebensgang wir aber nicht verfolgen können. So ein Rabbi Israel Moses Präger oder Prager, der, 1741 von Senior Münden in Frankfurt getauft, als Christ Johann Christian Neumann hiess. Derselbe studirte Theologie in Leipzig und Jena, hernach verlieren aber wir ihn aus den Augen. Er wie so viele andere Proselyten erhielten in der Taufe Namen, welche ihren neuen Christenstand recht deutlich bezeichnen sollten; und sehr viele der heutigen Neumanns oder der Personen, welche mit Christ verbundene Namen in Deutschland tragen, sind Nachkommen von Proselyten.

Erwähnt sei auch Mauritius Wilhelm Christian Keyser*) aus Prag, Rabbi in Schleusingen und daselbst vom Superintendenten Fried. Ernst Meis 1715 getauft. Er hielt als Christ Vorlesungen in Altorf und später über jüdische Alterthümer in Regensburg. Dort hatte sich der Superintendent Georg Serpilius eine Synagoge genau nach den jüdischen Vorschriften erbauen lassen. Keyser beschrieb dieselbe und gab hierbei überhaupt genauere Nachrichten über die Einrichtungen der jüdischen Gotteshäuser. Später ertheilte er in Bremen Unterricht im Talmud und Rabbinischen.

*) Wolf B. H. 3, 4, N. 1365 b.

Allem Anscheine nach hat er dann in der Anstalt des Mercatus in Schleswig ein Asyl gefunden. Wolf nennt ihn einen gelehrten, redlichen und sittenstrengen Mann.

Philipp Nicodemus Leberecht*) aus Calbe an der Saale wurde 1715 von Pastor Seufert in Pforzheim getauft. Seufert diktirte ihm einen kurzen Auszug seines Katechismus in die Feder, den er dann ins Jüdisch-deutsche übersetzte. Das Buch trägt den Titel „Eckstein des wahren Glaubens“ 1719 Leipzig und Dresden. Ausserdem erschien von Leberecht „Der geistig todte Jude“ in 2 Theilen, Magdeburg, die Lehre von den beiden Messiasen der Juden und ihre Widerlegung enthaltend. Das Beste in diesen Schriften ist Gersons Talmud entnommen, von der Hardt aber in der Schrift Leberechts „Ein Zicklein“ über die Osterliturgie der Juden benutzt. Verständigere Wege schlug Leberecht in einer Schrift über die Tekupthoth oder die Blutstropfen, welche viermal des Jahres zum Zeichen und Denkmal unter den Juden vom Himmel fallen sollen, ein; denn er erklärte, dass er von solchen Blutstropfen nichts bemerkt habe. Leberecht fand nie eine sichere Existenz und gehört zu denen, welche es besonders deutlich zeigen, dass in jener Zeit so mancher der Proselyten, wenn er selbst guten Willen hatte, nichtvorwärts kommen konnte, weil man sich zu wenig Mühe gab, sie in den socialen Organismus der christlichen Gemeinde einzugliedern, so dass sie in der Luft schweben blieben und sich wesentlich von Almosen erhalten mussten. Aehnliches ist von Joh. Christ. Meyer zu sagen, der 1747 mit seiner Frau in Hamburg getauft wurde und ein wirklich inniger Christ war, wie es seine kleine Schrift „Die Gestalt eines gläubigen Juden vor, in und nach seiner Bekehrung“, Tübingen 1754, zeigt. Auch dieser treffliche Mann hatte stets den Kampf um das Dasein zu führen.

Ein anderer Christian Meier**) war ein angesehener, reicher Mann unter den Juden in Hamburg und Vorsteher einer höheren jüdischen Schule gewesen. Nachdem er zu der Ueberzeugung gekommen war, dass er als Jude im Irrthum lebe, liess er sich in Bremen taufen, suchte dann aber vergeblich ein feste Anstellung unter den Christen zu gewinnen und sah sich deshalb zu wandern genöthigt. So kam er nach Holland, wo er sich die Gunst von

*) Wolf B. H. 3, 4, N. 1830 d.

**) Wolf B. H. 3 N. 1897 b.

verschiedenen Gelehrten erwarb. D. Joh. Meyer in Harderwyk, Camp. Vitranga in Franeker, H. van Alphen in Utrecht, Verbrugge in Gröningen, Surenhuis in Amsterdam neben Bashuysen in Zerbst lobten seine christliche Lauterkeit und sein hebräisches Wissen und halfen ihm auch dazu, dass mehrere seiner Schriften gedruckt wurden, die theils in holländischer, theils in deutscher Sprache erschienen, aber zu einem gewissen Brote gelangte er trotz der Empfehlungen dieser Gelehrten auch nicht. Beachtung verdient seine Schrift *Vera Immanuelis generatio ex virgine viro desponsata secundum Jesaia 7, 14*, Amsterdam 1722. Die Londoner Missionsgesellschaft hat eine neue Ausgabe derselben veranstaltet, weil sie in ganz tüchtiger Weise die wahre Gottheit Christi gegen die jüdischen Einwürfe vertheidigt. Eine andere gelehrte lateinische Schrift desselben Verfassers behandelt die Zeit des letzten Passahmahles Christi: *Quo tempore Christus Pascha celebraverit, quod ex Joanne 18, 28 secundum ritus ecclesiae Judaicae factum esse probatur*. Da Chr. Meier nicht lateinisch verstand, was denn auch seinem Fortkommen besonders im Wege gestanden haben mag, liess Professor Johann Meyer das hebräisch und jüdisch-deutsch geschriebene Manuscript erst ins Lateinische übersetzen. Dies hat aber manche Unzuträglichkeiten mit sich gebracht. Christ. Meiers spätere Schicksale sind uns nicht bekannt, ein Vierteljahrhundert hindurch aber sehen wir ihn mit den schwierigsten Verhältnissen ringen, ohne deshalb seinem Glauben untreu zu werden.

Zu den besseren Proselyten des Zeitraums gehört ein früherer Rabbi im polnischen Bar, der als Christ Christoph David Bernhard*) hiess. Derselbe wurde durch Pfarrer M. Storr in Heilbronn für das Christenthum gewonnen. Er war hernach Lektor des Hebräischen in Jena und später in Tübingen. Dr. Pfaff gibt ihm das Zeugniß, dass er ein aufrichtiger Israelit ohne Falsch sei und genug Proben eines wahren Christenthums gegeben habe. Im Talmudischen und Rabbinischen besitze er eine unvergleichliche Einsicht, eine ganz andere, als die meisten übrigen Proselyten, und habe mit grossem Ruhme docirt. Der nachmalige Professor der morgenländischen Sprachen, Joh. Gottfried Tympe, z. B., welcher ihn in Jena hörte, erklärte, dass er von Bernhard besonders

*) Wolf B. H. 3, 4 N. 1895 d. 4 S. 519, 20. Kalkar 176. Wissenschaft, Kunst u. s. w. von Franz Delitzsch S. 304.

viel gelernt habe. Am bekanntesten ist seine „Hütte Davids, oder grammatische Regeln der hebräischen Sprache“, Tübingen 1722 geworden. Das Werk ist eine kurze aber beachtenswerthe hebräische Grammatik mit gespaltenen Kolumnen, auf der einen Seite den hebräischen Text, auf der anderen die deutsche Uebersetzung enthaltend. Zu Grunde gelegt ist die hebräische Grammatik des R. Salomon Ben Jehuda, welche durch Bernhard aber eine verbesserte Gestalt erhalten hat.

Wider falsche Beschuldigungen, die gegen die Juden erhoben wurden, erhob er treulich seine Stimme. So widerlegte er den Proselyten Michael Paul, der die thörichte Fabel von den vier jüdischen Blutstropfen weiter verbreitete, und liess „Eine unparteiische Beurtheilung des Eidschwures eines Juden gegen einen Christen“ erscheinen. Hier wies er gründlich nach, dass ein solcher Eid auch Christen gegenüber unter bestimmten Voraussetzungen von den Juden als durchaus bindend betrachtet werde, zugleich aber, dass Vorsichtsmaassregeln nöthig seien, damit den allerdings vielfach beliebten Betrügereien vorgebeugt werde. Ausserdem liess er noch verschiedene andere Schriften erscheinen, welche die Juden zur Anerkennung des Evangeliums führen sollten. Genannt mögen werden: „Das erste Wort Davids“ über die Menschwerdung Christi nach Jesaia 7, und „Das letzte Wort Davids“ oder eine Erklärung von Daniel 9, 24—27 und über Jesaia 53. Ferner Makkel David über 1 Samuelis 17, 40. Nicht in den Druck gekommen sind: Magen David, eine Widerlegung des Buches Chisuk Emunah, sodann Emunah David, eine Widerlegung des Buches Ikkarim von Jos. Albo, eine Auslegung Davids, eine Auslegung von Hiob und ein Spiegel Davids, welcher eine kurze hebräische Grammatik enthielt. Im Jahre 1743 wird von Bernhard in A. C. Zellers Merkwürdigkeiten der Universität Tübingen gesagt, dass er nun bereits 25 Jahre Docent des Rabbinischen und Talmudischen sei. Er starb 1754 oder 1755.

Ein ergreifendes Beispiel dafür, auf welchen wunderbaren Wegen Juden zur Erkenntniss Christi geführt werden, und mit welcher Treue dann auch so manche unter ihnen die einmal gewonnene Glaubensüberzeugung in den einfachsten Verhältnissen festhalten, ist Abraham Herz,^{*)} als Christ Christoph Leberecht,

^{*)} Berichte von Beyer 1783, 7, 20 ff. Dibre Emeth 1878, 156 ff. Traktat der Berliner Gesellschaft.

getauft 1744 zu Balga bei Königsberg, gestorben 1776 in Königsberg.

Gegen den Vorkämpfer des Rationalismus J. C. Edelmann und dessen Schriften wider das Christenthum trat der Proselyt Christian Immanuel Reinwolle, preussischer Accisebeamter in Berlin, mit einer Schrift: „Vernünftige und gründliche Widerlegung des berüchtigten Edelmann“ 1747 auf. Leipzig und Frankfurt Edelmann hatte sich der Hilfe eines Proselyten bei Abfassung seiner Schrift bedient, und diesen Schimpf fühlte Reinwolle so tief, das er mit jener Gegenschrift in die Schranken trat; sein Zeugniß fand damals auch viele Zustimmung.

Adam Rudolf Georg Christoph Matthaei,^{*)} als Jude Schimon genannt, ist 1715 in Fürth geboren. Sein Vater Jaidel war ein tüchtiger Talmudkenner und wirkte als Lehrer am Bethhamidrasch des Rabbi Bärmann Frankel in Fürth und hernach in Prag, wo auch der Sohn talmudischen Studien oblag. Später wurde der Sohn Lehrer an der Fürther jüdischen Hochschule und danach an Rabbi Salomon Isaak Fränkels Bethhamidrasch. Seine Studien führten ihn allmählig zu der Ueberzeugung, dass die jüdischen Lehren und Gebräuche sehr wenig mit denen des Alten Testaments übereinstimmten. Die Unhaltbarkeit des Judenthums und die Wahrheit des Christenthums wurden ihm zuletzt zu so fester Gewissheit, dass er sich im April 1748 zu den Geistlichen in Fürth begab und sich denselben offenbarte. Auf ihren Rath begab er sich nach Nürnberg und nahm auch sein dreijähriges Söhnchen mit sich. Als er dann aber von hier aus an seine Frau schrieb, ihm zu folgen, schafften die Juden dieselbe an einen geheimgehaltenen Ort, wo sie von einer Tochter entbunden wurde. 1756 erhielt der Vater durch die Bemühungen des Magistrates von Nürnberg auch dieses Kind; einige tausend Gulden dagegen, welche er sich früher erspart hatte, wussten ihm die Juden vorzuenthalten.

Am 20. September 1748 wurden der Vater und sein Söhnlein getauft. Vom Taufstage, dem Matthäi-Tage, erhielten beide den Namen Matthäi. Der Sohn Karl Johann Conrad wurde später auf das Aegidien-Gymnasium in Nürnberg gebracht, der Vater aber erhielt die Stelle eines Messners an der dortigen Dominikaner- und hernach an der Sebaldus-Kirche. Er starb 1779.

^{*)} Saat. Ostern 1873. S. 113 ff.

Matthaei war ein frommer und gelehrter Mann. Seine Schriften über jüdische Gegenstände zeichnen sich durch Selbständigkeit und reiche Kenntniss der Literatur aus. Der Zweck, für den sie Matthaei schrieb, war, die jüdischen Angriffe gegen das Christenthum zu widerlegen und die Seinen zur Annahme des Christenthums zu bewegen.

Von diesen Schriften, die zum Theil mehrere Auflagen erlebten, verdienen insbesondere Erwähnung: Die Verderbniss des heutigen Judenthums nach ihrer wahren Beschaffenheit aus talmudischen und rabbinischen Schriften. Onolzbach 1751. Er zeigt hier ohne Bitterkeit, aber sehr klar in 8 Capiteln, wie das jüdische Gesetz aus lauter Menschensatzungen bestehe. Beschreibung des jüdischen Sabbaths aus talmudischen und rabbinischen Schriften. Nürnberg 1752. Hier weist er die Widersprüche zwischen der Lehre der Schrift vom Sabbath und den jüdischen Sabbatgesetzen in 13 Capiteln nach. 1758 erliess er am zehnten Jahrestage seiner Taufe ein an die Scholarchen von Nürnberg gerichtetes Danksagungsschreiben, welches eine Beschreibung des jüdischen Neujahrs- und Purim-Festes enthält, und eine Abhandlung über den jüdischen Versöhnungstag. Dann vertheidigte er unter anderem die lutherische Abendmahlslehre in einem Gespräche zwischen Hermann und dem Proselyten Frommann, verfasste 1768 eine Erklärung von 1 Mose 49, 10 zum Andenken an den 20. Jahrestag seiner Taufe, wobei er den Nachweiss führte, dass die alten Rabbinen unter dem Schiloh den Messias verstanden hätten, und 1770 „Beweis der Uebereinstimmung der jüdischen und christlichen Lehre über den unerschaffenen Engel.“ Im Ganzen werden 19 Schriften von Matthaei genannt, die fast alle einen Missionszweck hatten, wie er denn auch ein besonderer Freund von St. Schultz war.

Viele Theilnahme fand Johann Adam Gottfried*) der seine eigene Lebensgeschichte veröffentlicht hat. Die betreffende Schrift desselben führt den Titel „Wahrhafter Bericht von Gottfrieds wunderbarer Bekehrung vom Judenthum, die im Jahre 1750 zu Christian Erlangen geschah, bis hierher von ihm selbst aufgesetzt und dem Druck übergeben“. Ein Freund hat diesen Bericht noch

*) Beyer. Fortgesetzte Nachrichten, 8, 15 ff. Freund Israels. Berlin 1825. Hausmeister, Merkwürdige Lebens- und Bekehrungsgeschichten. Saath 1872. Michaelis S. 211 ff. Kalkar S. 181.

einmal kurz wiederholt und bis zum Tode Gottfrieds ergänzt. „Kurzgefasste Lebensgeschichte des seligen Magister Joh. Adam Gottfried zu Anspach nebst dessen letzten Stunden“ 3 Aufl. Onolzbach 1780.

Gottfried ist 1726 in Altona geboren und hiess als Jude Nathan. Als er, 9 Jahre alt, seinen Vater verlor, schickte ihn die Mutter zu einem Oheim in London, der dort Diamantschleifer war, um dessen Kunst zu erlernen; er wurde aber bald von ihm zurückgesandt. Mit der Mutter kam der Sohn dann zunächst nach Eisenstadt in Ungarn und von dort zu dem ihm verwandten Rabbi Koppel Fränkel in Fürth, bei dem er so gute Fortschritte machte, dass er von der Gemeinde Roth im Anspach'schen schon mit 17 Jahren als Lehrer angenommen wurde; von Roth kam er später nach Sulzberg. Schon dem 9jährigen Knabe wurde in London der Name Jesu lieb. Dem 15jährigen sagte sein Lehrer, Rabbi Ichhausen, dass er sich noch einmal werde taufen lassen, und ebenso erklärte ihm sein anderer Lehrer, Rabbi Löwe Hene, dass er sicher vom jüdischen Glauben abfallen werde. Diese Zeugnisse versetzten Nathan für einige Zeit in tiefe Unruhe, über die er erst allmählig Herr wurde.

Von dem Gesange in der evangelischen Kirche zu Sulzberg, bei welcher er während eines Gottesdienstes vorüberging, wurde dann der 21jährige so mächtig ergriffen, dass ihm fortan das Christenthum in einem freundlichen Lichte erschien. Von jetzt ab fing er an, über dasselbe weiter nachzuforschen und las besonders Jesaia 53, weil er gehört hatte, dass sich die Christen auf dieses Kapitel besonders beriefen; und dasselbe wirkte auch entscheidend auf ihn ein. Sein Aufenthalt unter den Juden wurde ihm jetzt unerträglich, er wandte sich deshalb 1748 nach Nürnberg und bat hier um Aufnahme in die evangelische Kirche; aber dieselbe wurde ihm anfangs verweigert. Doch liess er sich dadurch nicht abschrecken, sondern ging nach Erlangen und wurde dort auch 1750 von D. Pfeiffer getauft, wobei er den Namen Gottfried erhielt.

Gottfried wollte nun Theolog werden, und man bahnte ihm die Wege hierzu. Er besuchte die Schulen in Neustadt a. d. Aisch und zu St. Lorenz in Nürnberg und konnte bereits 1753 die Universität Erlangen beziehen. Der Tod des Lektor Bernhard in Tübingen bestimmte ihn dann, sich um die Stelle desselben an jener Universität zu bewerben, aber trotz der besten Empfeh-

lungen wurde ihm dieselbe nicht zu Theil. Nach 2 Jahren neuen Studiums in Tübingen wurde er daselbst Magister und trug an jener Universität die hebräische Formenlehre vor, ging aber 1758 nach Gerabronn im Anspach'schen, um hier so lange zu unterrichten und sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen, bis er ein Pfarramt erlangen würde. Doch nur einmal, im Jahr 1759 fand er den Muth zu predigen und von da ab nicht wieder; er konnte seine angeborene Schüchternheit nicht überwinden. Ueberaus demüthig schreibt er selbst, dass Gott es damit nur gut gemacht habe, da er Jesum als den Sünderheiland doch in der früheren Zeit seines Christenlebens nicht erkannt habe, sondern zu dieser Erkenntniss erst allmählig gelangt sei; „ohrenjuckendes Geschwätz“ aber zieme sich nicht für die Kanzel.

Er wurde nun völlig Literat und verheirathete sich 1758 mit Sibylla Juliana de la Magdaleine, einer Tochter des Professor L. L. de la Magdaleine in Stuttgart, aus welcher Ehe 5 Kinder stammten. Durch Unterrichten an verschiedenen Orten in lateinischer, hebräischer, griechischer und französischer Sprache und durch Bücherschreiben erhielt er sich und seine Familie nur schwer, war aber stets dankbar, und sein Sterbebett war ein wahres Siegesbett. Er starb 1773.

Es erschien eine Reihe von Schriften aus seiner Feder. In Tübingen 1753 „Der trostlose Jude in der letzten Todesstunde“, nebst einem Ermahnungsschreiben an Rabbi Koppel Fränkel in Fürth. Hier spricht er seinem früheren Lehrer den herzlichsten Dank aus und bezeugt auch, dass er sich gedrunken fühle, ihm die schuldige Liebe öffentlich zu beweisen, worauf er ihn ehrerbietig bittet, die christliche Lehre noch einmal nach dem Alten Testamente zu prüfen. Die Schrecken aber, welche der Tod für die Juden habe, und die vergeblichen Trostgründe, mit denen sie sich zu beruhigen suchten, sollten sie veranlassen, den wahren Trost anzunehmen, welchen allein das Evangelium ihnen bieten könne.

An seine früheren Glaubensgenossen richtete er aber auch noch eine andere Schrift, die in demselben gewinnenden Tone geschrieben ist und 1753 in Basel erschien, „Der bussfertige Sünder“. 1759 kam in Anspach heraus „Schriftmässige Vorstellung und freundschaftliche Ermahnung an sämtliche Proselyten der jetzigen Zeit“, unter Zugrundelegung von Col. I, 12—14, und Rührungen eines jüdischen Proselyten in den ersten Augen-

blicken seiner Bekehrung, Lindau 1759. Sodann veröffentlichte er „Venünftiger Unterricht über die natürliche Religion und deren vornehmste Streitigkeiten und über die christliche Religion“, eine Schrift, die bis 1766 bereits 3 Auflagen erlebt hatte. Schnelle Bekehrung eines wider Jesum erbitterten Juden 1771. Welche Sünde der heutigen Christenheit mag wohl die wahre und einige Ursache der jetzt hereinbrechenden Gerichte Gottes sein. Frankfurt und Leipzig 1772. Ein Charfreitagsconfekt, und endlich Sammlung aller im gemeinen Leben nothwendigen französischen Wörter und Redensarten, Onolzbach 1773.

Zur Stellung eines ordentlichen Professors der Philosophie an der Universität Helmstädt gelangte Dr. Carl Anton.*) Derselbe ist 1722 in Mitau geboren und hiess als Jude Mosche Gerson Kohen. Er stammte aus einem priesterlichen Geschlecht, das viele berühmte Schriftsteller der Juden erzeugt hat, so dass es unter denselben den Namen „der goldenen Kette“ führte. Zu seinen Vorfahren väterlicherseits gehörte z. B. Bartenora, der bekannte Glossator der Mischna, zu denen seiner Mutter der kabbalistische Rabbi Chaim Vital und Lipmann Heller. Anton studirte 7 Jahre in Prag unter Jonathan Eibesbüsch, der hernach in Hamburg und Altona als Oberrabbiner wirkte. Später ging er auf Reisen nach Constantinopel und wurde dort sehr krank. In der Zeit seiner Krankheit war er um das Heil seiner Seele sehr bekümmert und wurde noch unruhiger, als er während derselben die Stelle im Daniel über die 70 Wochen las, welche ihm alle jüdischen Erklärungen nicht zu deuten vermochten. Er vermuthete damals schon, dass nur durch Christum die Lösung zu finden sein werde, und war entschlossen, die christliche Lehre jetzt sorgfältig zu prüfen. So kam er nach Wolfenbüttel, wo er wieder von grosser körperlicher Schwachheit befallen wurde. Da erwachte die alte Angst von Neuem in ihm, und er entschloss sich daher jetzt in jener Stadt um den christlichen Unterricht zu bitten. Der Herzog liess ihn durch P. Meyers unterrichten und 1748 wurde er von demselben getauft. Der Fürst wollte sein reiches rabbinisches Wissen verwerthen und deshalb stellte er ihn als Lektor der rabbinischen Literatur an der Universität Helmstädt mit auskömmlichem Gehalte an.

*) Saat 1871. Michaeli S. 214 ff. Kalkar 176.

Von Anton erschien: Kurzer Entwurf der Erklärung jüdischer Gebräuche zum Gebrauche akademischer Vorlesungen entworfen, 3 Theile, Braunschweig 1752—1754, mit einem Anhang über die jüdische Sittenlehre. Die Gebräuche der Juden stellt er im Zusammenhange nach den Kategorien der Wolf'schen Philosophie dar und vertheidigt dabei warm und eifrig die Juden gegen die falschen Beschuldigungen, dass sie Christenblut gebrauchten, Brunnen vergifteten u. s. w. Zeigt daneben diese Schrift auch die Neigung, den Talmudismus in manchen Stücken mehr, als es billig und recht ist, in Schutz zu nehmen, so räumt doch Anton hier auch manche Schäden desselben, den Zwiespalt in seinen sittlichen Anschauungen und eine trübe Mischung von Gutem und Bösem in demselben ein. In seiner Kurzen Nachricht von dem falschen Messias Sabbathai Zebi, Wolfenbüttel 1752, nimmt er sich seines Lehrers Jonathan Eibeschütz gegen die ihn bedrängenden und befehdenden Juden an; seine Vorliebe für diesen der Kabbala ergebenden jüdischen Gelehrten geht aber bereits über das rechte Maass hinaus. 1756 gab er als ordentlicher Professor Abraham Jagels Gute Lehre und eine Einleitung in die rabbinischen Rechte nebst einer Abhandlung über den Judeneid heraus, Braunschweig. Diese Schrift sollte sich besonders gegen das Eisenmenger'sche Werk richten. Schön bezeugt er auch bei dieser Gelegenheit seine Liebe zu seinen Brüdern nach dem Fleisch und erklärt, dass er täglich ihre Bekehrung wünsche. Seine Vertheidigung der Juden gegen Eisenmenger ist eine recht ausführliche, aber hier zeigt sich noch mehr eine bedenkliche Neigung, die Gerechtigkeit zu Gunsten der Juden zu beugen und selbst das Unentschuldbare zu entschuldigen. Er geht hier so weit, dass er sogar die thatsächlich überaus laxen Auffassung des Eides unter den Juden seiner Zeit in möglichst günstigem Lichte darzustellen bemüht ist.

Je älter Anton wird, desto weniger vermag man ihm in seinen Schriften mit rechter und voller Zustimmung zu folgen, und eben dies scheint auch für die Behauptung zu sprechen, dass Anton später wieder Jude geworden sei. In den ferneren Nachrichten von St. Schultz II, 50 schreibt ein Geistlicher an diesen, dass es ihm an mehreren Orten versichert worden sei, Anton sei zum Judenthum zurückgekehrt, und Professor Dav. Fr. Megerlin in Frankfurt a. M. behauptet 1773 in seiner Schrift „Liebreiche Anreizung der zerstreuten Judenschaft zur endlichen Annehmung

der Religion des einigen Mittlers Jesu“ S. 16 das Gleiche. Für Anton ist dasselbe verhängnissvoll geworden, was nicht wenigen Proselyten unserer Gegenwart verderblich zu werden droht, dass der Stammespatriotismus in ihnen über ihrem Christenthum steht.

Während aber für Anton die falsche Volksvorliebe zur Klippe geworden ist, so bei einigen anderen Proselyten ein trauriger Hass gegen ihre früheren Glaubensgenossen oder die ebenso hässliche Sucht, sich durch Feindseligkeit gegen ihr Volk die Gunst der Christen zu erwerben. Die Proselyten dieser Art haben je und je viel dazu beigetragen, dass die Antipathie der Christen gegen die Juden desto stärker wurde, und man den letzteren alles mögliche Schändliche zutraute. Für sich selbst aber haben jene Menschen keinen Gewinn davon gehabt, denn man lernte sie bald als unzuverlässige Leute kennen, und viele Christen hielten nunmehr am Liebsten alle Proselyten für Heuchler und Betrüger.

Einen schlechten Namen durch solche Gehässigkeit gegen die früheren Glaubensgenossen hat sich z. B. Paul Wilhelm Hirsch gemacht. *) Derselbe unterrichtete in den orientalischen Sprachen in Berlin und schrieb 1717 ein Buch: „Entdeckung der Tekuphoth oder des schädlichen Blutes, welches über die Juden viermal des Jahres kommt, laut ihrer eigenen Kalender.“ Hirsch gab an, dass die Juden zur Strafe für die Kreuzigung Christi nicht bloss an Hämorrhoiden litten, sondern auch viermal des Jahres ihre Gefässe mit Blut sich füllen sähen, welches alle Speisen verdürbe. Mit derselben Anklage trat Michael Paul hervor, welcher zuerst Katholik war und 1726 in Wittenberg lutherisch wurde. Christian Wilhelm Christlieb**) gab 1745 in Fürth einen kurzen Auszug aus den Selichoth oder jüdischen Bussgebeten heraus, in welchem er die Juden der Lästerung Christi und der Christenheit beschuldigt. Auf die Bitte, welche die Judenschaft an die Halle'sche theologische Facultät um ein Gutachten über diese Schrift richtete, lieferten die Professoren Jakob Baumgarten und Christian Benedikt Michaelis 1745 ein solches, und beiden stimmte die Altorfer Fakultät bei. Eben diese Gutachten aber zeigen, wie sich besonders unter dem Einflusse des Pietismus und des Institutum Judaicum

*) Wolf B. H. 3 Nr. 1810 b.

**) Kalkar 168.

das Urtheil über die Juden allmählig gemildert hat, und wie sehr man jetzt geneigt war, Gerechtigkeit gegen dieselben zu üben.

Die Schrift von Michaelis trägt den Titel: „Bedenken über des Proselyten Christ. Wilh. Christlieb kurzen Auszug aus den Selichoth oder jüdischen Bussgebeten, betreffend die Lästerung Christi und des Christenthums auf Erfordern der Judenschaft gestellt“, die von Baumgarten „Theologisches Bedenken über die gewissenhafte Duldung der Juden und ihres Gottesdienstes unter den Christen und über den kurzen Auszug u. s. w.“ Die Hallenser wie die Altorfer sprachen die Juden von der Beschuldigung, dass in den betreffenden Gebeten eine Lästerung Christi und des Christenthums enthalten sei, im Allgemeinen frei. Aber auch die Leipziger theologische Facultät erkannte z. B. in einem Gutachten vom Jahr 1714 die Grundlosigkeit der Beschuldigung, dass die Juden Christenblut gebrauchten, ausdrücklich an. Die herzlichste Theilnahme für die Juden sprach sich besonders in dem Gutachten von Baumgarten aus. Zwar wolle er, so lautet sein Bekenntniss, nicht leugnen, dass Lästerungen in den von Christlieb angezogenen Stellen enthalten seien, aber die schlimmsten Stellen kämen in den alten Gebetbüchern nicht vor, und für einen Proselyten gezieme es sich am wenigsten, die Obrigkeit zum gewaltsamen Einschreiten gegen seine früheren Glaubensgenossen aufzurufen. Hartes Verfahren gegen die Juden sei überhaupt vom Uebel, und auch die Obrigkeit müsse dasselbe vermeiden, während sie dagegen die Juden anders als die Christen werde halten müssen, an denen sie freilich viel bessere Unterthanen habe.

Auch unter den Proselyten dieses Zeitraumes gab es einige gewöhnliche Betrüger. So werden Fälle erwähnt, in denen Getaufte noch einmal die Taufe begehrt, um das übliche Pathengeld wiederholt zu erlangen. Paulus Christianus Kirchner, der eine Zeitlang am reformirten Gymnasium in Halle hebräischen Unterricht ertheilte, und dessen jüdisches Ceremoniel Sebast. Jak. Jugendres 1724 mit Bildern versehen herausgab, gehört zu jenen unlauteren Menschen und soll zuletzt wieder Jude geworden sein. Fr. Wilh. Christoph Taufenburg, der sich bei Christen durch Schriften gegen die Juden einzuschmeicheln suchte, endete im Gefängniss.

Erfahrungen solcher Art haben das preussische Edikt vom Jahre 1744 veranlasst, welches für das Königreich bestimmte, dass kein Jude mehr zum Unterricht in der christlichen Religion

angenommen werden solle, ehe man nicht Gewissheit über seinen früheren Wandel erlangt habe.

Ein Abenteurer war Martin Caspar Brenk.*) Von Hause aus Christ ging er die verschiedensten Wandelungen durch. Er war zuerst Jurist, kam 1736 nach Anspach, genoss die Gunst des Senatspräsidenten Frh. v. Seckendorf, arbeitete an einer Widerlegung der Wertheimer Bibel, floh, weil er in Händel gerieth, nach Norddeutschland und wurde dort Notar, dann Hofmeister, ging 1749 nach Amsterdam, wurde Jude, dann aber wieder Christ, Legationssekretär in Kassel und wohnte zuletzt in Schobdach bei Wassertrüdingen bei der Gattin des Dekans v. d. Lith. Er sollte in Halle Professor, in Göttingen Lektor des Hebräischen, in Anspach Sitteninspektor auf dem Gymnasium, in Sicilien Auditeur werden und wollte die Wallachei colonisiren und dort ein Königreich errichten.

Unstät ist aber auch das Leben so mancher Proselyten dieses Zeitraumes. Weil sie keine gewisse Existenz fanden, zogen sie mit ihrem Taufzeugnisse bettelnd von Ort zu Ort. Wohl besass Hamburg in dem Vermächtniss von Edzard und Placcius einige Mittel, um einer gewissen Anzahl der Bekehrten zu einer neuen Existenz zu helfen; und auch sonst kommen Vermächtnisse für Proselyten vor, wie das von Hermann Allendorfer zu Frankfurt a. M. 1703, welches verordnete, dass die Zinsen eines Kapitals von 300 Gulden stets zum Besten eines Proselyten verwandt werden sollten. Aber auch nur entfernt hinreichende Mittel, um dem Proselytenelend ein Ziel zu setzen, waren nicht vorhanden. Um so mehr fordert es Beachtung, dass die Zahl der Rückfälligen nur eine ganz kleine ist, während viele selbst unter den in grösster Armuth dahinlebenden Proselyten oft rührende Bekenntnisse von ihrem Glauben abgelegt und ihr Joch würdig getragen haben. Das Christwerden brachte den Proselyten der damaligen Zeit keine Vortheile, die zum Uebertritt wirklich reizen konnten, sondern verschlimmerte sehr oft nur ihre bürgerliche Lage und stürzte sie recht oft aus geordneten in die unsichersten Verhältnisse. Wenn also trotzdem ihre Zahl damals eine verhältnissmässig ansehnliche war, so ist das ein deutlicher Beweis dafür, dass es vielen von ihnen mit ihrem Christenthum ein wirklicher Ernst war. In der That war es zu jener Zeit

*) Saats. Weihnacht 1868. S. 172.

dem evangelischen Deutschland gegeben, in das Gewissen vieler Juden mit der religiösen Frage einzudringen; die Aufgabe dagegen, die Gewonnenen christlich und bürgerlich zu erziehen und ihr Leben in der rechten Weise neu zu gestalten, hat dasselbe nur in sehr geringem Maasse gelöst.

Eine Thatsache will jedoch noch besonders hervorgehoben sein, nämlich die, dass es das evangelische Deutschland gewesen ist, welches von der Reformation an und in stets wachsendem Maasse die Führerrolle in der Bewegung übernommen hat, welche die Judenfrage in heilsamer Weise für Juden und Christen zu lösen bestrebt war. Alle anderen Länder traten auf diesem Gebiete hinter dem evangelischen Deutschland der früheren Zeit entschieden zurück und dies zumal in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Nirgends ist auch ein innerer Fortschritt in diesem Stücke so klar und deutlich zu erkennen als hier und nirgends hat man die Tragweite dessen, um was es sich handele, so tief, so nüchtern und wahr als auf deutsch-evangelischem Boden erkannt.

Die allmähliche innere Erschütterung des rabbinischen Judenthums ist denn auch in besonderem Maasse durch die Einwirkungen, die von dem evangelischen Deutschland auf dasselbe ausgingen, geschehen. Und es war kein Zufall, sondern das einfache Ergebniss der geschichtlichen Entwicklung, dass im deutschen Judenthum jene neue Zeit anbrach, welche die Auflösung und geschichtliche Ueberwindung des rabbinischen Judenthums bedeutete. Das neuere Judenthum und seinen Gang wird denn auch nur derjenige verstehen, welcher die frühere evangelische Kirche und zumal die Deutschlands in ihrem Verhältniss zu den Juden verstehen gelernt hat.

4. Die Schweiz.

Die Schweiz blieb, obgleich sich Juden nur in der Grafenschaft Baden im Aargau aufhalten durften, nicht unbetheiligt an dem Missionswerke der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Die Taufe konnten dort freilich nur ausnahmsweise solche Juden erlangen, denen zum Zweck der Ertheilung christlichen Unterrichtes die Erlaubnis zum Aufenthalt im Lande gewährt wurde. Die Zeit des Eifers für die talmudischen und rabbinischen Studien war in der Hauptsache vorüber, und auch hier

wandte sich das Interesse, so weit es überhaupt erwachte, überwiegend den Personen der Juden selbst zu.

Unter den Gelehrten, welche noch das jüdisch-literarische Feld bebauten, ist zunächst neben dem Urenkel Buxtorfs der zweite Hottinger zu nennen. Joh. Jakob Hottinger aus Zürich begab sich zur besseren Erlernung des Talmudischen und Rabbinischen nach Amsterdam, wo er mit gelehrten Rabbinen verkehrte, ihre Synagogen besuchte und sich mit grossen Kosten einen Rabbi hielt, um von demselben den Talmud zu lernen. Unter dessen Leitung hat er denn auch den Traktat Chagiga der Gemara lateinisch übersezt und ihn mit Erläuterungen aus den Rabbinen begleitet. Er wurde dann 1705 Professor in Marburg, wo er unter grossem Beifall über die Mischna und über jüdische Alterthümer las, später reformirter Pfarrer in Frankenthal und endlich Professor in Heidelberg. Von ihm stammt eine in lateinischer Sprache zu Utrecht erschienene Fünffzahl biblisch-chronologischer Untersuchungen, welche gegen die Juden und besonders gegen Orobio den Beweis aus der Schrift erbringen sollten, dass der Messias bereits erschienen sei, und ebenso in lateinischer Sprache eine zu Zürich 1709 gedruckte Abhandlung: Wahrheit der Auferstehung Christi zur Ueberzeugung der Juden und zur Befestigung der Christen.

Joh. Jakob Huldreich oder Ulrich, Pfarrer am Waisenhaus und Professor an der Schule in Zürich, der sich vielfach mit dem Talmud beschäftigte, liess 1705 in Leiden aus einem nicht gedruckten Manuscript in lateinischer Uebersetzung und mit Erklärungen ausgestattet die jüdische Lästerschrift Sepher Tholedoth Jeschu erscheinen; aber der Christushass, welchen dieselbe athmet, erstickte trotzdem in ihm nicht die Hoffnung für die Juden, sondern jenes Buch wurde für ihn vielmehr zum Anlass, desto ernster und eifriger ihre Rettung zu erfehen, und mit festem Glauben hielt er an der Hoffnung der Bekehrung Israels fest. Er blieb auch stets ein warmer Freund der Juden und gab noch 1744 eine Schrift über die Verleumdung der Juden durch die Heiden heraus.

Von Werenfels stammt eine lateinische Schrift: Klage der von den Papisten geärgerten Juden, Basel 1710. Alphons Turretin in Genf dagegen vertheidigte die Wahrheit der christlichen Religion gegen die Juden. Genf 1717. Stücke des Abrahamischen Commentars bearbeitete Eggers, Basel 1719. Samuel

Lucius bespricht in seiner 1729 zu Bern erschienenen Schrift mit besonderer Lebhaftigkeit die Bekehrung des jüdischen Volkes und das neue Leben, welches mit derselben in die absterbende Christenheit eindringen werde. Benedict Pictet, Pastor und Professor in Genf verfasste in französischer Sprache eine Prüfung der verschiedenen Religionen, die B. W. Marperger deutsch übersetzte, Dresden und Leipzig 1730. Das Buch ist unbedeutend, desto besser seine lateinischen Dissertationen über die Vortrefflichkeit der christlichen Religion, Genf 1719, in welchen er zeigt, dass im Christenthume alles, was die jüdische Religion Gutes habe, viel besser vorhanden sei. Joh. Fr. Stapfer zu Bern ging im dritten Theile der Institutiones theol. polemicae universae, Zürich 1745 auch auf das Judenthum ausführlich ein und wies demselben gegenüber die Wahrheit des Christenthums nach. Die Sammlung auserlesener Schweizer Kanzelredner, welche sich über wichtige Stücke aus der Lehre Jesu geäußert haben, gesammelt von Joh. Georg Altmann, Zürich 1746, gedenkt auch derjenigen unter den Schweizer Theologen, welche öffentlich eine zukünftige allgemeine Bekehrung der Juden gelehrt haben. Conrad Herliberger in Zürich schrieb, durch den Uebertritt des hernach noch zu nennenden J. Hirschlein dazu veranlasst, 1745 über denselben Gegenstand und bekannte sich freudig zu der Hoffnung auf den letzten friedsamem Ausgang der Geschichte Israels.

Ein anderer Schweizer Theolog, dessen Name aber nicht zu ermitteln gelungen ist, übersetzte das Evangelium des Marcus ins Hebräische. Callenbergs Berichte nennen auch eine hebräische Uebersetzung des Evangelium Matthäi und Johannis, die ein Professor in Lausanne, dessen Name nicht genannt wird, veranstaltet habe. Die Callenberg'sche Mission fand viele Freunde in der Schweiz und die Arbeiter derselben fanden desshalb dort sehr freundliche Aufnahme. Professor Ruchat in Lausanne übersetzte das Licht am Abend ins Französische

Von den Proselyten der Schweiz erwähnen wir Rudolph Bernhard, der unter dem Titel Lekach Tob einen Brief 1705 an die Juden richtete, in welchem er sie zur Annahme des Christenthums zu bewegen suchte. Derselbe versprach auch eine jüdisch-deutsche Uebersetzung des Neuen Testaments zu liefern, die aber nicht zu Stande gekommen ist. Ebenso forderte der Proselyt Samuel Felix Gunzenburger aus Prag, der 1740 in Basel getauft wurde, seine früheren Glaubensgenossen auf, seinem

Beispiel zu folgen. Der Plan seiner Freunde war, ihn studiren zu lassen, wir wissen aber nichts über seinen weiteren Lebensgang.

Ein innerlich tief gegründeter Christ wurde der in ganz einfachen Verhältnissen lebende Jachiel Hirschlein von Buchau, welcher 1746 in Zürich getauft wurde und als Christ Christian Gottlieb oder Gottlieb hiess. Seine Geschichte, die neuerdings Dibre Emeth 1883 No. 9 u. 10 gebracht hat, erschien zuerst in einer eigenen Schrift des Proselyten „Bezeugung und Ermahnung“, die er, von Callenberg unterstützt, 1747 zu Halle in jüdisch-deutscher Sprache zum Drucke beförderte. Dieselbe wurde 1748 ins Hochdeutsche und bald darauf auch ins Holländische zu Rotterdam übertragen. Bereits 1746 war nach seinen Aufzeichnungen sein Lebensgang in einer Schwäbischen Schrift mitgetheilt worden, Callenberg that dies noch ausführlicher in Stück 1—3 der fortwährenden Bemühungen um das Heil des jüdischen Volkes überhaupt, und in einer Beilage zum Briefwechsel des Institutum vom 11. Januar 1747. Oberkonsistorialrath Süssmilch in Berlin liess endlich 1754 Callenbergs Schrift mit einigen Veränderungen neu ausgehen. Schon hieraus ersieht man, dass Hirschlein eine besondere Theilnahme unter den Zeitgenossen gefunden hat.

Derselbe war 1706 im schwäbischen Buchau geboren. Von früh auf zeigte er sich sehr ernst gerichtet. Als er Mann geworden und verheirathet war, befahl ihm eine so grosse Angst um seiner Sünden willen, dass seine Frau um ihn ordentlich besorgt wurde. Die gewöhnlichen jüdischen Schriften genügten ihm nicht mehr und er sah sich auf das Alte Testament gewiesen. Von diesem fühlte er sich gefesselt, besonders von Jesaia 53. Aber der leidende Messias bei Jesaia erweckte nun in ihm auch Zweifel an der Richtigkeit der jüdischen Lehre. Diese Zweifel kamen ihm damals jedoch als Gottlosigkeit vor, und zu ihrer Besiegung entschloss er sich 1741 auf den Rath von Freunden 3 Jahre zu reisen, um strenge Busse zu thun. Er casteite sich während dieser Zeit oft und hart, enthielt sich Tage lang aller Speise, schlief in keinem Bette, sondern legte sich auf Holzscheite am Boden, badete sich während des Winters im kalten Wasser und hoffte auf diese Weise von den zweifelnden Gedanken loszukommen. Aber den verlorenen Frieden erlangte er durch das alles nicht wieder. Seine Reisen führten ihn nach Frankfurt a. M. Dort blieb er zwei Jahre und war wegen seines strengen, exemplarischen Lebens bei den Juden sehr beliebt. Er

nahm hier arme Judenkinder bei sich auf, welche er verpflegte und unterrichtete. Als er dann Frankfurt verliess, um für die armen Waisenkinder zu sammeln, ging ihm bereits der Ruf seiner Heiligkeit voraus, und so fand er in Franken, der Pfalz, Schwaben, Elsass und der Schweiz die freundlichste Aufnahme. Ueberall trat er als Bussprediger unter die Juden und viele derselben wurden durch sein Zeugniß erschüttert. Eine Schrift desselben über die Busse wurde denn auch in der ganzen Judenschaft jener Gegenden gelesen. Zur Ruhe aber konnte er noch immer nicht gelangen.

Auf einer Reise traf er dann in Wangen am Untersee in einem jüdischen Hause Schriften des Institutum an, welche St. Schultz dort gelassen hatte. Hirschlein wurde hierüber sehr erregt und verklagte besonders den Rabbi Benjamin, welcher sie gelesen hatte, bei einem berühmten Rabbinen, der jenen auch zur Verantwortung vor sich forderte. Aber ein Traum, welchen Hirschlein gerade in dieser Zeit seines jüdischen Eiferns hatte, ergriff ihn aufs Tiefste. Er erinnerte sich jetzt des „Licht am Abend“, welches er in Wangen gelesen, und das ihn damals mit dem grössten Zorn erfüllt hatte. Der Inhalt dieser Schrift trat jetzt in einem ganz andern Lichte vor seine Seele; er fühlte, dass er diesem Zeugnisse nicht widerstehen könne, und dass ihm kein anderer Weg als der, sich zu Christo zu wenden, gelassen sei.

Desshalb begab er sich jetzt zunächst zu einem katholischen Pfarrer, wie er dies auch schon früher einmal gethan hatte. Dieser bot ihm aber nicht, was ihn innerlich zu befriedigen vermochte. Daher wandte er sich nun an einen evangelischen Geistlichen in Basel, von welchem er an einen anderen gewiesen wurde, der ein grosser Freund der Callenberg'schen Anstalt war. Dieser nahm ihn einige Zeit bei sich auf. Juden, die dort zu ihm kamen, um ihn zur Rückkehr zu bewegen, richteten nichts mehr bei ihm aus, sondern er bezeugte ihnen vielmehr Jesum als den einigen Heiland aller Menschen. Später wurde er an Archidiakonus Werdmüller in Zürich gewiesen und von diesem getauft. Er nährte sich dann von einem kleinen Handel und führte, wie Berichte aus jener Zeit sagen, ein erbauliches Leben. Seine Frau und Kinder verliessen ihn, und so heirathete er als Christ eine andere Frau.

Mit heisser Liebe gedachte er stets seiner jüdischen Brüder. Ein junger Jude, den Augusti 1749 taufte, Joh. Lud. Emmanuel

Hartmann, und ein Rabbi Schittenhoven, als Christ Darnmann genannt, sind vor allem durch das Zeugniß Hirschleins gewonnen worden. 1763 traf ihn Missionar Burgmann bei einem Besuche in der Schweiz und fand in ihm einen treuen Christen, und Joh. Caspar Ulrichs Sammlung jüdischer Geschichten in der Schweiz, Basel 1768, spricht ebenso über ihn in anerkennendster Weise.

In verschiedenen Städten der Schweiz wird eine Proselyten-Commission erwähnt, und die reformirte Kirche jenes Landes hat mit dieser Einrichtung also bezeugt, dass sie auch an ihrem Theile Handreichung zu dem Werke der Judenmission thun wolle.

5. Holland.

Die äussere Lage der Juden war hier eine gleich günstige wie im vorigen Jahrhundert geblieben. Die von Sabbathai Zebi ausgegangene Bewegung dauerte aber unter ihnen auch noch jetzt fort und erregte viele Gemüther. Das Interesse der reformirten Kirche des Landes wandte sich gleichfalls den Juden weiter zu, wenn auch jene literarische Thätigkeit, welche im vorigen Zeitraum zu ihrer Bekehrung entfaltet worden war, allmählig erlahmte. Mit Vorliebe suchte man jedoch noch unter Benützung der talmudischen und rabbinischen Literatur den Juden nahe zu kommen. Man bediente sich hierbei gewöhnlich der lateinischen Sprache; doch wurde nun auch das Holländische in wachsendem Maasse für die den Juden geltenden Schriften gewählt.

Justus Christophorus Dithmar aus Hessen richtete seine Studien auf Maimonides, über den er auch schrieb, Leyden 1707. Desselben Rabbi Traktat über die rothe Kuh fand in Andreas Christoph Zeller einen Bearbeiter; er behandelte diese Schrift des jüdischen Gelehrten aber, um den Juden zu zeigen, dass die rothe Kuh ein Typus des Opfers auf Golgatha sei. Alex. Sostmann verfasste eine lateinische Abhandlung, dass Jesus der wahre Messias sei, und über die wahren Ursachen des Unglaubens der Juden, Leyden 1710.

Joh. Meyer in Harderwyk liess eine lateinische Schrift über das Geheimniß der Dreieinigkeit nach der heiligen Schrift, den Rabbinen und besonders der Kabbala ausgehen. Letzere sollte vor allem die christliche Lehre bestätigen und erklären. Daniel le Roy, Prediger in Rotterdam, behandelte 1720 in holländischer

Schrift den jüdischen Festkalender. Als besonderer Kenner der rabbinischen Literatur war Adrian Reland bekannt. Von ihm stammen *Analecta rabbinica*, 2. Aufl. Utrecht 1723, die Anweisungen über den Gebrauch und die Erklärung rabbinischer Commentare enthalten. Derselbe empfiehlt die jüdischen Commentare und den Talmud zur Auslegung des Alten und Neuen Testaments, räumt aber ein, dass diese jüdische Literatur auch viel Thörichtes und Fabelhaftes enthalte. Relands Nachfolger war Dav. Millius. Er gab *Catalecta rabbinica*, Utrecht 1728, heraus, in welchen er von der rabbinischen Mundart handelte. Wie Reland liess auch Millius Stücke aus den besten jüdischen Schriften erscheinen, um die Kenntniss derselben den Studirenden zu erleichtern. Millius empfiehlt das rabbinische Studium den Theologen warm. Allerdings enthalte die rabbinische Literatur viel Verkehrtes und besonders über Christum und seine Apostel viele Lügen, aber des Guten in denselben sei auch nicht wenig. Für die Erklärung mancher dunklen Stelle der Schrift werde hier das Mittel geboten, und die Fabeln im Talmud legten die Juden selbst bildlich aus. Millius besass eine hervorragende Kenntniss der talmudischen und rabbinischen Literatur, aber ähnlich wie sein Vorgänger Reland nicht ein genügend klares Auge für die Schäden derselben.

La Mère Chrétienne, 1723 Haag, weist nach, dass der Messias die Hoffnung der Sünder von Anfang an war, und dass sich sein Bild in einer langen Reihe von Personen des Alten Testaments vor Israel zunächst habe abspiegeln sollen.

In den 30er und 40er Jahren versiegt allmählig die den Juden geltende Literatur Hollands, dieselbe war auch ihrer Aufgabe zu wenig gewachsen gewesen und unterscheidet sich unvortheilhaft von der des vorigen Jahrhunderts in Holland; es herrschte in ihr zu viel trockene Gelehrsamkeit.

Doch tritt in einigen der Missionssinn lebendiger zu Tage. Bernh. Picard beschrieb die Ceremonien und religiösen Gebräuche der Völker aller Welt französisch, Amsterdam 1723. In seinem Werke behandelte er auch die Juden und wandte sich hier sowohl gegen ihre Verfolger als gegen ihre Rabbinen, welche sie nicht zur Erkenntniss der Schrift kommen liessen. Ueber die Verhältnisse der Amsterdamer Juden gibt er genauere Auskunft.

In erfolgreiche Verbindung trat Hero Sibersma, Prediger in Amsterdam, mit den Juden. Er erklärte das Evangelium Jo-

hannis aus Mose und den Propheten zum Dienst des alten und neuen Israel. Die so betitelte Schrift erschien 1717 in Amsterdam holländisch und 1718 in Basel deutsch. Hero Sibersma liess auch 1724 in Amsterdam *Merkteekens van de Messias* erscheinen. Ueber die Merkmale des Messias wird in einem Gespräche zwischen Rabbi Gamaliel und Nikodemus verhandelt. Durch diesen Geistlichen wurde der tüchtige Proselyt Fonseca für das Christenthum gewonnen. Um des Eifers willen, mit dem er das Werk der Bekehrung der Juden verfolgte, erschien ein Lobgedicht auf ihn, das mit einem Gebet um die Bekehrung Israels endet.

Zu nennen ist sodann das Gespräch und der Briefwechsel zwischen dem jüdischen Rabbi Soesmann und einem früheren reformirten Prediger Joh. Wilhelm Kals und dem Proselyten Jakob Fundam. Die zwei Unterredungen, welche 1741 in Amsterdam stattfanden, sind auch in demselben Jahre daselbst gedruckt worden, der Briefwechsel enthält nicht weniger als 34 Briefe aus dem folgenden Jahre; an diesen Briefen ist auch Fundam betheiligt. Die zwei Unterredungen galten den 13 jüdischen Glaubensartikeln, dem Talmud, dem jüdischen Buche *Abkath Rochel* und anderen Schriften der Juden.

Viele einzelne Personen suchten religiöse Gespräche mit Juden auf, wie die Halle'schen Missionare dies rühmend hervorheben. Sie nennen besonders eine unverheirathete Dame Rosskampff, welche die lateinische, griechische, hebräische und arabische Sprache verstand und Personen beider Geschlechter, besonders aber weibliche, im Hebräischen unterrichtete. So lebhaft war das Interesse für die Juden in den ernsteren christlichen Kreisen Hollands.

Doch auch die allgemeine Kirche beschäftigte der Gedanke an ihre Pflicht gegen die Juden. Aus dem Jahre 1724 liegt ein Entwurf der Beschlüsse einer Synode, die Arbeit an der Bekehrung der Juden betreffend, vor. Die Klasse von Gouda hatte den Gegenstand in der allgemeinen Synode angeregt und wurde dafür von derselben ausdrücklich gelobt. Beschlossen wurden „öffentliche und sonderliche Gebete“, welche die Gemeinden erwecken sollten, für die Bekehrung der Juden zu wirken, und die den Juden beweisen sollten, dass man um ihr Seligwerden Sorge trage. Was ihre Bekehrung hindern könne, solle vermieden, eben desshalb alles papistische Wesen von der reformirten Kirche fern gehalten, der Entheiligung des göttlichen Namens mit Ernst entgegengetreten, die Sonntagsfeier und Sonntagsruhe

mit Strenge inne gehalten, unnütze Streitigkeiten in der Kirche unterdrückt und dem prophetischen Worte grössere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Sodann aber sollten die Rabbinen und andere Juden „mit freundlichem Benehmen“ zu Konferenzen genöthigt werden, in denen die Hauptpunkte des Glaubens mit ihnen besprochen werden müssten. Den Predigern sei aufzugeben, sich täglich in der hebräischen Sprache zu üben und die Gemeinden wie die Jugend im Unterricht und in der Predigt mit der heiligen Schrift genau bekannt zu machen, damit so die Christen geschickt würden, selbst Hand an das Werk unter den Juden zu legen. Die Professoren sollten die Studenten besser für das Zeugnis-ablegen vor den Juden ausrüsten, und bei den Prüfungen der Studenten solle besonders darauf geachtet werden, ob sie sich die nöthigen Kenntnisse in diesem Fache angeeignet hätten. Der Staat sei zu ersuchen, an der Universität besondere Lehrstühle für die Unterweisung in den jüdischen Wissenschaften und ein Kollegium zu erhalten, in welchem die Studenten mit jenen besonders bekannt gemacht würden. Die Gesetzgebung aber solle dafür Sorge tragen, dass die Bekehrten von ihren Verwandten nicht beschädigt würden, und dass arme Proselyten ihren Unterhalt fänden.

Wie viel von diesen Beschlüssen ins Leben getreten ist, wissen wir nicht. Jedesfalls machte die Unsicherheit, welche sich in Folge der messianischen Bewegung vieler Juden Hollands bemächtigt hatte, nicht wenige zu näherem Verkehr mit den Christen geneigt, der denn auch von manchen der letzteren mit Eifer gepflegt wurde. Als St. Schultz 1749 in Amsterdam verweilte, fand er dort und in Holland überhaupt nicht bloss eine ziemliche Anzahl von Proselyten vor, sondern auch die Juden der Hauptstadt unter sich selbst sehr gespalten. Hunderte derselben glaubten, dass der Messias bereits gekommen sei, und waren innerlich mit dem jüdischen Glauben zerfallen, so dass sie sich auch von der Synagoge fern hielten und von den übrigen als Ketzler angesehen wurden. Die grösste Zahl derselben trat zwar nicht zum Christenthum über, aber aus ihrer Mitte liessen sich doch nicht wenige taufen.

Unter den Proselyten dieser Zeit nennen wir zuerst die beiden Brüder Fonseca,^{*)} Isaak Dias und Aaron Dias. Die-

^{*)} Callenberg Relation 7, 88 ff., Saat Johanni 1864 S. 24 ff. Kalkar 97.

selben sind von portugiesischen Eltern geboren und bei den gelehrtesten Rabbinen in den Unterricht gegangen. Bei fleissigem Studium des Mosaischen Gesetzes und der Propheten erkannten sie, dass die Rabbinen die Festtage verändert hätten, und also das mündliche Gesetz, welches diese Aenderungen getroffen habe, nicht von Gott sein könne. Was sie selbst entdeckt hatten, theilten sie anderen ihrer Freunde mit. Dies erregte dieselben zuerst gegen jene beiden Brüder; denn es war ihnen fremd, dass die Schrift gegen den Talmud aufgerufen wurde, und dass die Lehre der Schrift eine höhere Bedeutung als die mündliche Lehre der Juden haben sollte, zumal sie gelernt hatten, dass die Worte der Schriftgelehrten über die des Gesetzes gingen. Allmählig aber fanden sie Eingang bei einigen der Ihrigen.

Es kam dahin, dass sich noch zehn andere mit ihnen zusammenthatsen, die nun gemeinsam Fragen an die Rabbinen aufsetzten, um deren Beantwortung sie baten. Die Antwort blieb man ihnen jedoch schuldig. Die Folge war, dass sich etwa dreihundert andere den beiden Brüdern anschlossen, die nun drei Jahre lang miteinander ihre Untersuchungen und Forschungen fortsetzten. Auf eine Anzeige beim Oberrabbi aber wurden die Brüder vor denselben geladen und ihnen hier Abweichungen vom Judenthum in 4 Punkten vorgeworfen, die besonders ihre Verwerfung des mündlichen Gesetzes betrafen; und sie wurden dann um desswillen als widerspenstige und gottlose Ketzler verurtheilt. Eine Beschwerde beim Vorstande half ihnen nichts, und es wurde ihnen zunächst der Besuch der Synagoge verboten. Tags darauf, den 26. Februar 1712, befahl ihnen ihr Vater aus seinem Hause zu ziehen, zwei Tage später wurden sie in den Bann gethan und jeder von ihnen „als viermal verflucht und verdammt ausgerufen“, so dass ausser ihrem Vater und ihren Schwestern Niemand mit ihnen reden durfte. Den Christen aber verdächtigte man sie als Atheisten, um sie auf solche Weise auch von diesen fern zu halten.

Nachdem die Dinge so weit gekommen waren, baten sie den durch seine Liebe zu den Juden bekannten Prediger Hero Sibersma, sie zu prüfen. Dieser that es und erklärte sie für aufrichtige Anhänger des Alten Testamentes. Er forderte sie nun zu weiterem Verkehre mit sich auf und gab ihnen auch zu ihrer weiteren Belehrung Schriften, insbesondere die von ihm selbst geschriebenen. Auf diese Weise gelangten sie allmählig

zu der Erkenntniss, dass Jesus der wahre Messias sei. Sie erbat nun die Taufe. Man liess sie deshalb zunächst vor dem Kirchenrath und dann auch vor den weltlichen Abgeordneten Rechenschaft von ihrem Glauben ablegen. Als dies zu aller Zufriedenheit geschehen war, wurden sie am 25. August getauft. Die Taufrede Sibersmas erschien im Druck unter dem Titel „Het oude Geloof.“ Angeschlossen ist derselben das Bekenntniss der Proselyten „De opgaande Morgenstond van Israels Bekeeringe.“ Hier werden die Lehren vom Sabbath, der Beschneidung, dem Osterfest und der Dreieinigkeit, die in der Geschichte der beiden Brüder ihre besondere Bedeutung gehabt hatten, abgehandelt. Sehr nachdrücklich ist ihr Zeugniss gegen das mündliche Gesetz, und ernstlich dringen sie in die Juden, nicht länger an Menschengeboten zu halten, sondern aufrichtige Schriftgläubige zu werden. Dieses Bekenntniss hat denn auch nicht verfehlt, manchem Juden ins Gewissen zu reden, und hat etliche derselben zu Christo geführt, von denen einer hernach Geistlicher wurde.

Aaron Fonseca ist nach seinem Uebertritt Lehrer an der portugiesischen Gemeinde in Batavia und Isaak Rathsherr im ostindischen Negapatnam geworden. Einer der älteren Halle'schen Heidenmissionare in Ostindien Walther lernte Isaak 1733 kennen und wurde ebenso sehr durch die Freudigkeit seines Bekenntnisses zu Christo als durch seine herzliche Sorge um die Bekehrung seiner früheren Glaubensgenossen aufs Angenehmste berührt.

Der vorher erwähnte Geistliche, welcher erst durch die Schrift Fonseca's für das Christenthum gewonnen wurde, ist wahrscheinlich Vieria. Manitius erwähnt (Relation II, 101) denselben während seines Aufenthaltes in Holland. 1734 habe er ihn in Leyden gesprochen, jetzt aber, 1739, sei er nach Surinam als evangelischer Prediger gegangen. Ein anderer Prediger aus jüdischem Geschlecht wird uns in diesen Jahren in Holland nicht genannt, und da auch die Zeitbestimmung passt, so wird gewiss Vieria der hier genannte sein. Leider ist es nicht möglich gewesen, über diesen Mann Näheres zu erfahren.

Als Verwandte desselben werden an der nämlichen Stelle von Manitius 2 Brüder Fundam genannt, welche gleichfalls das Christenthum angenommen haben. Jakob Fundam wird auch in Wolfs B. H. 4 N. 1095b erwähnt. Derselbe schrieb in hollän-

discher Sprache eine Schrift „Vorst Messias opgespoort uit de Rolle der Propheten“. Gezeigt wird in derselben, wie die christliche Kirche den Messias in den Schriften der Propheten gefunden und erkannt habe, während die Juden über denselben lauter Irrthümliches lehrten. Wie auch sonst Fundam bemüht war, die Seinigen zum rechten Glauben zu führen, ist bereits vorher (S. 414) erwähnt worden.

Hero Sibersma führt in seiner früher genannten Taufpredigt auch einen Proselyten Daniel le Coresch*) an und nennt ihn einen unterrichteten, in verschiedenen Sprachen und besonders im Hebräischen sehr erfahrenen Mann. 1727 liess derselbe zu Amsterdam eine Schrift in lateinischer Sprache: „*Quinque aperti flores collecti ex horto malogranatorum et in fascicula digesti*“ erscheinen. In diesen 5 geöffneten und zu einem Strausse zusammengebundenen Blüthen aus dem Granatapfelgarten erwähnt er, dass er bereits 15 Jahre als Christ in Amsterdam lebe. Er behandelt in seiner Schrift 5 Stellen des Alten Testaments in kabbalistischer Weise, aber seine Schreibweise ist eine sehr wenig klare.

Ein bald Paul, bald Joh. Christoph Gottfried**) genannter Proselyt verfasste in holländischer Sprache (Amsterdam 1724) eine Schrift über den ursprünglichen Glauben an den Messias, in welcher er aus Sohar Bereschit die Gottheit Christi beweisen wollte. In längerer Vorrede führt er aus, dass die Juden nur durch den Messias von dem auf ihnen ruhenden Fluche erlöst werden können. Den Professor Meyer in Harderwyk hatte er vergeblich um ein Zeugniß für sich in der Vorrede gebeten; er wird also wohl jenem Gelehrten nicht als eine recht zuverlässige Persönlichkeit erschienen sein.

Auch in Holland haben sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Judentaufen gemehrt. Die Abnahme einer gelehrten Literatur auf dem Missionsfelde hat dem Missionswerke selbst nicht geschadet. In wie weit an demselben in Holland auch die Mission Callenbergs und der Brüdergemeinde theilhaftig war, ist an den betreffenden Stellen bereits erwähnt worden.

*) Wolf B. H. 4 N. 807 c.

**) Wolf H. B. 3 N. 1808 und 4823 c.

6. Grossbritannien.

Nur allmählich wuchs die Zahl der Juden im britischen Inselreiche. Man schätzt die jüdische Bevölkerung daselbst während unseres Zeitraumes auf nicht mehr als 8000 Seelen. Doch gab es unter denselben einige sehr reiche Familien, die mit ihrer Umgebung in lebhaften Verkehr traten. Eine Parlamentsakte vom Jahre 1723 erklärte sie für britische Unterthanen, und zwar sollten sie als solche anerkannt werden, auch wenn sie nicht den Eid auf den wahren Glauben eines Christen schwörten. Eine Akte vom Jahre 1740 verlieh dasselbe Recht den in britischen Kolonien Geborenen und denjenigen Juden, welche als Seeleute während des Krieges 2 Jahre hindurch auf britischen Schiffen gedient hätten. Eine Parlamentsakte vom Jahre 1715 dagegen setzte fest, dass jüdische Eltern ihren zum Christenthum übertretenden Kindern ein bestimmtes Pflichttheil von ihrem Erbe nicht entziehen dürften.

Der Methodismus hatte in England viele Gemüther mit der Sorge um die Seligkeit ihrer Mitmenschen erfüllt und hat zur Erweckung des Missionssinnes in jenem Lande viel beigetragen. So war es denn auch ganz natürlich, dass die Juden für viele fromme Christen daselbst ein Gegenstand christlicher Sorge wurden. Ueberdem sahen sie sich durch die fleissig von ihnen gelesene Bibel stets von Neuem auf die Juden hingewiesen. In gesunder wie in ungesunder Weise hatte dies auch während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder seine Folgen. Indem man mit besonderer Vorliebe das alte Testament las, in welchem die Juden überall als Nation erscheinen, und in dem ihnen durch die Propheten grosse nationale Verheissungen gegeben werden, übte das ganz von selbst seinen Einfluss auf die bibelgläubigen Leser aus. Man lernte die Bedeutung Israels als einer besonderen Nation im Reiche Gottes erkennen und lieben, und in diesem Punkte übertrafen die gläubigen englischen Kreise die anderer Völker. Aber man verstand es dort im Allgemeinen zu wenig, eine neutestamentliche Erfüllung alttestamentlicher Verheissungen auch im neutestamentlichen Sinne zu erfassen und so der geschichtlichen Entwicklung im Reiche Gottes gerecht zu werden. Die englische Bibelauffassung sank zu leicht auf die alttestamentliche Vorstufe zurück und es gelang ihr oft durchaus nicht genügend, die Hüllen und Schranken des Alten Testaments zu durchbrechen. Man fiel nicht selten in der Erfüllung auf das Alte und Abgethane

zurück und glaubte, der Inspiration erst dann wahrhaft gerecht zu werden, wenn man sich wieder in das Schattenhafte und Elementare der alttestamentlichen Oekonomie hineinzwängte. Das Zukunftsbild des Reiches Gottes erhielt so hier vielfach einen alttestamentlich jüdischen Anstrich, der sich wenig von den talmudischen und rabbinischen Erwartungen unterschied.

Schlimmer noch war es, dass man die so gedachte Zukunft Israels auf die Gegenwart der Juden übertrug und diese daher in einer Weise idealisirte, welche mit dem armen Sünderevangelium in immer grelleren Widerspruch trat. Unbesehens verwandelten sich die unter der furchtbaren Schuld und dem ernstesten Gericht der Verstockung dahingehenden Juden in das Israel, welches seine letzte höchste Stufe im Reiche Gottes zu erreichen auf dem besten Wege ist. Nicht wenige betrachteten die Juden, als wären sie die lebendigen Bekenner des Glaubens der Propheten, denen es nur fehle, dass sie auch noch die letzte Erkenntniss, die der bereits erfolgten Ankunft des Messias, gewännen. Dass dieselben gerade den Glauben des Alten Testaments verlassen hatten, und auf die Wege nationaler Selbstgerechtigkeit und Selbstvergötterung abgeirrt waren, dass sie aus diesem Grunde hartnäckiger als alle anderen Völker Gott und seinem Worte den Gehorsam versagten, kam recht vielen britischen Freunden der Juden gar nicht zum Bewusstsein. Sie sahen viel mehr ein Israel vor ihren Augen, welches das letzte Ende und Ziel seines Weges bald erreicht habe, als die Juden, welche vor allem noch den ersten Schritt auf der Bahn des Heils, den Schritt der Busse thun sollten.

Jene Verherrlichung der Juden, welche sich später in Grossbritannien so schmerzlich breit gemacht hat, und welche heute in nicht seltenen Fällen bis an den Verrath der christlichen Sache streift, fing schon damals an, sich so mancher Gemüther zu bemächtigen. Aber allerdings nur in angeregteren gläubigen Kreisen fand eine derartige Verirrung statt. Im eigentlichen britischen Volke stand es anders. Hier hatte man entweder ein gesünderes christliches Urtheil, oder es herrschte hier sogar noch geradezu eine jüdenfeindliche Stimmung. Eine in ihrer Art fleischliche Vorliebe für die Juden hat die, welche das Ungesunde und Unchristliche derselben erkannten, desto mehr darin bestärkt, alle ihre Sympathie den Juden zu entziehen und ihre Christenpflicht denselben gegenüber zu vergessen.

Jener Richtung der früheren Zeit, welche sich den Juden vor allem in literarischem Interesse zuwandte, ist besonders noch Robert Clavering ergeben, der 1705 in Oxford Traktate des Maimonides herausgab, lateinisch übersetzte und erläuterte. J. Crullius bearbeitete die jüdische Geschichte vom Anfange bis zur Gegenwart, London 1708, und berücksichtigte hierbei auch die rabbinische Literatur. Wilhelm Wotton lenkte sein Studium besonders auf beide Talmude; verschiedene Schriften von Saadja Gaon bearbeitete zur selben Zeit Jo. Gagner in Oxford.

Aus rationalistischen Beweggründen trat Joh. Toland für die Juden wiederholt ein, so in seinen *Reasons for naturalizing the Jews*, London 1714. Er fordert hier volle bürgerliche Gleichstellung für dieselben, um damit seinen glaubensfeindlichen Ansichten auf praktische Weise zum Siege zu verhelfen. 1718 liess er zu dem gleichen Zwecke seine Schrift *Nazarenus oder Jewish, Gentile and Mahometan Christianity* erscheinen; alle Religionen sind nach seinen Ausführungen einander gleich. Die englischen Deisten studirten, wie Bischof Kidder bezeugt, eifrig die jüdischen Schriften gegen das Christenthum und holten sich dort die Waffen gegen dasselbe. Die Juden aber verbreiteten dann nicht minder angelegentlich die deistischen Bücher, besonders die von Woolston, Collin und Morgan.

Ein merkwürdiges Buch ist die englische Uebersetzung von Theilen des Eisenmenger'schen Werkes: *The Traditions of the Jews* von John Peter Stehelin, London 1732 und 1743. Die Einleitung des Verfassers enthält eine fast ungemessene Rechtfertigung des rabbinischen Schriftthums, während die hernach aus Eisenmenger entnommenen Proben dieser Literatur erwarten liessen, dass über dieselbe das allerschärfste Urtheil gefällt werden würde.

Aus dem Jahre 1717 liegt vor: *The Farmers Advice to the unbelieving Jews* von John Grindley, eine Bekehrungsschrift, die sich im Style eines pietistischen Erbauungsbuches an die Juden richtet. Eine Dame, die Frau des Rev. Newcom zu London liess „*An Evidence of the evidence of christian religion*“ in jener Stadt erscheinen. 1732 erlebte diese Schrift eine neue Auflage, die in Cap. 11 den Juden den Nachweis führt, dass sie die Göttlichkeit des Alten Testaments nicht zu behaupten vermöchten, wenn sie Jesum Christum nicht als ihren Messias anerkennen.

Von Robert Millar erschien in London 1730 eine Geschichte der Kirche im Alten Bunde. Es schliesst sich daran eine Geschichte der heidnischen Völker vor Christo und der Zustände der Juden seit der babylonischen Gefangenschaft bis zur Gegenwart. Als Anhang folgt: A Discourse to promote the conversion of the Jews to Christianity. R. Millar beklagt, dass die für die Bekehrung der Juden vorhandene Literatur ihrem Zwecke nicht genügend entspreche. Die Geschichte selbst widerlege die Juden am meisten, die Schrift verheisse ihnen jedoch noch eine Enderlösung aus ihrem kläglichen Zustande. In der Gegenwart müsse man ernstlich an ihrer Bekehrung arbeiten. Auf ihre Einwürfe sei sorgfältig einzugehen, vor allem aber für sie zu beten und die Jugend mit ihrer Literatur bekannt zu machen. Eine unbeschränkte Freiheit der Juden sei nicht rathsam. Mit einer herzlichen Anrede an die Juden und mit der Bitte, Jesum zu ergreifen, da sie ohne denselben keine Versöhnung für ihre Sünden fänden, schliesst das Werk. Eine eigentliche Geschichte der Juden in England lieferte in dieser Zeit D. Blossiers Tovey zu Oxford, 1738 unter dem Titel „Anglia Judaica“.

W. Warburton, damals Hofprediger des Prinzen von Wales, verfasste ein Werk: The divine legislation of Mose 1738 und 1741, das von Joh. Christ. Schmidt, Consistorialrath in Baireuth, 1752 ins Deutsche übersetzt wurde. Der zweite Theil enthält eine Widmung an die Juden, in welcher er denselben erklärt, dass aus der Giltigkeit der Religion des Moses auch die der Religion Jesu folge. Die Juden hätten aber stets geglaubt, dass die Religion des Moses hinreiche, den geistlichen Mängeln des Menschen abzuhelfen und die menschliche Natur zum Genusse des höchsten Gutes zuzubereiten, sie hierzu tüchtig zu machen und ihr den Besitz desselben zu verschaffen. Ebenso hätten sie angenommen, dass die Anwendung der Weissagungen auf Jesum Christum falsch sei, und dieselben in ganz anderer Weise ausgelegt. Ihren Irrthum in beiden Beziehungen nun weist er ihnen eingehend nach. Hierauf aber geht er dazu über, ihnen zu zeigen, dass ihre ganze alttestamentliche Vorgeschichte nur durch die Erlösung Jesu Christi verständlich sei. Jene habe den Zweck gehabt, für die Erziehung der ganzen Menschheit zu dienen, und gerade das sei ihr Werth. Das sollten nun aber auch die Juden zu Herzen nehmen und damit sich selber den Segen gönnen,

welchen ihnen das Neue Testament noch für ihre Bekehrung vorbehalten.

Ein anderer Hofkaplan des Prinzen von Wales, Arthur Bedford, hielt nach einer von Frau Moyer errichteten Stiftung aus den Zeugnissen der ältesten Juden und besonders aus den Targumim acht Predigten zur Vertheidigung der Dreieinigkeit und der Menschwerdung des Sohnes Gottes in der St. Pauls-Kirche zu London, die 1741 erschienen.

Für die endliche Bekehrung der Juden legte ein Arzt, Paul Lewis, London 1744 in „A final call to the Jews“ ein Zeugniß ab. Dasselbe Thema behandelt, aber in wahrhaft abschreckender Weise, die Schrift: „A Treatise of the future restoration of the Jews and Israelites to their own land, addressed to the Jews“ 1747 London. Der ungenannte Verfasser hat nichts als honigsüße Worte für die Juden, die er direkt anredet, und zu denen er nur von der Herrlichkeit spricht, welche ihnen demnächst als Erfüllung der Verheissungen werde zu Theil werden. Die Judenverherrlichung hat hier einen Grad erreicht, wie nur in wenigen nicht jüdischen Schriften.

Ins Deutsche übersetzte F. E. Rambach 1751 Bischof Chandlers Vertheidigung der christlichen Religion aus den Weissagungen der Propheten. Unter Benützung der rabbinischen Literatur weist Chandlers nach, dass sich nur die christliche Auslegung der Propheten als die richtige empfehle, und dass eine endliche Bekehrung der Juden zu erwarten stehe. Zu dieser Hoffnung bekennt sich ebenso der Dissenterprediger Nath. Lardner, dessen Ausführungen um so bemerkenswerther sind, als sie vielfach bereits den Einfluss des damaligen Deismus ver-rathen. Joh. Gebhard Pfeil übersetzte Lardners Schrift ins Deutsche, Magdeburg 1754.

Unter den Proselyten, welche dieser Zeitraum in Grossbritannien aufweist, ist Philipp Levy zu nennen.*) Derselbe gab in englischer Sprache eine hebräische Grammatik für Anfänger heraus. Oxford 1705. Am Schlusse derselben wird auch von den Elementen des Chaldäischen, soweit dasselbe für das Alte Testament in Betracht kommt, gehandelt. Erwähnung verdient sonst Jonas Ben. Jakob Xeres**) aus Nordafrika, der durch

*) Wolf B. H. 1, 3 N. 1831².

**) Wolf B. H. 1, 4 N. 823.

d'Allix für das Christenthum gewonnen wurde. Xeres hatte eine vortreffliche Erziehung genossen und war im Hebräischen, Chaldäischen und Arabischen wohl erfahren. In seiner Heimath kam er mit englischen Kaufleuten vielfach in Verkehr und hatte mit denselben häufig Unterredungen über religiöse Dinge. Das führte ihn zu der Frage, ob nicht der Messias bereits gekommen sei. Aber er konnte längere Zeit über dieselbe nicht zur Klarheit kommen, weil ihn das römische Christenthum, welches ihm auf seinen Handelsreisen in Spanien und Portugal entgegentrat, abstieß. Das ganze Wesen der englischen Kaufleute dagegen hatte ihn wohlthuend berührt, und so beschloss er nach England zu gehen. 1707 kam er nach London und wurde dort mit d'Allix bekannt, der ihn unterrichtete und 1709 taufte. Nach seiner Taufe richtete John Xeres eine Ansprache an die Juden „Address to the Jews containing his reasons for leaving the Jewish and embracing Christian religion.“ London 1710. Er redet hier seine früheren Glaubensgenossen in sehr gewinnender Sprache an. Sie hätten ihm alle Liebe bewiesen, daher fühle er auch nur Dankbarkeit gegen sie und wünsche darum desto mehr, dass auch sie das Heil in Christo an sich selbst erlebten. Er legt dann den Seinen alles vor, was ihm Zweifel am Judenthum bereitet und was ihm zum Anstoss an der christlichen Religion gedient habe. Ueber das alles habe ihm d'Allix den rechten Aufschluss gegeben. Jetzt kenne er den Ungrund des talmudischen Judenthums, und aus dem Alten Testamente beweist er dies nun auch den Seinen. Man habe ihm das Neue Testament gegeben und dasselbe habe er mit den jüdischen Büchern verglichen. Da habe er gefunden, dass die Bücher des Neuen Testaments in einem ganz anderen Zusammenhange mit dem Alten Testamente stünden als die talmudischen und rabbinischen Schriften. Aber selbst „das Alte Testament war nur das Gerüst; seit nun das Haus fertig dasteht, ist das Gerüst hinweggenommen worden.“

Darauf bespricht Xeres die Messiaslehre, den Unterschied Jesu Christi von allen falschen Messiasen und zeigt, wie sich die ganze Geschichte Israels und die ganze Prophetie auf Christum hingestreckt hätten. Das schwerste Bedenken gegen das Christenthum sei ihm die Lehre von der Dreieinigkeit gewesen; in desto schönerer Weise aber thut er jetzt den Juden dar, wie sich ihm auch dieses Bedenken nach der Schrift gelöst habe. Manche Verheissungen derselben endlich stünden allerdings noch aus,

aber dies allein darum, weil sie vom Glauben abhängig seien, und zum Glauben ruft er daher jetzt desto angelegentlicher die Seinigen.

Die Halle'schen Missionare haben später Xeres wiederholt in England besucht und ihm stets das Lob eines frommen und treuen Christen ertheilt.

Ein Proselyt Abraham Bar Jakob veranstaltete eine Uebersetzung der englischen Liturgie ins Hebräische, welche die Bibliothek des Erzbischofs Marsh im Manuscript enthielt, während sich eine andere, aber gleichfalls nur im Manuscript vorhanden, von einem anderen Verfasser in der Bibliothek des Trinity Colleg zu Dublin befand. Die Abraham'sche Uebersetzung wird als nicht frei von Fehlern bezeichnet, immerhin aber als ein Zeugniß von der Gelehrsamkeit ihres Verfassers anerkannt.

Moses Marcus,*) in London 1701 geboren, war der Sohn reicher jüdischer Eltern, die ihn zur Vollendung seiner Erziehung nach Hamburg sandten. Hier machte er die Bekanntschaft mehrerer evangelischer Prediger, mit denen er sich viel über Glaubenssachen unterhielt. Das Neue Testament wurde das Mittel, ihn völlig zu überzeugen. 1721 war indess sein Vater mit unermesslichem Reichthum aus Indien nach England zurückgekehrt und forderte jetzt den Sohn auf, zu ihm nach London zu kommen. Dort nun theilte derselbe seinem Vater die Veränderung, welche indess seine religiösen Ueberzeugungen erfahren hatten, mit; letzterer erschrock darüber und wollte ihn gänzlich enterben, ja er drohte ihn umzubringen, wenn er sich taufen liesse, und warf thatsächlich auch einmal nach ihm mit einem grossen Messer. Dem Sohne war jedoch das Evangelium zu tief ins Herz gedrungen, und 1723 empfing er die Taufe. 1724 setzte er in einer zu London erschienenen Schrift „Principal motives to leave the Jewish faith“ auseinander, welche Gründe ihn zum Verlassen des Judenthums bestimmt hätten, obwohl er dadurch in sehr bedrängte Lage gerieth. Er war aber innerlichst von der neu erlangten Erkenntniß erfüllt und suchte für dieselbe nun auch andere Juden zu gewinnen. In jener eben genannten Schrift bewies er den Juden die Messianität Jesu und mehrere Lehren der christlichen Kirche aus dem Alten Testamente, während er gleichzeitig das Verkehrte vieler talmudischen Lehren darthat, und be-

*) Wolf B. H. 4 N. 1606 d. Rhein.-Westphäl. Missionsblatt 1846 N. 5.

sonders darauf hinwies, dass die Juden in Folge ihrer Verwerfung Jesu so vielen betrügerischen Messiasen verfallen seien. Ebenso aber war Marcus über die Angriffe, welche das Alte Testament in freidenkerischen Kreisen Englands zu erfahren begann, äusserst entrüstet. Zur Bekämpfung von Will. Whiston übersetzte er Theil 2 der *Critica sacra* des D. Jo. Gottlob Carpzov ins Englische, die Uebersetzung gleichzeitig mit Bemerkungen für seine Leser begleitend. London 1729.

Callenberg's Berichte (1492) nennen sodann einen Proselyten Abraham Juda, der als Professor in Dublin wirkte und dort auch auf andere Juden Einfluss ausübte, wie er denn einen Christoph Salomo, der aus Polen stammte, zum Christenthum geführt hat. Lehrer der orientalischen, italienischen, spanischen und portugiesischen Sprachen in London war David Aboab, der 1750 daselbst: *Short, plain and well grounded introduction to Christianity with the fundamental maxims of a true Christian, published at first at Venice in Arabic and Italian, in lateinischer Uebersetzung* herausgab. Der eigentliche Verfasser des Buches war ein Jesuit, welcher unter den Muhammedanern als Missionar gewirkt und hierbei erkannt hatte, dass zur Bekehrung der Muhammedaner eine bessere Religion als die römisch-katholische nothwendig sei, dadurch zum Protestantismus geführt wurde und nun zur Unterweisung von Muhammedanern und Juden im Christenthum das genannte Buch verfasste. Die Beweise in demselben sind allein dem Alten Testamente entnommen und lassen es deutlich erkennen, dass jener frühere Jesuit zu einem innerlichen Christenthum hindurchgedrungen war. Der Uebersetzer Aboab hat eine ziemliche Meinung von sich selbst, und seine Uebersetzungen alttestamentlicher Stellen, die er hinzufügt, sind zum Theil wunderlicher Art. Dass er aber eine Schrift, die sehr ernst auf wahre Busse, wahren Glauben und wahre Heiligung dringt, herausgab, war ein Verdienst desselben. Im Anfange des Buches theilt er ein Gedicht über die Bekehrung des Apostel Paulus mit, welches Rev. Sam. Say zur Warnung der Juden gedichtet hatte.

Eine edle Proselytin war die Frau des englischen Consuls Usgate in St. Jean d'Acre (Ptolemais), welche St. Schultz und den erkrankten Woltersdorf Monate lang überaus freundlich in ihrem Hause beherbergte. Dieselbe ist auf dem Berge Karmel getauft worden und hatte zum Dank dafür das Gelübde gethan, alle Jahre, wenn

es möglich wäre, einmal ihre Taufstätte zu besuchen. Von dem Heile, welches sie selbst erfahren, legte sie auch vor anderen Juden Zeugniß ab, und es gelang ihr z. B. in jener asiatischen Stadt einen früheren Glaubensgenossen für das Christenthum zu gewinnen. Dafür erntete sie freilich den bitteren Hass der anderen dortigen Juden, welche selbst die muhammedanische Bevölkerung gegen sie aufzuregen suchten. Als sich ihr Gesinde weigerte, die leinenen Lappen, welche auf die eiternden Wunden Woltersdorfs gelegt wurden, weiter zu waschen, weil dieselben einen entsetzlichen Geruch verbreiteten, that es diese edle Dame wiederholt selbst. Schultz schreibt: „Sie that das, wovor die geringste Magd sich scheute“. Sie wollte den Missionaren, welche ihrem Volke das Heil verkündigten, zeigen, wie hoch sie dieselben für diesen ihren Dienst schätze. Nach Woltersdorfs Tode sorgte sie dafür, dass dessen Begräbniss recht feierlich gehalten wurde, und dass sein Grab einen schönen Denkstein erhielt.

Trotz der kleinen Zahl von Juden in England gab es damals dort nicht wenige Proselyten, ein Beweis für den Eifer, mit welchem sich viele Christen des Landes die Bekehrung der Juden angelegen sein liessen. Die Callenberg'schen Missionare fanden denn auch in England besonders warme Freunde, und die dortige Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß unterstützte Callenberg gern. Rev. Dr. Doddrige veranlasste eine englische Uebersetzung der früheren Nachrichten des Institutum und sprach sich besonders über St. Schultz ungemein lobend aus.

7. Dänemark, Schleswig und Holstein.

Die Zahl der Juden blieb auch in diesem Zeitraum in Dänemark eine geringe, aber an Theilnahme für sie fehlte es hier nicht, sondern dieselbe gewann in diesem Lande, welches durch den Pietismus in wohlthätiger Weise beeinflusst wurde und das nun auch die Missionsinteressen desselben theilte, sogar eine rechte Wärme.

Johannes Lundius aus Tondern schrieb „Jüdische Heiligthümer“, die Dr. H. Muhlius mit einer Vorrede vom Jahre 1701 versehen dann herausgab. Lundius wie Muhlius, der holstein'scher General-Superintendent war, waren von lebhafter Sorge für die Juden, mit deren Literatur sie sich auch eifrig beschäftigten, erfüllt. Doch hat Lundius in derselben allerdings nicht selbständige

Forschungen angestellt, sondern überwiegend und mit Fleiss die Arbeiten anderer benutzt. Was aber Lundius zum Studium der jüdischen Literatur besonders trieb, war das Verlangen, dass Israel bekehrt werden möchte; seine Vorrede sagt dies ausdrücklich. Nach einem Gebete zu Gott, dass er bald eine allgemeine Bekehrung Israels zuwegebringen und alle christlichen Obrigkeiten regieren möge, sich der Juden anzunehmen, bittet er alle jetzt lebenden Juden und deren Nachkommen, „den rechten Messias anzunehmen, auf dass endlich mit uns armen Heiden das ganze Israel selig werde, um des alleredelsten Juden, unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi willen, der aus den jüdischen Vätern her stammt nach dem Fleisch und zugleich Gott ist über alles, hochgelobt in Ewigkeit“.

Die talmudische Literatur fand Bearbeiter in den beiden Wöldicke zu Kopenhagen, Georg und Markus, welche von 1722 bis 1738 mehrere Traktate ins Lateinische übersetzten und commentirten und auf Maimonides ihre Studien richteten.

J. Wandalinus in Kopenhagen sprach in einer lateinischen Abhandlung 1722 seine freudige Zuversicht zu einer letzten allgemeinen Bekehrung der Juden aus. Ueber die allgemeine Judenbekehrung entstand ein lebhafter Streit zwischen den jütländischen Geistlichen Hans Guldager und Lassen Tychonius, von denen der Letztere für dieselbe energisch eintrat. Peter Wessel liess 1721 in Kopenhagen eine Schrift „Geistlich todter Jude“ erscheinen. Er besprach in derselben besonders eingehend die Gründe, welche der Bekehrung der Juden entgegen stünden und redete den Christen ernst ins Herz, dass sie sich die geistliche und leibliche Versorgung der Proselyten mehr sollten angelegen sein lassen.

Ein Beweis dafür, dass den Juden zu dieser Zeit besondere Aufmerksamkeit in Dänemark geschenkt wurde, ist auch des Freiherrn Ludwig Holberg Jüdische Geschichte von Erschaffung der Welt bis auf die Gegenwart, die Georg Aug. Detharding aus dem Dänischen 1747 ins Deutsche übersetzte. Das Buch aber enthält nicht bloss die Geschichte der Juden im engeren Sinne, sondern auch die ihrer Gebräuche und religiösen Ansichten; in allen seinen Urtheilen zeigt es grosse Mässigung und ist hierdurch ein Beweis, wie weit schon die Umwandlung zum Besseren auch in diesem evangelischen Lande vorgeschritten war.

Eine Verordnung von Friedrich IV. 1728 bestimmte, dass die Juden in Kopenhagen alle Donnerstage das Waisenhaus be-

suchen und eine christliche Predigt daselbst anhören sollten. Die Geistlichen Dürkop, Schreiber und Königsmann theilten sich in diese Predigten. Die Gegenvorstellungen der Juden wurden auf den Betrieb des Schlosspredigers Hersleb abgewiesen, aber ein Brand im Waisenhause setzte den Predigten bald ein Ziel. Die Einrichtung derselben wurde dem Einfluss eines Professors, welcher vordem Jude war, zugeschrieben. Wer dieser Professor gewesen ist, wird aber nicht erwähnt, Clausberg, der am Hofe unterrichtete, kam erst 1733 nach Kopenhagen. Der letztgenannte gehört zu den hervorragenderen Proselyten der früheren evangelischen Kirche.

Christlieb von Clausberg,*) dessen jüdischer Name uns nicht bekannt ist, wurde 1689 in Posen geboren. Ueber seine früheren Verhältnisse als Jude lässt er sich in seiner Schrift „Licht und Recht der Kaufmannschaft“ Danzig, 1724 bis 1726, welche Angaben über seinen bisherigen Lebensgang enthält, nicht aus. 1716 finden wir ihn in Clausthal, wo er von dem Superintendenten Caspar Calvör, welcher 1710 den bekannten Juden-Katechismus geschrieben hat, unterrichtet wurde. Diesen Katechismus hat Calvör der Unterweisung jüdischer Katechumenen, die ihm öfters vorkam, zu Grunde gelegt, und auch Clausberg hat aus demselben die christliche Lehre kennen gelernt. Seinen Namen erhielt er von der Stadt, in welcher er 1716 getauft wurde. 1722 finden wir ihn dann in Danzig, wo er sein Buch Licht und Recht der Kaufmannschaft erscheinen liess, welches Reduktionstabellen der verschiedenen Münzsorten, Wechsel und Waarentabellen enthält. Er erhielt sich in dieser Stadt durch Unterrichten im Hebräischen, Talmudischen, Rabbinischen und der Rechenkunst. Seine mathematischen Kenntnisse halfen ihm hernach auch weiter, und seine demonstrative Rechenkunst erlebte noch 44 Jahre nach seinem Tode, 1795, eine neue, die fünfte Auflage.

Er kam 1733 nach Kopenhagen, und sein Rechentalent zog dort die Aufmerksamkeit des Hofes auf sich. Christian VI. bestellte ihn zum Lehrer des Kronprinzen in der Arithmetik, Finanzwissenschaft und hebräischen Literatur, später auch zum Revisor der Königlichen Privatkasse. In dieser Stellung erwarb er sich die Zufriedenheit des Monarchen in solchem Grade, dass er zum Staatsrath, Baron und Ritter des Danebrogordens ernannt

*) Dibre Emeth 81 S. 26 ff.

wurde. Dies scheint der erste Fall zu sein, dass ein evangelischer Proselyt geadelt wurde. Nach dem Tode des Königs aus dem Dienst entlassen, starb er 1751 in einem Alter von 62 Jahren. Er hinterliess eine Wittwe, die Tochter eines Offiziers, und mehrere Kinder. Die Wittwe heirathete hernach einen Herrn v. Bothmer.

Ueber die Entwicklung seines inneren Lebens sprach er sich gegen die Halle'schen Missionare St. Schultz und Bennewitz bei ihrer Anwesenheit in Kopenhagen während des Jahres 1748 in ungemein schöner Weise aus. „Ich bin über 30 Jahre {dem Namen nach ein Christ gewesen, aber ich habe wahrlich nicht gewusst, was das wahre Christenthum sei. Nun ich aber in die Stille komme, lerne ich es erst. So viel ist mir gewiss: wenn auch kein Mensch glaubte, dass Jesus der Messias sei, so glaube ich es. Allein das wahre Leben habe ich nicht erfahren gehabt, darin bin ich jetzt noch ein kleines Kind.“ Mit besonderem Ernst bekannte er es auch, dass man den Proselyten gegenüber meistens zu sorglos sei und glaube, dass sie keines weiteren Unterrichts bedürften, wenn sie getauft seien. Seine früheren Glaubensgenossen blieben ihm stets ein Gegenstand treuer Sorge, und wo sich die Gelegenheit dazu bot, bezeugte er ihnen die Nothwendigkeit ihrer Bekehrung.

Von dem reichen portugiesischen Juden Texeira de Matos, der Agent der Königin Christine in Hamburg war, soll eine christliche adlige Familie in Jütland abstammen. Ein Proselyt, nur mit dem Anfangsbuchstaben K oder R bezeichnet, der früher in Callenbergs Druckerei beschäftigt war, wird 1751 als Katechet in Kopenhagen angeführt.

Der Eifer, mit welchem man sich der Juden in Kopenhagen annahm, blieb nicht ohne Frucht. Obwohl die Zahl der Juden in dieser Stadt nicht gross war, wurden doch, wie St. Schultz in Leitungen I, 176 aus dem Jahre 1742 erzählt, in einigen Jahren daselbst 20 Juden getauft, von denen aber freilich nur wenige rechtes Vertrauen erweckten. Im Jahre 1750 trat eine Familie von fünf erwachsenen Personen, die den Namen Neumann annahmen, zum Christenthum über. Kopenhagen gehörte damals zu den Städten, in welchen Judentaufen ganz besonders zahlreich stattfanden, und die Halle'schen Missionare fanden in der dänischen Hauptstadt wie im ganzen Lande für ihr Werk eine besonders herzliche Theilnahme. Das Beispiel, welches der

fromme Hof gab, wirkte hierzu besonders mit. Eine ungewöhnliche Langmuth und Liebe legte besonders der Consistorialrath Rohn^{*)} den Proselyten gegenüber an den Tag. Hätte es viele Männer seiner Art gegeben, dann wäre der Eingang des Evangeliums unter den Juden auch stets ein leichter gewesen.

Die Sammlungen zum Bau des Reiches Gottes, Leipzig und Frankfurt vom Jahre 1732, berichten über eine Proselyten- und Exulantenanstalt des Pastors an der Domkirche in Schleswig, Paul Mercatus, dessen Waisenanstalt schon mehrere Jahre bestand; an die letztere schloss dieser Geistliche das neue Unternehmen an. Ein dänischer Rath schenkte ihm zu diesem Zweck sein an der Domkirche gelegenes geräumiges und sehr bequemes Haus mit einem Hofe. Nachdem ein um seines Glaubens willen vertriebener Prediger hier ein Asyl gefunden, nahm Mercatus nun auch Juden, die Christen werden wollten, daselbst auf und bot ihnen in seiner Anstalt die Gelegenheit, sich ihr eigenes Brot zu erwerben. Mercatus liess dann eine Nachricht von dem, was er begonnen, in die Öffentlichkeit ergehen und versprach, sein Unternehmen zu vergrössern, wenn ihm die Mittel hierzu gewährt würden. In einer Fortsetzung seines Berichtes aber gab er besonders Mittheilungen über zwei Proselyten, die durch seine Anstalt gewonnen worden waren oder dort Aufnahme gefunden hatten, einen ehemaligen Rabbiner aus Schlesien, mit Namen Moritz Wilhelm Christian Keyser und Friedrich Lud. Gotthold, einen jüdischen Handelsmann aus Wildungen. Spätere Nachrichten über den Fortgang und die Schicksale dieser Anstalt waren nicht zu ermitteln, und wir finden derselben auch später nicht weiter Erwähnung gethan, so dass wir annehmen müssen, dieselbe sei bald wieder eingegangen. Erkundigungen in Schleswig selbst führten gleichfalls zu keinem Ergebniss.

8. Die nordischen Länder.

In Schweden und Norwegen durften die Juden auch während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich noch nicht niederlassen, aber das Interesse an denselben erlahmte trotzdem nicht. Die rabbinischen Studien fanden nach wie vor in Upsala und Stockholm eifrige Freunde besonders unter den Professoren.

^{*)} Freund Israels. Berlin 1825, 2, 150. Dibre Emeth 1883 S. 179.

Sal. Ibn Melech zumal war ihr Lieb ling. Ueber Theile seiner Commentare schrieben Joh. Schult in Upsala 1708 und in Stockholm J. Fahlander 1706, Olav Norberg 1708 und N. Brodberg 1711. Stridzberg bearbeitete Abarbanel, dessen Auslegung von Jesaia 2 er 1731 in lateinischer Uebersetzung und Erklärung herausgab.

Andreas Norrelius verlegte sich auf die jüdische Geheimlehre und liess 1720 in Amsterdam den Phosphorus orthodoxae fidei veterum cabbalistarum erscheinen, in welcher Schrift er sowohl die Gedanken des Proselyten Joh. Kemper als auch seine eigenen Ansichten über das Geheimniss der Dreieinigkeit und der Gottmenschheit des Messias im Sohar niederlegte. Beide waren fest überzeugt, im Sohar die christliche Lehre fast völlig wieder zu finden, und Norrelius wollte darum, dass seine Schrift als Missionsschrift zur Bekehrung der Juden verwandt würde.

Da es einer besonderen Erlaubniss für die Juden, die Christen werden wollten, bedurfte, um Aufnahme in Schweden zu finden, so konnte die Zahl der Proselyten daselbst keine grosse sein. Wir nennen von solchen Simon Rosenbohm,^{*)} der früher Rabbi unter den Seinigen war und sich dann um 1720 als Lehrer des Hebräischen auf der Universität Upsala aufhielt. Bei der Krönung König Friedrichs hielt er öffentlich eine rabbinische Rede, und eine andere ebensolche bei Gelegenheit des Friedensschlusses zwischen den Königen von England, Dänemark und Preussen.

Eine längere Reihe von Jahren hindurch war auch Christian Peter Löwe oder Lebh,^{**)} Docent der orientalischen Sprachen an der Universität Upsala. Er unterrichtete viele Studenten in diesem Fache. Später wollte er in schwedischer Sprache einen „Spiegel der jüdischen Religion“ herausgeben, der, nach dem vorliegenden Plane, in 58 Kapiteln die Gebräuche der Juden jener Zeit schildern sollte. Ob das Buch, dessen Erscheinen damals die gelehrten Zeitungen vorbereiteten, wirklich herausgekommen ist, war nicht zu ermitteln. Die Absicht von Löwe war, durch dieses Buch die Christen mit dem Judenthum bekannt zu machen, und den Juden den Beweis zu führen, das Jesus der

*) Wolf B. H. 3 N. 2138 c.

**) Wolf B. H. 4 N. 1897 g.

Messias sei, nebst den Gründen, aus denen sie sich an Jesu ärgerten.

Schweden fehlte auch unter den Ländern nicht, welche das Callenberg'sche Unternehmen mit Freuden begrüßten und dasselbe beförderten.

In Kurland, das den Juden die Thore noch nicht geöffnet hatte, bestritt Superintendent D. Wölfer 1745 die Lehre von der allgemeinen Bekehrung der Juden am Ende der Zeiten gegen einen anderen Geistlichen des Landes, Hesselberg, welcher dieselbe in einer besonderen Schrift vertheidigt hatte. Unter den Geistlichen aber gab es manche, die ein Herz für die Juden hatten, und so kam es, dass, obwohl im Herzogthum Juden nicht wohnen durften, man daselbst wiederholt solche und besonders aus Polen, die ein Verlangen nach der Taufe äusserten, aufnahm. Alexander Gräve, Superintendent des Herzogthums, Consistorialrath und Oberprediger in Mitau z. B., der 1746 starb, hat nicht weniger als 18 Juden getauft.

9. Nord-Amerika.

In den britischen und holländischen Besitzungen Nord- und Süd-Amerikas, auf dem Festlande wie auf den Inseln wohnten, wengleich nicht viele Juden, in Nord-Amerika besonders war ihre Zahl keine grosse.

Der geistliche Einfluss Englands war in Nord-Amerika immer deutlich zu verspüren, und von dort her wurde auch manches evangelische Gemüth für die Juden erwärmt. Dass man in den ernsteren Kreisen Nord-Amerikas in dieser Zeit ein Herz für die Juden hatte, tritt besonders bei Gelegenheit der ersten Taufe, welche man von dorthier zu melden weiss, an den Tag. Der Täufling hiess Rabbi Juda Monis in Boston.*) Rev. Benjamin Collmann, welcher denselben taufte, bezeugt, dass man in Amerika oft um die Erleuchtung der Juden bete, und dass Gott wohl mit denselben grosse Absichten vorhaben möge. Mit heiliger Ungeduld und grossem Verlangen hofften sie auf die täglich erbetene Rettung Israels. Die Juden werden der Christen-

*) Geschichte der Juden von Hannah Adams in Boston, 2, 243 ff. Jewish Expositor von 1821 S. 41. 81. 125. 165. 245. 285. 325 ff. Dibre Emeth 1880 S. 154. 192 ff.

heit einst das Leben aus den Todten bringen; was sie jetzt noch hindere, sei, dass ihnen die Decke über dem Alten Testamente liege.

Was Monis selbst betrifft, so war er vorher ein Rabbi gewesen, in Algier geboren und in Italien erzogen. Nach seiner Taufe erhielt er das Amt eines hebräischen Lehrers am Harvard Collegium im amerikanischen Cambridge. 1761 legte er nach dem Tode seiner Frau dieses Amt nieder und starb 1764 in einem Alter von 81 Jahren. Er war ein tüchtiger Hebräer und auch in anderen Wissenschaften wohl bewandert. Bei seinem Tode hinterliess er ausser dem Erbe für seine Frau 5 bis 600 Dollars zur Unterstützung von Wittwen armer Geistlichen. Die Lauterkeit seiner Bekehrung und sein tadelloser Wandel werden besonders hervorgehoben.

Bei seiner Taufe richtete er an seine früheren Glaubensgenossen eine Reihe von Abhandlungen, die den Titel „The Truth, The whole Truth, Nothing but the Truth“ trugen. In diesen Schriften, welche also die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit bezeugen sollten, stellte er 9 Gründe auf, mit denen die Rabbinen die Ankunft des Messias bestreiten. Auf dieselben antwortete er nicht allein mit christlichen Gründen, sondern auch mit solchen, die er rabbinischen Schriften entnahm. Der Anhang enthält sein Glaubensbekenntniss. Increase Mather hat das Ganze mit einer Vorrede versehen.

In der Zueignung an seine Brüder nach dem Fleisch spricht Monis die Hoffnung aus, sie würden ihn trotz seines Uebertrittes nicht hassen, sondern bereit sein, aufmerksam seine Ausführungen zu prüfen. Er habe im Alten Testamente das ganze Leben und Wesen Jesu Christi beschrieben gefunden. Die christliche, die protestantische Religion wenigstens stütze sich völlig auf die Schrift und sei frei von Aberglauben; auch die Lehre von der Dreieinigkeit sei dem Alten Testamente gemäss. Was für Mosen spreche, spreche auch für Christum. Aber auch viele ältere Rabbinen hätten das Alte Testament so ausgelegt, wie es christlicherseits geschehen.

Danach geht er zur Abhandlung über. Er führt aus: Jedes Ding, das Bestand haben soll, muss ein sicheres Fundament haben. Die Kirche Gottes hat Jesum Christum zum Fundament, und dasselbe hat sich bisher bewährt, es werde sich aber auch weiter bewähren. Früher hat die Kirche Gottes an sein Kommen

hoffend geglaubt, jetzt glaubt sie an sein bereits erfolgtes Kommen. Die Juden behaupten, der Messias solle noch erst erscheinen. Aber der Kirche ist es mit ihrem Glauben gelungen, die Juden dagegen sind mit ihrer Leugnung Jesu Christi als religiöse und politische Gemeinschaft gesunken; sie werden auch nicht eher wieder eine geistlich und leiblich blühende Nation werden, als bis sie sich zu Christo bekehren. Dies haben die Propheten bereits vorausgesagt. So Hosea 3, 4. 5. Die Juden sind nun schon so viele Jahrhunderte alles dessen beraubt, was nach dem Zeugnisse Hoseas ihnen genommen werden sollte, und sind in den von diesem Propheten ihnen angedrohten Zustand gerathen. Daher glaube er aber auch an die Erfüllung der eben daselbst ausgesprochenen Verheissung, dass sie ihren König suchen und ihn anschauen würden, den sie durchbohrt haben.

Monis geht dann auf die jüdischen Einwürfe gegen die bereits erfolgte Ankunft des Messias ein, die er eben sowohl mit Gründen der Schrift als der jüdischen Literatur widerlegt.

In der 2. Abhandlung *The whole Truth* bespricht er die Gründe, welche die Juden von der Person Jesu Christi fern halten, worauf er dann die Bibel und die jüdischen Schriften den Beweis für die Gottheit des Messias liefern lässt.

In der 3. Abtheilung *Nothing but the Truth* führt Monis aus, dass die Lehre von der Dreieinigkeit im Alten Testamente und in der kabbalistischen Literatur der Juden ebenfalls enthalten und keine Neuerung der Christen sei. In der kabbalistischen Literatur war Monis offenbar sehr bewandert und dieselbe hat auch für ihn einen grossen Reiz gehabt.

Später gab Monis eine hebräische Grammatik heraus. Seine Aeusserungen machen den Eindruck eines durchaus aufrichtigen und nachdenkenden Mannes.

In Surinam liess es sich die Brüdergemeine angelegen sein den dortigen Juden das Evangelium nahe zu bringen, und nach ihren Berichten hat sie hiebei willige Hörer gefunden. In Nord-Amerika aber und in den Colonien Süd-Amerikas erbat man sich wiederholt Schriften des Halle'schen Institutum, und wurden solche auch öfters dahin gesandt. In der Unterstützung des Institutum vereinigten sich bis zu einem gewissen Grade die hauptsächlichsten evangelischen Kirchen jener Zeit zu einem gemeinsamen evangelischen Judenmissionswerke.

10. Gesamt-Ergebniss der älteren Periode.

In dem ganzen Zeitraum bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts stand es bei den evangelischen Völkern ebenso unbedingt wie den römisch- und griechisch-katholischen fest, dass ihre Zugehörigkeit zur christlichen Kirche und ihr christlicher Volkscharakter auch ihr gesamtes Verhältniss zu den Juden in ihrer Mitte entscheidend zu bestimmen hätten. Damit hatte dieses Verhältniss aber eine klare und sichere Grundlage, die auch allen Anspruch auf Haltbarkeit besass, wenn man sich dessen nur recht bewusst wurde, welche Aufgaben und Forderungen das Wesen einer christlichen Volksgemeinschaft mit sich bringe. Hierüber nun fand ein Ringen in dem ganzen Zeitraume der ersten 2 $\frac{1}{2}$ Jahrhunderte innerhalb der protestantischen Welt statt.

Es ist dabei aber vor allem die bedeutsame Thatsache geltend zu machen, dass die evangelische Kirche schon in ihren allerersten Anfängen die Sorge für die Juden empfand, und dass in ihrem Bewusstsein der Gedanke an eine Missionsaufgabe an denselben von Anbeginn erwachte.

Nach der Zeit ihres ersten Werdens beschäftigt man sich alsdann eingehend in der evangelischen Kirche mit den Juden und zwar zunächst vorherrschend von dem Gesichtspunkte geleitet, wie stark die eigene evangelische Sache und wie schwach die der Juden sei. Man gewinnt aber nach und nach eine immer innerlichere Stellung zu den Juden und sucht nun vielfach mit herzlichem Verlangen ihr Heil.

Den ganzen früheren Zeitraum hindurch wird jedesfalls die Judenfrage als eine Frage, die einen religiösen Inhalt habe und religiöse Forderungen stelle, empfunden, und deren Lösung beschäftigt stets wachsende Kreise der evangelischen Christenheit. Die römisch- und griechisch-katholischen Völker, welche doch den grössten Theil der Juden unter sich wohnen hatten, sind auch nicht entfernt so tief von dem Gedanken bewegt worden, was sie zu thun hätten, damit sie sich an den Juden als christliche Völker beweisen möchten. Das Inschränkenhalten der Juden durch äussere Mittel und das Gehenlassen derselben, so weit es das religiöse Verhältniss betraf, waren dort offenbar die hauptsächlichsten und die leitenden Grundsätze.

Die evangelische Christenheit dagegen hat in ihren wichtigsten Gliedern wenigstens von Anfang an das Gefühl gehabt, dass ihr

Verhältniss zu den Juden einen positiven Inhalt haben müsse. Thatsächlich haben auch überall in ihr, wo eine lebhaftere Berührung mit den Juden stattfand, die verschiedensten Kreise wenngleich in verschiedenem Grade und in sehr verschiedener Weise, die Nothwendigkeit empfunden, für das Beste der Juden zu wirken. Es brachte der evangelischen Welt nun doch einen Vortheil, dass hier die Kirche nicht allein die christlichen Aufgaben zu bestimmen und nicht sie allein anzugeben hatte, wie dieselben erfüllt werden müssten, sondern ihre einzelnen Glieder sowohl in der bürgerlichen als in der religiösen Gemeinschaft eine ihnen selbständig zukommende christliche Pflicht kannten. Viele Fürsten und Obrigkeiten in grossen wie in kleineren Gemeinwesen wussten daher auch von einer heiligen Verantwortung, die sie in ihrem Amte und in ihrer Aufgabe den Juden gegenüber hätten, und unter den Theologen empfand man dies in noch höherem Grade.

Der Schäden, an welchen das ganze Verhältniss zu den Juden in der bisherigen Zeit litt, wurde man sich unter den Evangelischen mit grösserem Gerechtigkeitsgeföhle bewusst, und dies sowohl, wenn man die religiöse, als wenn man die bürgerliche Seite desselben ins Auge fasste. Es gibt denn auch keinen Punkt desselben, an dem nicht das Richtige des Oefteren klar und schön bezeugt worden wäre.

Die Wirkung dessen blieb nicht aus, sondern das Zeugniss der Wahrheit übte auch seine Macht hin und her. Zunächst half es die eigene Stellung der Juden wenigstens in der Mitte und im Westen Europas erschüttern, und dieser negative Erfolg ist ein überaus bedeutsamer; denn er sollte einer besseren Zukunft die Wege bahnen. Das war, wenn die Gesamtheit der Juden ins Auge gefasst wird, die nächste Frucht der Thätigkeit, welche evangelischerseits unter den Juden entfaltet wurde.

Aber freilich lag in der Art, wie nun die evangelische Welt an die Judenfrage herantrat, noch so manches, was ihre eigene Wirksamkeit und ihre Kraft auf diesem Gebiete auch lähmte. Man erhob sich vor allem zu keinem Gesamtwirken und zu keinem rechten Aufnehmen des hier gebotenen Werkes durch die eigentlich dazu verpflichteten grossen Gemeinschaften.

Allerdings wurden viele einzelne Stimmen, welche auf die nothwendig zu gehenden Wege hinwiesen, laut, viele einzelne Bemühungen geschahen, um etwas Gesundes zu Stande zu bringen, viele Samenkörner wurden ausgestreut, die allmählig

auch aufgingen. Die innere Stellung zu den Juden wandelte sich darüber während der ersten 2^{1/2} Jahrhunderte zu den Juden sichtlich, und die evangelische Christenheit beeinflusste, obwohl man sich gegenseitig dessen nicht immer so klar bewusst wurde, auch die katholische in diesem Punkte. Der Fortschritt ist ein ganz unverkennbarer. Und diese innere Wandlung geschah innerhalb der evangelischen Welt allein dadurch, dass man in ihr das Schriftwort die Macht sein lassen wollte, der man auch den Juden gegenüber Gehorsam leisten müsse. Eben deshalb kam man hier in christlicher Weise vorwärts. Wiewohl sich nicht zu einem gemeinsamen Werke zusammenschliessend, fühlten sich doch die Theologen, die Männer der Wissenschaft, die einzelnen Kirchgemeinden, die weltlichen Machthaber, ja auch die einzelnen politischen Gemeinden zumeist gedrungen, eine Aufgabe an den Juden, soweit sie dieselbe verstanden und sie in ihren Bereich zu fallen schien, auszurichten. Der deutsche Pietismus besonders und seine Geistesverwandten in anderen Ländern aber verbreiteten das Bewusstsein, dass eine positive christliche Pflicht an den Juden zu erfüllen sei, auch in weitere Kreise des evangelischen Volkes hinein.

Aber alles dies geschah nun eben doch viel zu vereinzelt und viel zu wenig zusammenhängend, viel zu sehr als eine jeweilige da und dort auftauchende und nicht als ein beständig in gleicher Weise zu erfüllende Aufgabe. Die Stärke wie die Schwäche des Protestantismus trat auch auf diesem Gebiete zu Tage. Vielen Eifer und Ernst erblicken wir bei einzelnen Personen, aber einer ruhig und stetig fortschreitenden Arbeit, die von der evangelischen Gesamtheit getragen worden wäre, begegnen wir nicht.

Das Gewissen erwachte, besonders seitdem der Pietismus in Deutschland und seine Geistesgenossen unter anderen Völkern ihren Einfluss in der evangelischen Welt geltend machten, in vielen Personen den Juden gegenüber; und es kam nur darauf an, dass die aufspriessenden Keime auch recht erwachsen und erstarkten; aber die Gefahr, dass alles zu persönlich blieb, lag überall nahe. Der Pietismus, dem es am meisten gelang, die Juden ihrer Umgebung zu einem Gegenstande ernsterer Herzenssorge zu machen, behielt seine Kraft nun doch allein in der persönlichen Anregung einzelner Personen oder kleiner Kreise. Er hat nie Kraft genug gezeigt, die bestehenden grossen Ge-

meinschaften des kirchlichen wie des bürgerlichen Lebens zu einer Erfüllung ihres christlichen Berufes aufzurütteln oder zu befähigen. Er beschränkte sich darauf, den Leitern dieser Gemeinschaften sein Zeugniß entgegenzuhalten, schreckte aber davor zurück, sie selbst in ihren Bahnen vorwärts zu führen. Der Pietismus trug in sich selbst nicht die Zuversicht und das Vermögen, wegweisend und wegebahnend an die Spitze der Kirche und des evangelischen Volks zu treten, sondern nur kleinere Kreise des Gemeinschaftslebens hoffte er tiefer bestimmen zu können.

Darum war es nöthig, dass der Pietismus von einer anderen religiösen Strömung abgelöst würde, welche mit der persönlichen Gewissenhaftigkeit und der Sorge für das Gedeihen einzelner auch den Muth, die Zuversicht und die Kraft verbände, das allgemeinere Leben mit reicherm Inhalte zu durchdringen und mit grösserer Stärke auszurüsten. Sollte insbesondere die evangelische Christenheit an den Juden eine höhere Macht beweisen, dann war es noth, dass noch manches ernstlich in Angriff genommen wurde, woran man bis dahin höchstens in schwächlichen Versuchen getreten war.

Freilich war es ein Fortschritt, dass man im 18. Jahrhundert allmählig dahingekommen war, den Juden das Zeugniß des Evangeliums auf eine praktische Weise nahe zu bringen. Aber es war schon ein Mangel, dass dies ganz überwiegend eine blosser Privatthätigkeit blieb, und die Kirche sich nicht dazu aufraffte, selbst ihren Zeugenberuf an den Juden auszurichten. Manche weltliche Obrigkeit hat in diesem Punkte die Kirche beschämt; denn mögen sie es mit ihren Judenpredigten noch so verkehrt angefangen haben, so war es doch ein grosses Ding, dass sie ihr Amt als christliche Obrigkeit so hoch auffassten. Weder die erste Reformationszeit, noch die Orthodoxie noch der Pietismus haben die Kirche hier zur rechten Erfüllung ihrer Aufgabe geführt.

Und dazu konnte man mit den Juden nicht weiter kommen, wenn man sie in den traurigen bürgerlichen Verhältnissen liess, welche an ihrem Marke zehrten. Gewiss war es ein schwerer, verhängnissvoller und für alle Theile gleich verderblicher Irrthum der Folgezeit, es zu vergessen, dass auch die bürgerliche Gemeinschaft und die Völker christliche Aufgaben zu erfüllen haben, so dass eben deshalb die Juden nicht in derselben Weise, wie die Christen, als Glieder dem bürgerlichen Gemeinwesen eingefügt

werden können; aber ebenso gewiss war es für die evangelische Christenheit eine Nothwendigkeit, sich eine völlige Umgestaltung des verkümmerten socialen Lebens der Juden angelegen sein zu lassen. Hierin ist jedoch in unserem Zeitraum sehr viel weniger als auf dem Gebiete des Zeugnisses an die Juden geschehen und blieb fast alles noch zu thun, ja, an dieser Stelle zeigte sich die Klippe, an welcher das Werk der früheren Zeit immer wieder zu scheitern drohte.

Ungerecht wäre es jedoch, wenn man nicht anerkennen wollte, dass von Anfang an in der evangelischen Kirche gerade von ihren hervorragendsten geistlichen Führern mit allem Nachdruck die Forderung erhoben worden ist, dass man zur Abstellung dieses Schadens schreite. Was die Folgezeit in dieser Beziehung Gutes geleistet hat, ist die Frucht des unermüdllichen Zeugnisses jener Männer. Entwickelten sich also die evangelische Kirche und die evangelischen Völker nur weiter nach dem, was die gesunden Grundsätze in ihnen waren, dann gelangten beide auch mit den Juden zu einem besseren Ergebniss, und dann gestaltete sich das Zusammenleben mit denselben in der rechten Weise. Ein Bruch mit den evangelischen Grundsätzen war das schlechteste, was geschehen konnte. Nothwendig war vielmehr eine Ueberwindung dessen, was noch unevangelisch war, von innen heraus und ein Erstarcken der eigenen Principien, damit sich die christlichen Lebenskräfte in dieser Kirche und ihren Völkern weiter entfalteten, und dies auch zum Heile der Juden.

Aber es sollte anders kommen, und die Erkenntniss dessen, was hier noth thäte, erst, nachdem viele falsche Wege eingeschlagen waren, in den Gemüthern zu erwachen beginnen.

Zugleich jedoch hat die Geschichte gelehrt, dass, wenn überhaupt die christlichen Völker es lernen sollen, die rechte Stellung zu den Juden zu finden, dies nur vom evangelischen Boden aus geschehen kann, das römische und griechische Christenthum dagegen sie hierzu nicht führen werden.

